This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

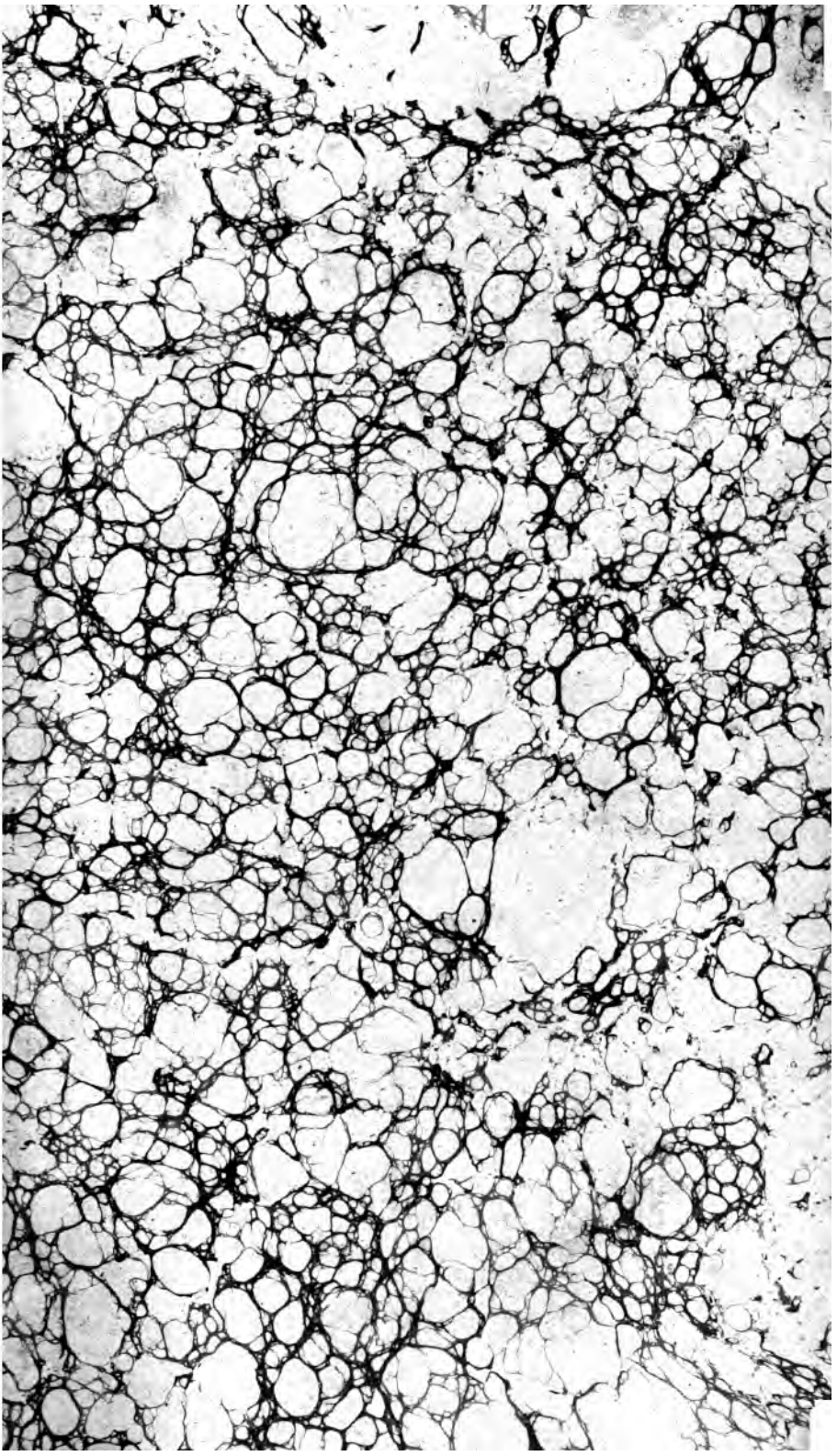
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 70



Lit. var. 138

Bilder

aus dem

Geistigen Leben

unserer Zeit.

Bilder

aus dem

Geistigen Leben

unſerer Zeit

von

Julian Schmidt.

Neue Folge.

Dickens. Fernan Caballero und Alt-Spanien. Lamartine. Pariſer moraliſche Velleïtäten. Heine. Berliner Plaudereien. Der Krieg gegen Frankreich.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1871.

PN764
S35
v.2

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Charles Dickens	1
Fernan Caballero und Alt-Spanien	119
Lamartine	167
Pariser moraliſche Velleitäten	190
Wider den Cancan	191
Dumas Fils	202
Moral und Aeſthetik	216
Flaubert	221
Feydeau	229
Alfred de Muſſet	235
Victor Cherbuliez	245
Victor Hugo	251
Prosper Mérimée	269
Dumas der Aeltere	276
Heinrich Heine	283
Berliner Plaudereien	351
Der Berliner	351
Deutſche Kleinſtaaterei	358
Der Parlamentarismus	365
Graf Bismarck	371
Waldeck	392
Karl Twesten	398
Der Realismus in der Kunſt	404
Hans Makart	410
Richard Wagner	416
Karl Gutzkow	422
Der Krieg gegen Frankreich	467

Charles Dickens.

I.

11. Juni 1870.

Der Tod macht niemals ein so ernstes Gesicht als wenn er ein reich entwickeltes volles Leben zerschneidet. Daß Jeder sterben muß, ist ein trivialer Satz, aber auch die Trivialität sieht paradox aus, wenn man sie auf eine starke Existenz anwendet, auf eine Existenz, die der alltäglichen Gesetze zu spotten schien.

Ich kann nicht läugnen, daß die Nachricht von Dickens' Tod mich heftig ergriffen hat, und ich glaube, daß dies Gefühl wie an einer elektrischen Kette sich durch die ganze Welt ziehn wird. Dickens, trotz seiner starken nationalen Färbung, ja seiner sehr ausgesprochenen nationalen Einseitigkeit, war doch nicht blos der Dichter Großbritanniens: er wurde in allen Welttheilen gelesen und bewundert, so weit überhaupt die europäische Cultur ihre Fühlhörner ausstreckt.

Die Weltstellung der Engländer öffnet ihren Dichtern Pforten, die den Deutschen in der Regel verschlossen bleiben;

sie ist für eine wirkliche Kraft wie das „Sesam öffne Dich!“ aus „Tausend und einer Nacht.“

Aber nur eine wirkliche und große Kraft kann diesen Zauberschlüssel anwenden. Und dies war Dickens: er war, ich sage es dreist heraus, die erste poetische Kraft unsrer Generation, eine Kraft, die, wenn man nur das Elementare in Rechnung zieht, den Wetteifer mit den großen Poeten der Geschichte nicht scheuen dürfte.

Ich sage „das Elementare“, und weise damit auf die Grenzen seiner Bedeutung hin. Denn die Poesie ist nicht blos elementarer Art, sie wird von den Ideen getragen, welche die Welt bewegen, und wenn diese sich der elementaren Kräfte nicht bemeistern, so verwandelt sich leicht zum Zweck, was nur Mittel hätte sein sollen.

Dickens verfügte über die Mittel der Poesie mit einer Kraft und Sicherheit, die immer mehr in Erstaunen setzt, je gründlicher man ihn studirt. Ihm war der Blick gegeben, der nicht nur den ganzen Glanz des Lebens, das Licht, das auf der mannigfaltigen Oberfläche spielt, umfaßt und doch in den feinsten Nuancen überschaut, er hatte auch das Wort in seiner Gewalt, das diese Anschauung nachschafft. Es schien für ihn keine Unmöglichkeit zu geben. Wenn er wollte, so konnte er mit ein paar unbedeutenden Strichen in dem Leser die complicirteste Vorstellung hervorrufen, eine Vorstellung, an der sämmtliche Sinne betheiligt waren, und die man nie vergaß. Wenn er wollte, so konnte er, was im wirklichen Leben nur einen Moment ausmacht, durch die Kraft des Traums zu einer unabsehlichen Reihe von Vorstellungen ausdehnen, wie der Prophet Mohamed, der, ehe er das Glas Wasser in die Schaale ausgoß, alle sieben Himmel durchwandert und beschrieben hatte. Er wußte die Seele in dem heftigsten Schwindel mit sich fortzureißen, ohne daß die einzelnen Eindrücke an Deutlichkeit ver-

loren. Seine Gestalten wirken mit der Kraft einer Hallucination, man kann sich ihrer nicht erwehren, und man wird ihren Eindruck nicht wieder los.

Nicht minder mächtig als seine Anschauung war seine Stimmung. Was für ein Gefühl er auch erregen will, es kommt heraus; die Tonart, die er anschlägt, die Saiten der Seele antworten ihr in entschiedenen Nachschwingungen, wie sehr auch der Verstand, wie sehr zuweilen selbst das Gewissen sich sträuben mag. Es ist in diesen Melodien selten ein großer über das Irdische hinausstrebender Zug; er ist an die Mächte der Erde gebunden, aber welcher Reichthum in den Variationen! Tolle Ausgelassenheit, stille Wehmuth und Rührung, Thränen und Lachen, Grauen und Entsetzen: er ist mit einer Gewalt begabt, der man sich fügen muß. Unmöglichkeiten giebt es für ihn nicht, er stellt sich mitunter die unsinnigsten Aufgaben, grade wie Franz Liszt mit seinem Fingersatz, aber das Instrument gehorcht.

Dickens besaß den Zauberstab, die Elementargeister der mannigfaltigsten Art zu rufen und in Bewegung zu setzen; wenn sie aber in Bewegung waren, so war seine Persönlichkeit nicht stark genug, sie nach Gesetzen der echten Kunst zu beherrschen. Es war oft ein Leben wie im Traum, und seine eigne Seele bewegte sich mitten unter jenen Gestalten, willenlos den elementaren Kräften des Traums anheimgegeben. Dann kamen wieder Zeiten, wo er diese Traumwirkung künstlich nachbildete, wo er aus dem Magier, der seinen Geistern in ihre Kreise folgen muß, ein Virtuos wurde.

Worin lag nun bei aller Macht seiner Phantasie die Schwäche seiner Seele, die ihm die Herrschaft über seine Geister raubte?

Einmal war ihm die Wahrheit, so hoch er sie zu würdigen verstand, so nah er oft an ihre tiefsten Geheimnisse streifte, doch nicht das höchste Gesetz, nicht der kategorische Imperativ. Die

Elementargeister haben aber darin den Instinkt des Kindes; nur von dem kategorischen Imperativ der Wahrheit sind sie zu bändigen; und die Festigkeit des Willens kann man im poetischen Wirken ebensowenig erheucheln, als im realen Leben.

In Dickens' Gemüth war ein reicher Fonds von Liebe; die Thränen der Rührung, die er hervorruft, entspringen aus echt menschlichen Zügen, die er zu zeigen versteht. Aber seine Liebe war weder stetig noch allumfassend; sie wechselte schnell im Grad ihrer Wärme, zeigte Spuren von Laune und Willkür, und es kommen in seinen Werken Züge so grenzenloser Verstimmung und Verbitterung vor, daß man sie mit der schönen Physiognomie seiner Dichtung schwer in Einklang zu setzen weiß. Sein Ideal war ein beschränktes: er zeigte die Fülle des Lebens nur, um vor ihr zu warnen. Das Höchste, was er als Dichter pries, war ein reines gutes Herz, das sich dem Weltgewühl entzog. Dies Ideal des Dichters war nicht das Ideal des lebendigen Menschen, und durch diesen Mißklang zweier Ideale kommt ein gewisser Unfriede in seine spätern Dichtungen.

Zum Theil lag der Grund dieses Doppelwesens darin, daß er sich niemals ernstliche Mühe gegeben hat, seine eigne Bildung zu vertiefen; dem großen geistigen Strom, der die Zeit bewegt, ist er nicht gefolgt; er hat nur seine Wirkungen auf der Oberfläche beobachtet. Wo er malt, ist er glänzend, aber wo er urtheilt, namentlich über Dinge von größerer geistiger Tragweite, fühlt man häufig den Mangel an Berechtigung, und er urtheilt zu oft und zu lebhaft, um diesen Mangel zu verstecken.

Menschenkenntniß aus seinen Werken zu ziehn in dem Sinn, daß man dem unabänderlichen Gesetz der menschlichen Natur näher geführt werde, dazu ist seine Fundgrube nur wenig ergiebig. Aber zur Menschenkenntniß gehört auch die Fülle der Anschauung, und diese gewährt er in reicherem Maß als irgend

ein Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts. Er ist keine Sprachlehre, keine Logik für unser Denken, aber ein Wörterbuch vom ersten Range.

Unsre Ideale zu vertiefen, ist seine Bildung zu schwach. Aber er besitzt die gewaltige Kraft, unsre Fähigkeit des Mitleids zu erweitern und in fruchtbare Anwendung zu bringen. Für Alles, was dem Kreis der irdischen Dinge angehört, weiß er unsre liebevolle Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen, nicht blos für Menschen jeder Art, für Thiere, für Pflanzen, für leblose Gegenstände, für Erde, Wasser und das Firmament. Eine der großen Aufgaben unsrer Zeit ist, uns immer tiefer einzuführen in das Gesammtleben der Natur, und darum soll sein Andenken gesegnet sein: denn er hat zu diesem großen Tempel des Naturgottesdienstes reiche und prachtvolle Bausteine zusammengefügt.

Ich habe bereits vor achtzehn Jahren über Dickens geschrieben, in der Einleitung zur deutschen Gesammtausgabe des Dichters; die nachfolgenden Studien, die noch vor des Dichters Tod veröffentlicht wurden, sind zum Theil bestimmt, jenen ältern Versuch zu ergänzen und zu berichtigen.

II.

Juli 1869.

Man hört häufig die Klage, daß unsre Zeit, die in andern Dingen so Großes leiste, für die Poesie den Sinn verloren habe: das Publikum wolle nichts mehr lesen, den Dichtern fehle die rechte Kraft. Die Thatsachen sprechen anders.

Freilich gelingt es nicht Jedem, durch Sonette sich ein Rittergut zu erwerben. Aber das war früher auch nicht. Wenn in unsern Tagen die Zahl der enttäuschten und klagenden Poeten größer ist als früher, so rührt das nur davon her, daß die Zahl der Poeten überhaupt größer ist. Noch im vorigen Jahrhundert war es eine saure Arbeit, Gedichte zu machen, weil man sich die Sprache dazu erst schaffen mußte; jetzt ist die Sprache so reich ausgebildet, daß sie sich jedem mäßigen Talent als gefügiges Werkzeug bietet. Dies vorausgesetzt, läßt sich statistisch nachweisen, daß die Theilnahme des Publikums für die Dichter größer ist als zu irgend einer andern Zeit. Ich nenne von deutschen Dichtern nur Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Fritz Reuter und Friedrich Spielhagen; wo ist früher ein ähnlicher Fall vorgekommen! Die Erfolge der Engländer und Franzosen vollends gehn weit über das Maß früherer Zeiten hinaus.

Unter allen diesen hat Dickens den glänzendsten Erfolg davon getragen, und mit Recht. Es läßt sich Vieles und Ernstes gegen ihn einwenden, aber wer es unternimmt, an ihm Kritik zu üben, muß es thun mit dem Hut in der Hand: denn er steht einem Mann gegenüber, auf dessen Stirn die Natur den Stempel des Genius geprägt. Ehe man über ihn urtheilt, muß man trachten ihn zu verstehn.

Das Verständniß des Dichters wird dadurch ungemein erschwert, daß die Richtung, die er seinem Talent giebt, der Natur desselben nicht ganz entspricht, und daß Natur und Absicht nicht selten in Conflict gerathen. Die Natur bestimmte ihn zum Humoristen, seine frühste Bildung gab ihm die Richtung auf die Satire. Es stehn sich hier nicht blos zwei verschiedne Kunstformen, sondern zwei verschiedne Gemüthsrichtungen gegenüber. Der Humor ist realistisch: er lauscht mit Neugier auf Alles was erscheint, und hat nicht nöthig, seine Aufmerk-

samkeit anzustrengen, denn er sieht und hört Alles, auch das Entgegengesetzte, und das Leben als solches in der reizenden Fülle seiner Widersprüche ist ihm lieb und werth. Die Satire dagegen ist idealistisch, sie geht von einem Bilde dessen aus, was da sein soll, und kritisirt an diesem Bilde die Wirklichkeit, von der ihr nur diejenigen Seiten aufgehn, die ihrer Idee widersprechen. Sie ist stets leidenschaftlich erregt, auch wo sie sich den Anschein ironischer Höflichkeit giebt, während der Humor, wo er in seiner Natur bleibt, leidenschaftslos ist. Die Satire ist mit ihren Figuren rasch fertig, weil sie einseitig den Augenpunkt wählt; der Humor kommt im Grunde nie zu Ende, da die Fülle der Erscheinungen sich nie erschöpft, und da beim Eintritt eines Stillstands seine Reproductionskraft in der Weise der schaffenden Natur nachhilft.

Der Humor ist vielfach vom Standpunkt der Philosophie und ästhetischen Kritik erörtert worden; am besten wird die Sache durch Beispiele versinnlicht. In keine seiner Figuren hat Dickens soviel von seinem eignen Wesen gelegt als in Copperfield: daß Copperfield in dem Augenblick, wo er in zitternder Hoffnung dem Vater seiner Geliebten gegenüber steht, wo das Schicksal seines Lebens sich entscheiden soll, sich der Bemerkung nicht erwehren kann, daß das Gesicht des gefürchteten Mannes an Punch erinnert, das ist die richtige Art, wie der Humorist sieht; er nimmt Alles wahr, gleichviel ob es zu dem Zuge seiner Empfindung stimmt oder nicht.

Copperfield geht zu Dora, seine Liebe zu erklären. Im Lauf des Gesprächs ist er mehrmals zweifelhaft, ob er es thun soll; endlich ruft sie ihr Hündchen Jip, um mit ihm zu spielen, und das giebt den Ausschlag.

„Ich weiß nicht, wie ich es anfing, aber es geschah sogleich. Ich kam Jip zuvor. Dora lag in meinen Armen. Ich war voller Beredsamkeit. Ich war nie um ein Wort verlegen. Ich

sagte ihr, wie sehr ich sie liebte. Ich sagte ihr, ich würde ohne sie sterben. Ich sagte ihr, ich betete sie an. Jip bellte die ganze Zeit über wie toll.

Als Dora den Kopf sinken ließ, und weinte und zitterte, da stieg meine Beredsamkeit noch. Wenn sie von mir verlangte, ich sollte für sie sterben, so hatte sie es blos zu sagen, und ich war bereit. Das Leben ohne Dora's Liebe war unter keiner Bedingung zu ertragen. Ich konnte es nicht ertragen und wollte es nicht. Ich hatte sie jede Minute bei Tag und bei Nacht geliebt, seitdem ich sie zuerst gesehn. Ich liebte sie in diesem Augenblick zur Verzweiflung. Ich würde sie alle Ewigkeit jeden Augenblick zur Verzweiflung lieben. Es hatten Liebende früher geliebt, und Liebende würden wieder lieben; aber kein Liebender hatte jemals geliebt, oder würde, könnte, wollte oder sollte jemals so lieben, wie ich Dora liebte. Je verzückter ich wurde, desto mehr bellte Jip. Jeder von uns wurde in seiner Weise mit jeder Minute toller.

Endlich saßen Dora und ich leidlich beruhigt neben einander; und Jip lag auf ihrem Schooße und zwinkerte mich friedlich an. Die Last war von meinem Herzen. Ich war ganz verzückt. Dora und ich waren verlobt. — Ich glaube, wir hatten einige Ahnung, daß zuletzt eine Heirath daraus werden sollte." — — —

Nach einiger Zeit verliert Copperfield sein Vermögen, und erzählt seiner Geliebten, er wäre ein Bettler, verspricht aber mit leidenschaftlichem Entschluß, alle Hindernisse zu besiegen. Sie mißversteht ihn völlig.

„Ich sprach in größter Begeisterung mit geballter Faust und höchst enthusiastischem Gesicht. Aber es war unnütz, fortzufahren. Ich hatte genug gesagt. Sie war so außer sich, daß ich ganz von Sinnen kam und im Salon herum raste.

Ich glaubte damals wirklich, ich hätte sie getödtet. Ich

spritzte ihr Wasser ins Gesicht. Ich fiel vor ihr auf die Knie nieder. Ich zerraufte mein Haar. Ich nannte mich einen hartherzigen Barbaren und ein wildes Thier. Ich bat sie um Verzeihung. Ich bat sie, mich nur anzusehn. Ich wühlte in Miß Mill's Arbeitskästchen nach einem Riechfläschchen herum, und nahm in meiner Verzweiflung statt dessen eine elfenbeinerne Nadelbüchse, und schüttelte die Nadeln über Dora aus. Ich drohte Jip, der so wüthend war wie ich, mit der Faust. Ich ließ nichts Tolles ungethan, und war ganz und gar von Sinnen." — — —

Was hat nun diese Darstellung für einen Zweck? — Soll es eine Satire auf die Liebe überhaupt sein? oder auf diesen speciellen Fall der Liebe? — Mitunter sieht es so aus, als wäre das letztere beabsichtigt, wenigstens äußert Copperfield's verständige Tante, als er ihr die Sache vorträgt: „Du bildest dir also ein, du wärest verliebt?"

„Einbilden, Tante," rief ich aus mit feuerrothem Gesicht; „ich bete sie mit ganzer Seele an!"

„Und du willst behaupten, das kleine Ding sei ganz reizend?"

„Liebe Tante! Niemand kann sich den geringsten Begriff von dem machen, was sie wirklich ist."

„Ah! — Und kein Gänschen?"

„Gänschen, Tante!!!" —

„Ich glaube wahrhaftig, es war mir nie eingefallen, mich zu fragen, ob sie das sei oder nicht. Der Gedanke verletzte mich natürlich; aber dennoch machte er durch seine Neuheit einigen Eindruck auf mich." — — —

Dieser letzte Zug ist eine recht unangenehme Einmischung der Satire in die Unbefangenheit des Humors. Der Gatte der verständigen Agnes hat, als er dies schreibt, die Einbildung,

daß zur wahren Liebe ein beständiger Gleichmuth gehöre, daß man sich in allen Punkten vollkommen verstehn und einigen müsse, und so leidet nachträglich nicht blos die arme Dora, sondern auch der arme Jip darunter, daß der Humorist selbst im Moment der Verzückung alles sieht und hört, das wüthende Gebell des kleinen Hundes wie die eigne Raserei, daß er im Stande ist, unmittelbar nach der äußersten Erregung über diese Nebenumstände zu lachen, weil sein Gemüth jedem Eindruck sich leicht öffnet. Dann aber überkommt ihn wieder von Zeit zu Zeit das Gefühl der Wahrheit, und er ruft im Andenken der Liebe zu Dora, die eine wirkliche Liebe war: „was für eine traumhafte, thörichte, glückliche Zeit war das!" — Sie war so lustig als glücklich, und Jip gehörte auch dazu.

Wie hier die Satire sich in den Humor verirrt, so begegnet es Dickens auch wieder umgekehrt: wenn er längere Zeit mit äußerster Erbitterung einen schlechten Menschen gegeißelt hat, den Erbschleicher Pecksniff, den Wucherer Quilp, den greulichen Schulmeister Squeers, bis von ihnen fast nichts übrig geblieben ist als eine allgemeine Abstraction der Niedertracht, so überkommt ihn plötzlich der Humor, und er peitscht sie an, phantastische Grotesktänze aufzuführen, so daß der Bösewicht sich in einen Hanswurst verwandelt und die Erbitterung sich in ein schallendes Gelächter auflöst. Dadurch wird nun freilich der Zweck der Satire bedeutend abgeschwächt.

Was kann z. B. der satirischen Tendenz weniger entsprechen, als die Auflösung von Dotheboy's Hall, nachdem Squeers wegen anderweitiger Unthaten verhaftet ist? Ein benachbarter gutmüthiger Pächter veranlaßt die armen Kinder, die bisherigen Opfer der schmachvollsten Quälerei, nach allen Seiten zu entlaufen. Die nothwendige Folge würde sein, daß sie auf der Reise verhungern. Aber Dickens denkt in dem Augenblick nicht daran, weil seine Aufmerksamkeit sich ausschließlich auf ein brillant

komisches Schlußtableau richtet: die groteske Rache, welche das kleine Volk an seiner Peinigerin nimmt.

Fast alle Fehler der Charakteristik beruhen bei Dickens auf diesem Durcheinander von Satire und Humor. Ich erinnere an den herzlosen Weltmann Chester. Der geistreiche Gentleman hat nur zwei Saiten auf denen er spielt: entweder setzt er seine Doctrin auseinander, daß es kein Herz gebe, oder er heuchelt von seinem Herzen, wobei er die Augen verdreht und dem Publicum zuwinkt, es sei ja alles nur dummes Zeug. Seine Witze sind eigentlich nur Randglossen, die der Autor über ihn macht: so drückt kein Mensch von Bildung seine Gedanken und Empfindungen aus. Chester erinnert zu sehr an den talentvollen Schauspieler eines Sommertheaters, der sein Talent dadurch verkümmert, daß er mit dem Publikum coquettirt; er hört auf, wahr zu sein, weil er jeden Augenblick auf den Effect spielt. Solche ganz weltliche Naturen kommen bei Bulwer viel besser heraus.

Die Oeffentlichkeit des britischen Lebens, das Bedürfniß, sich den Ueberzeugungen und Vorurtheilen seiner Mitbürger anzubequemen, wenn man sich durchsetzen will, der unbedingte Respect vor allem Ueberlieferten; das alles trägt dazu bei, die Zahl der bewußten und unbewußten Heuchler in England größer zu machen, wie anderwärts. Bei Dickens findet sich eine ganze Galerie solcher häßlicher Figuren: Braß, Uriah Heep, Gashford. Mehr noch als das Heucheln haßt er das Kriechen; in der Regel verbindet er beides. Unerfreulich wie solche Figuren vom künstlerischen Standpunkt aussehn, können sie nur durch die strengste Naturtreue gerechtfertigt werden, und darin versieht es Dickens bei seiner heftigen Abneigung dadurch, daß er chargirt, daß er sie nichts empfinden läßt, was nicht Heuchelei und Kriecherei wäre. So ungemischte Ausdrücke einer Abstraction sind die Menschen niemals.

So soll Pecksniff das Muster eines Heuchlers sein: jedes Wort, das er spricht, ist eine Lüge, und er ist in seinen Lügen grade so einseitig wie Chester. Es ist im Grund immer dieselbe Redensart, nur freilich immer in einer andern Tonlage. Jede seiner Geberden ist gemein, und er scheint ein recht raffinirter Bösewicht zu sein. Aber was er eigentlich Böses thut, abgesehn davon, daß er sich beständig auf den Rücken legt, weil er lieber Fußtritte als Ohrfeigen empfangen will, das erfährt man nicht. Er lockt junge Zöglinge heran, unter dem Vorgeben, sie in der Architektur zu unterrichten, von der er nichts zu verstehn scheint. Wie das auf die Dauer möglich ist, und wie er von diesem armseligen Gewinn auch nur leben kann, davon erfährt man nichts. Die Unwirklichkeit dieser Figur übersteigt allen Glauben. Freilich liegt sie nicht allein in ihm. Einer seiner Zöglinge, der junge Martin, scheint vorher nur eine allgemeine dilettantische Liebhaberei für Architektur gehabt zu haben; nach achttägigem Aufenthalt bei Pecksniff aber tritt er als vollendeter Architekt auf. Die Engländer sind sonst so sorgfältig in solchen Details; wie kommt es, daß sie dies haben hingehn lassen?

Pecksniff ist gar keine wirkliche Gestalt, sondern nur eine satirische Charaktermaske, in welcher Dickens seinen Widerwillen gegen die in England so beliebten philanthropischen Phrasen ausspricht. Er will nicht das Innere eines Menschen zeigen, sondern den philanthropischen Schwadroneur in alle die Positionen bringen, in denen man ihn mit Bequemlichkeit maulschellen und treten kann. Kaum tritt Pecksniff auf, so liegt er schon an der Erde; Niemand weiß warum, und an die Erde muß er einmal um's andere, auch noch zuletzt, wo man ihn mit einem dicken Knittel den Kopf bearbeitet. Jeder, der mit ihm in Berührung kommt, speit ihn an und prügelt ihn. Der alte Martin Chuzzlewit setzt sich lange Zeit hindurch in Pecksniff's Hause

einer schlechten Behandlung aus, nur um zu sehn, wie weit die menschliche Niederträchtigkeit gehn könne. — War Pecksniff ein wirklicher Heuchler, d. h. hätte sein Heucheln einen Zweck, so würde er nicht so grenzenlos einfältig zu Werke gehn: die Wiederholung seiner Redensarten hat fast durchweg die Wirkung, daß sie den Zuhörer langweilt und dadurch abstößt. Auch dem Dichter wird sie zuletzt langweilig, und um eine Abwechslung hereinzubringen, schildert er ihn betrunken, wo freilich die Langweile aufhört: er wird eine sehr unterhaltende Figur. Man hat gefragt, wie der Dichter auf diesen Einfall käme, da er in der Grundlage des Charakters keineswegs gegeben sei. Dickens will ihn eben idealisiren, und wenn das nicht von Innen geht, so thut er es von Außen: er verwandelt ihn in einen Clown, und veranlaßt uns, über ihn zu lachen. Mit seiner Bosheit ist es nicht weit her, denn es fehlt ihm die Kraft. In der Betrunkenheit sehn wir ihn, wie er eigentlich ist: ein Duselkopf, in dessen verwirrten Gedanken die Worte nicht dem Gesetz der Logik folgen, sondern sich zufällig an einander kleben, also eine verwandte Erscheinung wie Mistreß Nickleby und Sarah Gamp.

Viel besser als die Heuchelei kommt die andre Erbsünde der Engländer bei Dickens heraus: erbarmungslose Brutalität. Figuren wie Ralph Nickleby, Sir Mulberry Hawk, Jonas Chuzzlewit, der Ziegelbrenner im „Bleak-house", sind des größten Zeichners würdig. Wie dies Laster durch Sitten und Institutionen genährt und großgezogen wird, das seinem Volk zu zeigen, hält der Dichter für seinen Beruf; und schonungslos reißt er die Hüllen ab, welche die unterdrückten Classen dem gewöhnlichen Beobachter verbergen.

Wohl kann in unsrer reflectirenden und lehrhaften Zeit dem Beobachter, der seinen Blick offen hält, nicht entgehn, wie viel Jammer und Elend in der Welt ist. Diese Gemüthsstimmung

findet sich bei Walter Scott noch nicht. Er schildert wohl tragische und entsetzliche Begebenheiten, aber es fällt ihm nicht ein, die Summe zu ziehn und dem lieben Gott die Rechnung vorzulegen. Dickens' erste Schriften fallen kurze Zeit nach der Julirevolution und der Reformbill, wo die bisher für gültig angenommenen Gesetze der Politik und der Volkswirthschaft in Frage gestellt wurden, wo mit leidenschaftlicher Erbitterung die verschiednen Secten der Socialisten und Freihändler gegen einander ins Feld zogen, wo die Befriedigung an den geerbten behaglichen Zuständen eines denkenden Menschen unwürdig erschien.

Unter solchen Eindrücken wuchs Dickens auf, und hielt es für seinen Beruf, den Hochmuth und Eigennutz der herrschenden Classen, die Schäden der aristokratischen Verfassung und der Geldherrschaft aufzudecken, und auf das Elend hinzuweisen, das in verborgnen Winkeln des scheinbar so glücklichen Königreichs massenhaft und grauenvoll sich ausbreitet.

In der Vorrede zu „Dombey and Son" wendet er sich gegen kritische Leser, welchen die von ihm geschilderten Charaktere und Zustände als unnatürlich erscheinen. — „Es wäre manchmal der Mühe werth zu sagen, was Natur ist, und ob es bei den Verzerrungen der Gesellschaft nicht natürlich ist, unnatürlich zu sein. Sperre das erste beste Kind der allmächtigen Mutter in einen engen Kreis, fessle es als Gefangnen an einen Gedanken, nähre es mit knechtischer Verehrung der wenigen schüchternen oder berechnenden Seelen, die es umgeben: und was ist die Natur dem freiwilligen Sklaven, der sich nie auf den Schwingen einer freien Seele erhoben hat! — Es giebt so viel höchst unnatürliche, und doch in ihrer Unnatürlichkeit so natürliche Dinge um uns! Hört den Richter den unnatürlichen Auswurf der Gesellschaft ermahnen; ... folgt dem guten Geistlichen oder Arzt, der herabsteigt in ihre Höhlen! blickt um euch

auf die Welt voll häßlicher Dinge — Millionen von unsterblichen Geschöpfen haben keine andre Welt auf Erden — bei deren leisester Erwähnung die Menschheit schaudert und das zarte Herz in der nächsten Nähe die Ohren zuhält und lispelt: ich glaube es nicht! Athmet die dicke Luft, verpestet mit jeder Unreinheit, die Gesundheit und Leben vergiftet; laßt jeden Sinn, der unserm Geschlecht zum Genuß und Glück geschenkt ist, von Ekel erfüllt und zu einem Organ werden, in das nur Siechthum und Tod einströmt: vergebens versucht ihr, eine einfache Pflanze oder ein gesundes Kraut zu denken, das in diesem stinkenden Beet seinen natürlichen Wuchs haben könnte, wie Gott es bestimmt hat. Und dann ruft ein sieches Kind mit verkrüppelter Gestalt und tückischem Gesicht herbei, predigt über seine unnatürliche Sündhaftigkeit und jammert, daß es frühzeitig so weit vom Himmel ist — aber denkt auch ein wenig daran, daß es in der Hölle empfangen, geboren und erzogen ist."

„Nach den Physikern, welche ihre Wissenschaft mit Bezug auf die Gesundheit des Menschen studiren, würden wir, wenn die schädlichen Bestandtheile, welche aus verderbter Luft emporsteigen, sichtbar wären, sie in einer dicken schwarzen Wolke über solchen Oertlichkeiten qualmen und langsam weiter schweben sehn, um die bessern Theile der Stadt zu vergiften: oder wenn die nach den ewigen Gesetzen der beleidigten Natur von ihnen unzertrennliche sittliche Pest erkennbar wäre, wie entsetzlich wäre dann erst der Anblick!"

„O möchte ein guter Genius mit mächtiger und wohlthätigerer Hand als der hinkende Teufel in der Fabel die Dächer wegnehmen, und einem christlichen Volk zeigen, was für nächtige Gestalten aus der Mitte seiner Wohnungen heraustreten und das Gefolge des Vernichtungsengels anschwellen! Nur eine einzige Nacht, um die bleichen Phantome zu sehn, welche aus der dicken und schweren Luft, wo Laster und Fieber mit einander

schwelgen, emporsteigen und die entsetzliche sociale Wiedervergeltung ausstreuen, die immer dichter und dichter auf uns herabströmt! — O welch ein herrlicher und gesegneter Morgen käme nach einer solchen Nacht!" —

Mit unbarmherzigem Pinsel malt Dickens das Elend aus; man wird die Bilder nicht wieder los, auch wenn man sie oft als fratzenhaft empfindet. Welcher Dichter hätte mit solcher Gewalt die stumpfsinnige Verzweiflung des Proletariats in den Manufacturstädten wiedergegeben als Dickens in „Hard Times", dem „Raritätenladen", der Episode von den Ziegelbrennern in „Bleak-house". Stephan Blakpool ist eine typische Figur, und welche entsetzliche Wahrheit liegt in seinem Schicksal! Die Brutalität gegen die Waisenknaben in „Oliver Twist" und „Nickleby", die Verwüstungen, welche der Canzleigerichtshof an ganzen Generationen ausübt, das Schuldgefängniß in den Pickwickiern, — das alles ist mit den Farben eines Höllenbreughel ausgemalt, und es hat gewirkt.

Auf die Abhilfe, welche dem Engländer zunächst vorschwebt, auf die Freiheit, die Selbstverwaltung und die Volksvertretung, rechnet Dickens wenig. Er hat die philanthropischen Redensarten analysirt und ist hinter ihre Hohlheit gekommen.

Bevor Dickens seine „Skizzen" schrieb, war er Parlaments-Reporter für eine Zeitung. Dieses Geschäft hat sehr entschieden auf seine spätern Ansichten gewirkt: er empfand den lebhaftesten Ekel an den Redensarten, die täglich wiederkehrten, und bald kam es ihm vor, als ob das ganze Parlamentswesen sich in Phrasen ausgäbe.

„Ich bin," erzählt Copperfield, „Parlamentsberichterstatter für eine Morgenzeitung. Nacht für Nacht schreibe ich Vorhersagungen nieder, die nie eintreffen, Glaubensbekenntnisse, nach denen nie gehandelt wird, Erklärungen, die nur in die Irre führen sollen. Ich schwelge in Worten. Britannia, dies un-

glückliche Frauenzimmer, liegt immer vor mir wie ein zugerichtetes Huhn: über und über gespickt mit amtlichen Federn und festgebunden mit rothem Bande. Ich sehe weit genug hinter die Coulissen, um den Werth des politischen Lebens zu kennen. Ich bin in dieser Hinsicht ein wahrer Heide und werde mich nie bekehren lassen."

„Es mag," sagt er weiter in den „American Notes for general circulation," „von einer unvollkommenen Entwicklung meines Ehrfurchtorgans herrühren — ich entsinne mich nicht, beim Anblick eines gesetzgebenden Körpers nur einmal ohnmächtig oder zu Thränen freudigen Stolzes gerührt worden zu sein. Ich habe das Haus der Gemeinen ertragen wie ein Mann, und habe im Haus der Lords keiner Schwäche nachgegeben, außer der Schläfrigkeit. Ich habe Wähler für Städte und Landbezirke gesehn, und nie den Antrieb gefühlt, gleichviel welche Partei gewann, meinen Hut zu verderben, indem ich ihn im Triumph in die Luft geworfen, oder mich heiser zu schreien, indem ich irgend ein Wort über unsre Constitution, die edle Reinheit unsrer unabhängigen Wähler oder die untadelhafte Rechtschaffenheit unsrer unabhängigen Mitglieder hervorgebrüllt hätte."

Dieser Hohn gegen Einrichtungen, auf welche sich die Engländer am meisten zu Gute thun, zieht sich durch Dickens' sämmtliche Schriften. Schon in den „Skizzen" wird die Wichtigthuerei der Parlamentsmitglieder hart gegeißelt; in „Nickleby" tritt der „ehrenwerthe" Gregsbury auf, der, innerlich hohl und mit seinem Sinn auf die eitelsten Dinge beschränkt, sich einen Secretair anschaffen will, der ihn mit Redensarten „stopft." Am ärgsten wird die Ironie in „Bleakhouse", wo die Gefolgschaften der beiden Parteien, der Whigs und Tories, als Drahtpuppen vorgeführt werden, von denen die eine Reihe gradeso viel werth sei als die andre. Die Scherze sind gewiß unterhaltender als

die ernsthaften Auseinandersetzungen bei Bulwer: aber bei dem Letztern hat man doch das Gefühl, daß er etwas von den Sachen weiß, daß er mitten darin steckt, und die Mißgunst des jüngern Dichters verräth nur zu oft, daß sie aus Unkenntniß entspringt. Es spielen verschiedne Motive mit: der Groll, daß die Politiker sich am wenigsten der Sachen annehmen, die dem humanen Dichter am meisten am Herzen liegen; dann aber auch das Talent. Dickens geht an allen Figuren sehr rasch die komische Seite auf, und am schärfsten, wenn ihm Großmannssucht entgegentritt. Die Parlamentswahl zu Eatanswell in den „Pickwickiern" macht auf einen deutschen Leser doch einen peinigenden Eindruck, nicht blos weil sehr unsaubere Mittel angewandt werden, sondern hauptsächlich, weil es Keinem der „Blauen" und „Gelben" um die Sache ernst ist. Dickens hat aber kaum das Gefühl, eine Satire zu schreiben; die Sache kommt ihm so spaßhaft vor, daß er sich nur wenig an den ernsten Hintergrund erinnert. Dieser Neigung zum Komischen, Fratzenhaften und Phantastischen muß man sich erinnern, wenn er einmal gar zu sehr in sittlichen Eifer geräth.

In „Hard Times" wird Herr Gradgrind zum Parlamentsmitglied gewählt: „zu einem jener geachteten Mitglieder für Unze, Gewicht und Maß, zu einem der Vertreter des Ein-mal-eins, zu einem der ehrenwerthen Herrn, die taubstumm, blind, lahm und todt für jede andre Rücksicht sind." Dickens meint die Manchesterpartei.

„Was unsre Arbeiter betrifft," belehrt einer dieser reichen Fabrikanten seinen Candidaten, „so giebt es keinen einzigen darunter, der nicht einen letzten Lebenszweck hat. Dieser Zweck ist, mit einem goldnen Löffel mit Schildkrötensuppe und Wildprett gefüttert zu werden. Nun werden sie aber niemals, kein einziger, mit einem goldnen Löffel mit Schildkrötensuppe und Wildprett gefüttert werden. Und nun kennen Sie den Ort." —

Der Candidat gestand, durch diesen gedrängten Abriß der ganzen Frage im höchsten Grad belehrt und erquickt zu sein.

Sollte man nun annehmen, der Dichter greife die herrschenden politischen Parteien nur darum an, weil sie ihm im Radicalismus nicht weit genug gehn, weil sie nur die Interessen der Bourgeoisie und nicht die des armen Volks vertreten, so würde das ungenau sein. Die Manchestermänner sind ihm nicht blos deshalb zuwider, weil sie nicht die richtigen Gesetze machen, sondern weil sie überhaupt Gesetze machen. Er will überall individuelle Theilnahme für den Menschen, die Gesetzgebung ist einmal kein individueller Act; sie muß von dem einzelnen Fall abstrahiren und sich Durchschnittsbegriffe machen. Gegen diese Durchschnittsbegriffe hat Dickens einen fast fanatischen Haß.

„Sieh!" sagt ein Schulmeister der Manchester Schule, „dieses Schulzimmer ist eine große Stadt mit einer Million Einwohner, und von diesen sterben nur fünfundzwanzig im Lauf eines Jahrs auf der Straße Hungers. Was sagst du zu diesem Verhältniß?" Das gefragte Mädchen glaubte, es wäre für die Verhungernden eben so hart, ob die anderen eine Million oder viele Millionen wären.

Nun verdiente es freilich eine Ohrfeige, wenn man einen Verhungernden mit dieser statistischen Notiz abspeisen wollte: aber die Gesetzgebung muß in der That solche statistische Nachweise zu Grunde legen, und wenn ein ganzes Parlament von Socialisten den Beschluß faßte, alle Nothleidenden auf Staatskosten zu speisen, so müßte es doch berechnen, wie es die Gelder dazu aufbringen wollte; es müßte also wieder die Statistik zu Hülfe ziehn und auf Durchschnittsbegriffe kommen.

„Vierhundert Hände in dieser Fabrik, zweihundertundfunfzig Pferde-Dampfkraft: man weiß bis zum letzten Pfund, was die Maschine ausrichten kann, aber alle Calculatoren der Nationalschuld zusammen können mir nicht sagen, wie viel Fähigkeit

zum Guten oder zum Bösen, zur Liebe oder zum Haß in jedem beliebigen Augenblick in der Seele eines dieser ihrer stillen Diener mit den ruhigen Gesichtern und den abgemessenen Bewegungen schlummert. Die Maschine hat nichts Geheimnißvolles, aber der niedrigste ihrer Diener ist ein ewiges und unergründliches Geheimniß. Wie wär's, wenn wir einmal unsre Rechenkunst für materielle Gegenstände aufsparten, und diese ehrfurchtsvolles Grauen erweckenden unbekannten Kräfte durch andre Mittel zu beherrschen suchten?"

Die Tochters eines dieser Fabrikanten tritt zum ersten Mal einer einzelnen Person aus der Masse der Arbeiter gegenüber. „Sie wußte, daß sie zu Hunderten und Tausenden vorhanden wären, sie wußte, wie viel eine gegebene Zahl von ihnen in einer gegebenen Zeit produciren konnte, sie kannte sie als Schaaren, die von und zu Neste zogen wie Ameisen oder Käfer. Aber sie wußte aus ihren Büchern unendlich mehr von den Gewohnheiten fleißiger Insecten als von diesen fleißigen Männern und Frauen. Ein Ding, von dem man so viel verlangt und das so viel Lohn erhält; ein Ding, das sich nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage richten muß, ein Ding, das manchmal gegen diese heiligen Gesetze verstößt und dann in Ungelegenheiten kommt, ein Ding, das manchmal sich erhebt wie ein Meer, und Schaden und Verheerung anrichtet und sich wieder legt: als das erkannte sie die Masse der Arbeiter; aber sie hatte ebenso wenig daran gedacht, sie in ihre Einzelheiten zu zerlegen, als sie daran dachte, das Meer in seine einzelnen Tropfen zu zerlegen."

Es liegt in diesen Aeußerungen eine ernste Wahrheit. Weder die Politik noch die Volkswirthschaftslehre sind im Stande, ohne Beihilfe andrer sittlicher Mächte die Menschheit besser und glücklicher zu machen. Der Dichter hat die schöne Aufgabe, durch Zeichnung individueller Charaktere die unbedingte Herrschaft

der Abstraction zu brechen, und das Mitleid zu erweitern und zu bereichern, indem er die Seele des einzelnen Leidenden der Phantasie vorführt; das Mitleid zu veredeln, indem er es mit Achtung vor der menschlichen Natur verbindet. Er wird diese segensreiche Wirkung am sichersten ausüben, wenn er sich rein auf dem poetischen Gebiet hält, und eine Kritik vermeidet, die mehr nach übler Laune als nach Einsicht schmeckt. Die Volkswirthschaftslehre wird ebenso wenig durch die Menschenliebe widerlegt als umgekehrt. Das wissenschaftlich festgestellte Naturgesetz des Weltlaufs müssen wir respectiren, auch wenn es gegen unser Gefühl verstößt. Sonst verfällt man leicht in den Fehler, gegen den man predigt: man wird oberflächlich und frivol, und resignirt sich zuletzt auf fromme Wünsche und auf Verdruß.

Dickens scheint die Statistiker hauptsächlich deshalb zu schelten, weil sie das Gebiet der Phantasie beeinträchtigen. Daß sie aus ihrem Gebiet die Phantasie verbannen, ist vielmehr ganz in der Ordnung, und wenn sie in andre Gebiete übergreifen, so soll die Abwehr mehr positiv als negativ sein: eine kräftige Cultur der übrigen Gemüthskräfte wird eine Hypertrophie des Verstandes nicht aufkommen lassen.

„Ich bekenne mich zu der Schwäche, zu glauben, daß das englische Volk ein so hart geplagtes Volk ist, wie jedes andre, das die Sonne bescheint. Ich bekenne mich zu diesem lächerlichen Gedanken, und er ist mein Grund, daß ich ihm zu seiner vielen Arbeit ein wenig mehr Zerstreuung gönnen möchte." — Wer würde es ihm nicht gönnen! Nur soll man darüber nicht vergessen, daß zu der ersten Grundbedingung des Glücks die Volkswirthschaftslehre unendlich mehr beigetragen hat, als alle philanthropische Declamation. Sie hat zuerst den Weg gezeigt, die künstlichen Einrichtungen im Sinn des Naturgesetzes zu vervollkommnen, und wenn der Fort-

schritt des Ganzen noch immer zahlreiche Opfer fordert, die in einem reifern Zustand nicht nöthig wären, so ist damit der Fortschritt noch nicht widerlegt. Nicht das kleinste Verdienst der Manchester-Partei und der in diesem Sinn mit ihr verbündeten religiösen Secten liegt grade darin, daß sie die schlimmen Zerstreuungen des Volks, z. B. den Trunk in engere Grenzen eingedämmt hat.

Dickens ist so verdrießlich über die Mäßigkeitsvereine, die dem Leben eine unschuldige Freude rauben wollen, daß er hinter jedem Mäßigkeitsprediger einen verkappten Trunkenbold sucht. So in den „Pickwickiern" der Schäfer, der Sam Weller's Stiefmutter bekehrt, und ähnliche Figuren in allen spätern Romanen. Offenbar geht hier die Leidenschaft mit seinem bessern Wissen durch. Es giebt Ausnahmefälle, wo man das zu heucheln sucht, was man in seiner Natur gar nicht hat, die Regel ist aber, daß man durch die Heuchelei nur das zu verstärken sucht, wozu man wenigstens die Anlagen besitzt. Dickens hat selber die Greuel, die mit der Trunksucht verbunden sind, auf das anschaulichste dargestellt, er sollte den Mäßigkeitsgesellschaften nicht den Dank verkümmern, den ihnen die fortschreitende Cultur Englands im hohen Maße schuldet. Am meisten verstimmt ihn der religiöse Beischmack, die Uebertragung von Klugheitsregeln, die freilich ans Sittliche streifen, auf Gebote Gottes und Warnungen vor dem Teufel; das finstre Gesicht, mit dem man vor dem Laster warnt, nicht weil es Schaden thut, sondern weil es Lust erregt. Er vertheidigt das Menschenrecht des Branntweingenusses, weil es von den Pietisten bestritten wird.

„Ich verabscheue," heißt es in den „American Notes", „aus Herzensgrund jenes heillose Streben, welche Secte es auch zu dem ihrigen machen mag, welches das Leben seiner Reize entkleiden, der Jugend ihre unschuldigen Freuden rauben, dem reifern Alter seine schönsten Zierden entreißen und das irdische Dasein

nur zu einem engen Pfad des Grabes machen möchte; dies Streben, welches, zur Herrschaft auf Erden gelangt, die schöpferische Phantasie der größten Männer gelähmt und verödet und ihnen die Kraft, ewig dauernde Bilder vor noch ungebornen Generationen heraufzubeschwören, geraubt hätte! Ich sehe in diesen breiträndigen Hüten und dunkeln Röcken, in dieser Frömmigkeit mit faltenvollem, demüthigem Gesicht nichts als die schlimmsten aller Feinde des Menschen im Himmel und auf Erden, die das Wasser bei den Hochzeitfesten nicht in Wein, sondern in Galle verwandeln. Wenn es Leute geben muß, die geschworen haben, den harmlosen Schmuck und die unschuldigen Freuden des Lebens, die ein unveräußerliches Erbtheil der Menschen sind, so unveräußerlich und gottgegeben wie jede andre Liebe und Hoffnung, zu vernichten: so mögen sie hingehn zu den Verdorbnen und Zuchtlosen; der Blödsinnigste weiß, daß sie nicht auf dem Wege zum Heil sind, und wird sie verachten, verabscheuen und fliehn."

Dickens ist kein Politiker, und weiß für das Elend, das er zeigt, ebensowenig eine positive Abhülfe zu finden, als er es den Politikern zutraut. Als Dichter wendet er sich an das Gemüth; er will die edlern Regungen der Seele, Mitleid und Wohlwollen, entwickeln, um im Einzelnen einzugreifen; der Fortgang des Ganzen entzieht sich seinem Verständniß.

„Ihr Staatsökonomen und Nützlichkeits-Commissionen! ihr Prediger von abgedroschenen und armseligen Glaubensbekenntnissen! Die Armen sind immer in eurer Nähe. Bildet in ihnen, so lange es noch Zeit ist, Herz und Phantasie, damit ihr des Schmucks so bedürftiges Leben auch das Schöne kennen lerne; sonst wird in dem Augenblick eures Siegs, wenn die Romantik ganz und gar aus ihren Seelen getrieben ist und sie nur ein nacktes Dasein sich gegenübersehn, die Wirklichkeit zum Wolf werden und mit euch ein Ende machen." — Ob Brod genug vorhanden ist, die Noth zu stillen, das weiß der Dichter

nicht; aber Blumen räth er aufzusuchen, um liebevoll über die Noth zu täuschen.

Indeß sollen wenigstens begrimmte Uebelstände mit fester Hand beseitigt, eingewurzelte Mißbräuche ausgerissen werden. Dickens' Satire trifft nicht blos die Gesetzgebung und das parlamentarische Treiben, sie richtet sich mit noch größerer Leidenschaft gegen das, was wir in Deutschland seit einigen Jahren als das Juwel der britischen Freiheit zu bewundern pflegen: das Selfgovernment. Seit den großen Entdeckungen Gneist's malt man es sich in höchst idealen Farben aus, die denn doch durch die Beschreibungen der englischen Novellisten einige Modificationen erleiden möchten. So arg Dickens augenscheinlich übertreibt, es kann unmöglich Alles aus der Luft gegriffen sein. Wenn er z. B. die Armenverwaltung des Kirchspiels angreift, so waltet freilich auch hier der gemüthliche Grund ob, daß diese Verwaltung, weil sie als Geschäft und im Großen getrieben wird, dem Wesen des einzelnen Unterstützungbedürftigen zu wenig Rechnung trägt, und daß sie wiederum auf Durchschnittsbegriffe führt. Dem ist nun einmal nicht abzuhelfen, wo im Auftrage einer Gesellschaft verwaltet wird. Aber die Mißbräuche scheinen mitunter wirklich arg zu sein. Schon in den „Skizzen" wird der Kirchspieldiener als mürrischer Feind aller Gemüthlichkeit dargestellt, und der ganze „Oliver Twist" ist ein fortgesetzter leidenschaftlicher Kampf gegen die Autorität des Kirchspieldieners. Der Kirchspieldiener in diesem Roman „hatte die entschiedenste Neigung zum Bramarbasiren; nichts konnte ihm größere Freude gewähren als Verübung kleiner Tyrannei und Grausamkeit, und er war eine Memme. Hierdurch wird indeß sein Charakter kaum herabgesetzt, da so viele Beamte, die in hoher Achtung stehn und höchlich bewundert werden, die Opfer ähnlicher Schwächen sind; wir haben jene Bemerkung vielmehr zu seinen Gunsten gemacht, um unsern Lesern zu Gemüth zu führen, wie trefflich er sich zu

einem Beamten eignete." Mit nicht geringerer Leidenschaft als gegen die Kirchspieldiener geht es gegen die Friedensrichter. Ist nur der zehnte Theil von dem begründet, was Dickens von den Willkürlichkeiten des Friedensrichters Nubkins in den „Pickwickiern" oder von den betreffenden Beamten in „Barnaby Rudge" erzählt, so sieht es aus, als ob das englische Publicum ihnen gegenüber vollkommen rechtlos wäre. Und zwar stellt Dickens das nicht als Ausnahme, sondern als allgemeine Regel dar. — In „Oliver Twist" werden zwei Männer und ein Knabe unter verdächtigen Umständen angehalten und verhaftet. „Die verdächtigen Umstände schrumpften indeß bei genauerer Nachforschung zu dem einen Umstand zusammen, daß die Delinquenten in einem Heuschober geschlafen hatten, was, obwohl ein großes Verbrechen, doch nur mit Gefängniß bestraft werden kann, und in den gnadenvollen Augen des englischen mit gemeinsamer Liebe alle Unterthanen umfassenden Gesetzes in Ermangelung aller sonstigen Indicien nicht als genügender Beweis gilt, daß die Schläfer Einbruch verübt haben und deshalb der Todesstrafe verfallen sind." — Ein andermal: „Obgleich die Polizeibeamten die willkürlichste Gewalt über die Freiheiten, den guten Ruf und Namen, ja fast das Leben der königlichen Unterthanen, besonders der ärmern Classen, zu üben pflegen, und obgleich in den Polizeigerichten Dinge vorgehn, um dem Engel blutige Thränen auszupressen, so erfährt das Publicum doch nichts davon."

Wenn die Friedens- und Polizeirichter, die Dickens einführt, mitunter an das Vieh streifen, so ist es mit dem Schutz von Seiten der Gerichte nicht viel besser bestellt. Die Geschwornen, die im Proceß „Bardell contra Pickwick" fungiren, scheinen sammt und sonders an Gehirnerweichung zu leiden, und die schreienden Mißbräuche z. B. im Gericht von Doctors Commons in „Copperfield" oder in Chancery Court in „Bleak-house" gehen über alle deutschen Begriffe hinaus. Die Satire ist blutig, aber ich glaube,

sie würde noch mehr gewirkt haben, wenn Dickens durch seine bittere Stimmung nicht zu sehr den Verdacht erregte, voreingenommen zu sein.

Bei den Engländern haben indeß dergleichen Invectiven weniger Gefahr als bei uns: sie sind zu sicher in ihren Ueberzeugungen, um nicht mit gutem Humor auch den tollsten Spott ertragen zu können. Sie machen erst ihr Geschäft ab, und dann, wenn sie fertig sind, lachen sie über ihren eignen ungebührlichen Eifer, ohne durch das Gelächter blasirt zu werden. Außerdem hat in England der Radicalismus eine ganz andre Berechtigung als bei uns. Die Engländer haben in ihrer vielhundertjährigen Geschichte zunächst die Formen der Freiheit und des Rechts festgestellt, so daß kein Sturm sie mehr erschüttern kann. Darüber ist vieles Andre vernachlässigt worden, denn jene Begriffe fallen nicht immer mit denen der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit zusammen. Im Rechtswesen hat sich viel Absurdität erhalten, die Aristokratie hat einen übermäßigen Einfluß gewonnen, und um die nothleidenden Classen hat man sich nicht mehr gekümmert, als es das Interesse der übrigen Gesellschaft unbedingt erforderte. Darum ist jetzt sehr an der Zeit, durch den Geist der Philanthropie, der in allen Menschen das Ebenbild Gottes erkennt, in jene starren Formen neues warmes Leben einzuführen. Man kann es ohne Gefahr, denn jene Formen stehn so fest, daß sie auch den neuen Inhalt werden ertragen können. Bei uns hat sich umgekehrt die Philanthropie geltend gemacht vor dem Rechtsgefühl; unsre Reformen haben also den umgekehrten Weg einzuschlagen.

So wenig Schonung Dickens gegen die Gebrechen seiner vaterländischen Sitten und Einrichtungen zeigt, so bleibt er doch überall der leidenschaftliche Britte, und bringt fremden Zuständen alle Vorurtheile seiner Heimath entgegen. So findet er in den „American Notes“ und im „Martin Chuzzlewit“, die nach seiner

amerikanischen Reise geschrieben wurden, für die positiven ungemüthlichen Menschen, in deren Geschäften alles mit Dampf geht, nur Worte des Abscheus. Es ist schlimm für ein Land, wenn der Reisende, der es schildert, für seine Abneigung so grelle Farben findet als Dickens. Die Typen, die er zeichnet, Oberst Divers, Jefferson Brick, Elias Pogram, Hannibal Chollop, die Mutter der modernen Gracchen und die beiden transcendentalen Damen, das prägt sich so unauslöschlich der Einbildungskraft ein, daß man auch bei den gründlichsten Berichtigungen den Eindruck nicht los wird. Daß die Amerikaner ihm diese Satiren vergessen haben, daß er vor wenig Monaten einen zweiten Triumphzug durch das Land halten durfte, das spricht doch sehr für ihre Unbefangenheit.

In einem Punkt hatten sich freilich seitdem die Zustände verändert: die Sclaverei war abgeschafft. Daß Dickens durch die Macht seiner Darstellung den Abscheu der öffentlichen Meinung gegen dies fluchwürdige Institut verstärkt und dadurch auf ihre Abschaffung hingewirkt hat, wird die Geschichte ihm nicht vergessen. Und sie wird überhaupt nicht selten den Patrioten und Menschenfreund segnen, wo sie mit dem Dichter nicht ganz einverstanden sein kann.

III.

Dickens ist 7. Februar 1812 in Portsmouth geboren, fast gleichzeitig mit unserm Berthold Auerbach. Die socialen Romane Bulwer's waren seiner schriftstellerischen Thätigkeit bereits vorausgegangen.

In den „London Sketches", in denen Dickens zuerst als selbständiger Schriftsteller auftrat, 1835—37, ist der politischen Satire verhältnißmäßig ein geringer Spielraum gegeben. Man

wird fast nur mit den närrischen Figuren bekannt gemacht, die das Londoner Kleinbürgerthum so zahlreich hervorbringt, den sogenannten Cockneys. Wenn unsre deutschen Schriftsteller sich beklagen, daß unser Leben ihrem Griffel wenig geeignete Charakterköpfe biete, daß ihnen der Hintergrund des großen Londoner Lebens fehle, so können diese Skizzen sie belehren, daß man auch mit geringen Stoffen haushalten kann. Figuren und Ereignisse, wie man ihnen hier begegnet, könnte man allenfalls auch in Berlin auftreiben. Privattheater, in denen hochtrabende Ladendiener sich lächerlich machen, Tanzstunden, in denen man einen Gimpel einzufangen sucht, ein alter Junggesell, den erbschleichende Verwandte zu einem langweiligen Diner pressen, eine Flußwasserfahrt von Spießbürgern, die im Schweiß ihres Angesichts sich zu amüsiren suchen, verunglückte Eheversuche eines ältlichen Herrn, der immer den rechten Augenblick versäumt, ein wohlgekleideter Commis, der ein paar männersüchtigen alten Jungfern als interessante vornehme Erscheinung imponirt, ein versuchtes Duell zwischen zwei friedfertigen Individuen, von denen der eine vor dem andern zittert, eine Privatpension, in der verkümmerte stille Leute närrisches Zeug mit einander treiben: — das alles kennt man bei uns auch, und ebensowenig fehlt es an Hospitälern, Gefängnissen, Branntweinläden, öffentlichen Gerichtsverhandlungen und dergleichen. Dickens bewegt sich in seiner Satire in fast eben den Kreisen wie unser Rabener, nur daß er über eine ganz andre Technik verfügt.

Der Erfolg der Skizzen veranlaßte einen Buchhändler 1837, bei dem jungen Dickens die „Pickwick papers“ zu bestellen. Wenn ich die Notiz eines englischen Blatts richtig verstehe, so waren die Zeichnungen des Carricaturmalers Seymour, der übrigens während der Vollendung des Werks starb, bereits fertig, und der Text sollte nur die Erläuterungen dazu liefern. Die ersten Lieferungen hatten gar keinen Erfolg, kaum einige Hundert

Exemplare wurden abgesetzt, bis Sam Weller auftrat: von da wandte sich die Gunst des Publicums, was auch der gegenwärtige Leser nur begreiflich finden wird. Es kam bis zu einem Absatz von 40,000; der junge Dichter hatte eine Einnahme von 3500 Pfund und war ein berühmter Mann geworden.

Wie man Walter Scott immer als den Verfasser des „Waverley" und Bulwer als den Verfasser des „Pelham" bezeichnete, so blieb der Name von Boz hauptsächlich an die „Pickwickier" geknüpft, obgleich in den folgenden Romanen „Nicholas Nickleby" 1839, „Oliver Twist" 1839 und „Humphrey's Clock" 1840 der Reichthum charakteristischer Scenen viel bedeutender ist. In den „Pickwickiern" treten bei der leichtern Structur des Buchs die Fehler weniger hervor; außerdem liegt ein Hauptreiz in der Einwebung episodischer Phantasiestücke, theils tragischer, theils wild humoristischer Art, die, an sich meisterhaft erzählt, gegen das Uebrige einen schönen Farbencontrast bilden. In dieser Beziehung ist das Buch wirklich-componirt: man wird bei allen Fehlern in der epischen Gliederung, was die Farbe betrifft, fast überall einen Grund finden, warum die Episode grade in diese oder in jene Stelle eingeschoben ist. „Humphrey's Clock" war ursprünglich auf dieselbe Form angelegt: ein Paar alte Herrn, darunter Pickwick selbst, versammeln sich um eine alte Wanduhr, um sich ihre Erinnerungen mitzutheilen; aber gleich eine der ersten dieser Geschichten, „Old Curiosity Shop", trat so aus dem Rahmen heraus, daß derselbe als gleichgültig bei Seite geworfen wurde.

In den „Pickwickiern" bereist eine Gesellschaft von vier wunderlichen, man möchte sagen unmöglichen Originalen verschiedne Theile von England, und giebt dem Dichter Gelegenheit, das englische Leben von allen Seiten ins Auge zu fassen. Von strenger Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, von einer gegliederten Folge der Handlung ist ebensowenig die Rede,

als von einer Charakteristik im eigentlichen Sinn. Pickwick, Tupman, Snodgras und Winkle sind in ihrem ersten Auftreten nichts als Chargen, und zwar so fratzenhafte Chargen, daß man kaum noch etwas allgemein Menschliches in ihnen findet, bis dann unvermerkt ein menschlicher Zug nach dem andern bei ihnen hervortritt. Am grellsten wird der Contrast zwischen dem, was sie ursprünglich waren, und dem, als was sie sich zuletzt herausstellen, wenn man die Illustrationen ins Auge faßt, welche die Veränderungen des Buchs nicht mitmachen: im Anfang stimmen diese Affengesichter vortrefflich zu dem, was man liest, am Schluß aber glaubt man, der Zeichner sei nicht recht klug.

Dickens sucht sich damit zu rechtfertigen, daß uns ja auch im wirklichen Leben erst die lächerlichen Seiten eines Menschen auffallen, bevor wir durch unsre Bekanntschaft seinen tiefern Gehalt gewahr werden. Die Bemerkung ist einmal nicht ganz richtig, das Umgekehrte findet eben so oft statt, es kommt eben auf die Art des Beobachtens an; dann aber dürfen die Züge die man zuerst wahrzunehmen glaubt, der Wirklichkeit wenigstens nicht widersprechen. Wo der Beobachter von seinem eignen Wesen oder von seiner augenblicklichen Stimmung viel in die Sachen hineinträgt, wird es ihm freilich gehen wie Dickens mit Pickwick, Betsy Trotwood und vielen andern Figuren: erst ist er in lustiger Laune, und Alles kommt ihm närrisch vor, was er sieht; dann wird er weich, und seine Weichheit geht auch auf den Gegenstand über. Vergebens sucht er sich dann auf die alten Späße zu besinnen, um die Einheit nothdürftig herzustellen: der Widerspruch ist in der That vorhanden. Man vergleiche das erste Auftreten des Alterthümlers Oldbuck mit dem ersten Auftreten des Alterthümlers Pickwick: jener ist nicht blos naturgetreuer, sondern auch viel komischer. Bei ihm kommt Fleisch und Blut, Verstand und Gemüth nicht erst nachträglich hinzu, er hat es von vornherein.

Den meisten Porträts des Dichters ist eine Eigenthümlichkeit anzumerken. Der Eindruck, den der erste Anblick einer neuen Figur auf ihn macht — und dieser Eindruck ist oft ein ganz zufälliger — überwältigt ihn so, daß in diesen die ganze Kraft seiner Darstellung aufgeht. Eine innre Entwicklung findet nicht mehr statt, bis plötzlich der Dichter an seinem eignen Geschöpf Seiten wahrnimmt, an die er bei der Anlage gar nicht gedacht hatte. Dem Witz seiner Einbildungskraft Widerstand zu leisten ist er dann meist unfähig.

Die Engländer sind von alten Zeiten her ausgezeichnete Carricaturmaler, wohin man in der Regel kommt, wenn man sich ausschließlich auf das Charakterisiren legt. Was ihnen am schönen Ebenmaß abgeht, ersetzen ihre Bilder durch Deutlichkeit und Eindringlichkeit. Der früher übermäßig bewunderte, jetzt zu sehr vergessene Hogarth ist noch immer eine unerschöpfliche Fundgrube für Charakterköpfe, und wer an bestimmter Zeichnung Freude hat, wird auch heute Smollet und Fielding mit Genuß ansehn.

Aber wie wollen sie sich mit Dickens vergleichen, mit diesem Reichthum an Figuren, Abenteuern, sprechenden Zügen, unerwarteten und schlagenden Einfällen, alle von der reinsten Lebenslust durchtränkt! Wie trocken und nüchtern sehn Smollet's Farben aus, wenn man sie an diese hochsaftigen vollblütigen Bilder hält! Man denke an die Parlamentswahl in Eatanswell, die Abenteuer Pickwicks mit der mittelalterlichen Dame im Gasthof zu Ipswich: die gestörte Abendkneipe bei den „Sägebeinen," die nächtliche Begegnung Winckle's mit Mrs. Dowler in Bath, die Fahrt der drei Betrunknen von Bristol nach Birmingham, dann im „Nickleby" die Galerie aus den Narrheiten des kleinbürgerlichen Lebens: die Putzmacherin Madame Mantalini und ihr Alfred mit dem schönen Schnurrbart und dem mörderischen geblümten Schlafrock; die Familie Kenwigs mit ihrer

Freundin, der Schauspielerin Henriette Petowker, die den Bluttrinker declamirt, und ihrem hohen Protector, dem Accise-Einnehmer Lillywick; Mrs. Wittiterly, die zarte Seele, deren Mann stolz darauf ist, daß sie nur aus Nerven besteht und durch einen Hauch umgeblasen werden kann; Vincent Crumles mit seiner Komödiantenbande: — von den Brosamen, die von dem Tisch dieses Reichen fallen, könnten ein Dutzend ganz leidlicher Genremaler leben! Thackeray ist an ähnlichen Erfindungen nicht weniger reich und in ihrer Zeichnung vielleicht correcter, er läßt seine Personen meistens genau so reden, wie sie in der Wirklichkeit reden, während Dickens immer etwas hinzuthut, um die Stimmung schärfer hervortreten zu lassen. Allein Thackeray stellt sie uns nur vor, um seine Menschenkenntniß an den Tag zu legen, und wenn wir aufmerksam hinsehn, können wir ihm unser Compliment nicht versagen; aber es wird uns schwer, aufmerksam zu sein, denn die Leute interessiren nicht im mindesten: wenn sie uns im wirklichen Leben begegneten, würden wir ihnen aus dem Wege gehn. Dickens dagegen weiß die volle komische Beleuchtung auf sie zu werfen, die ihnen zukommt: er macht es wie die glänzenden Gesellschafter, die das gleichgültigste Geschöpf so gewandt zu bearbeiten wissen, daß es mit seinem ganzen Fond versteckter Narrheit zum Vorschein kommen muß und so wirklich etwas wird. Die gelinden Drucker, die man solchen Figuren giebt, sind nicht zu tadeln, sie sind auch kaum ein Verstoß gegen die Wahrheit, denn sie versinnlichen nur die eigne Stimmung des Zuschauers, der, wenn er sich wirklich unterhält, den Gegenständen seiner Unterhaltung nachhilft.

Es ist bezeichnend für Dickens, daß er mit besondrer Vorliebe solche Personen behandelt, die schon in ihrem Geschäft etwas Fratzenhaftes haben, z. B. Winkelkomödianten, Clowns in einer Reiter- und Seiltänzerbude. Er freut sich wie ein Kind an ihren Possen, auch wenn sie sich wiederholen, und bemüht

sich, hinter der grotesken Larve das echte vielleicht leidende Menschengesicht auszuspähn. Ueber den Clown Grimaldi, mit dem er persönlich befreundet war, hat er ein eignes Buch geschrieben. In ihrer tollsten Ausgelassenheit haben solche Naturen für ihn etwas Sympathisches, und er stellt sie auch moralisch über die Pharisäer, die das Leben durchaus ernst nehmen und ihm ein mürrisches Gesicht machen. Am leidenschaftlichsten geschieht das in „Hard Times," welcher Roman allerdings durchaus tendenziös ist. Sissy, die Tochter des Seiltänzers, tritt als ideale Figur den Nützlichkeitsmenschen entgegen, blos weil sie außer Stande ist, sich das Herz durch statistische Rechnungen zu verdrehn.

In der Zeichnung dieser Vagabunden hat Dickens eine Mannichfaltigkeit, gegen welche unser Holtei lange nicht aufkommt. Wer wird den Gasthof zum lustigen Sandbuben vergessen, wo alle Gaukler des Pferderennens sich zusammenfinden, die Puppenspieler, die Stelzengänger, das Wachsfigurencabinet, die dressirten Hunde, die Riesen und Zwerge! Wer die Theatergesellschaft des ehrsamen Vincent Crumles mit der Heldenspielerin, seiner Gattin und dem unvergleichlichen Phänomen! Und so wimmelt es in den meisten seiner Romane von erquickenden Faschingsposſen.

Was ist es, was dem Dichter bei der Anschauung dieser Gaukler so viel Behagen macht? Sind sie besser, echter und wahrer als die soliden Leute? Kommt bei ihnen die eigentliche Natur mehr zur Geltung? Wächst das, was sie thun und treiben, augenscheinlicher aus dem innersten Quell ihres Denkens und Empfindens heraus? Ganz im Gegentheil; sie haben die allgemein menschlichen Schwächen mit ihren begünstigtern Landsleuten gemein, und ihr Geschäft ist eine fortgesetzte Lüge und Albernheit. — Aber grade darum reizt den Humoristen, zu ermitteln, was in diesem hoffnungslosen Kampf gegen die Natur

noch von wirklicher Natur übrig bleibt, und der Hanswurst gewährt die doppelte Freude, zunächst der bunten, fratzenhaften Erscheinung an sich, dann des Contrastes zwischen dem Aeußern und dem Innern.

Novalis und Tieck empfehlen dem jungen Novellisten, das Gemeine und Alltägliche sonderbar zu finden, um es dadurch gesellschaftsfähig und darstellbar zu machen; eine Regel, die Jean Paul und T. A. Hoffmann mit großer Virtuosität befolgt haben. Diese Fähigkeit, im Gewöhnlichen das Sonderbare oder, bestimmter gesagt, das fratzenhaft Phantastische zu entdecken, entfaltet sich in den „Skizzen" schon zu den überraschendsten Einfällen. Beim trivialsten Spießbürger wird Dickens sich nie langweilen, weil er ihn sofort ins Groteske idealisirt. Er belauscht ihn in den unscheinbarsten Bewegungen seiner Nasenflügel und seiner Fußspitzen, und läßt ein so grelles Licht darauf fallen, giebt ihnen eine so starke Resonanz, daß wir ein äußerst lebhaftes und unterhaltendes Schauspiel vor uns zu sehn glauben, wo der gewöhnliche Blick gar nichts bemerken würde. Grelle Beleuchtung und starke Resonanz geben nun freilich die Dinge nicht, wie sie wirklich sind, aber sie bringen etwas hervor, was die Natur sich bei guter Laune gedacht hat, ohne es jedoch fertig zu bringen, weil sie darüber ermüdete. Dickens weiß den kleinsten Zug in einzelne scharf zu unterscheidende Theile zu zerlegen, jeden einzelnen Theil kräftig zu markiren, und dabei die subjective Stimmung so stark in Anspruch zu nehmen, daß man in der heftigsten Bewegung zu sein glaubt, während eigentlich die Erzählung viel länger dauert, als die erzählte Begebenheit selbst.

Von allen Stilformen wendet Dickens keine so übel an, als die Ironie, weil er nur zu ihr greift, wenn er sich ärgert, und weil ihm der Aerger leicht die künstlerische Besinnung verdirbt. Dagegen ist ihm keine geläufiger, als der Witz im höhern

Sinn, weil ihm ein unermeßlicher Reichthum von Analogien zu Gebote steht, und der Sprung aus dem Geistigen ins Physische, aus dem Idealen ins Empirische, für seine Empfindung die natürlichste Bewegung ist. Seine Sprache ist fast ein durchgehender Witz, nicht in dem berliner Sinn, daß die Worte mit einander contrastiren, sondern der Contrast liegt vielmehr in den Sachen und Stimmungen. Seine Witze wirken durch ihre sinnliche Wucht. Wenn Sviveller in seiner Verzweiflung den Hut vom Kopf reißt, und ihn mit einem Blick betrachtet, als ob nur pecuniäre Rücksichten ihn abhielten, ihn mit Füßen zu treten: — wer hat sich nicht einmal auf einer ähnlichen Stimmung ertappt! Daher sind diese Einfälle auch so unglaublich populär geworden; alle Welt zehrt davon. Manche von seinen Figuren sind nur die Verkörperung eines solchen Witzes, was freilich nicht die richtige Art der Charakterbildung ist, aber durch den Glanz des ersten Einfalls besticht: Jack Bunsby, dessen Blick nach Australien gerichtet ist, während eine ihm scheinbar ganz fremde Stimme aus seinem Innern heraus Orakel ertheilt; Susanne Nipper, die für jede Person einen eignen strafenden Blick erfindet; Mistreß Gamp, die von einer durchaus fingirten Person massenhafte Anekdoten erzählt und selbst daran glaubt; dieselbe, die, wenn man ihr harte Vorwürfe macht, in eine Art ambulanter Ohnmacht verfällt.

Von allen diesen Figuren prägt sich sofort ein einzelner grotesker Zug, der beiläufig nicht immer der charakteristische für ihre Natur ist, so unwiderstehlich ein, daß man sie persönlich zu kennen glaubt und Alles, selbst das Tollste, von ihnen hinnimmt wie von wirklichen Wesen. Ich erinnere noch an Figuren wie Harald Skimpole, Wilkins Micawber, den alten Turveydrop, den Professor des „Deportment“: die Einfälle wiederholen sich mitunter etwas reichlich, aber man achtet nicht darauf, weil jede neue Variation überrascht.

An die Form des Witzes streift auch diejenige Art des Komischen, die in dem Contrast zwischen der Logik und der einem andern Gesetz folgenden Association der Bilder und Vorstellungen liegt. Jede Zersetzung des Denkens durch elementare Mächte wirkt auf den ersten Blick komisch, selbst der Wahnsinn, so lange er nicht tobt. — Hier die Phantasie Eines, der aus längerem Nervenfieber erwacht.

„Er erinnerte sich nach und nach etwas seiner Leiden und dachte nach, was das für eine lange Nacht gewesen sei. Als er zufällig während des Brütens seine Hand erhob, war er erstaunt zu finden, wie schwer sie schien und wie sie doch in Wirklichkeit so mager und leicht war. Doch fühlte er sich leidlich und glücklich, und da er keine Neugier fühlte, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen, blieb er in diesem wachenden Schlummer, bis seine Aufmerksamkeit durch einen Husten erregt wurde: dies machte ihn zweifelhaft, ob er seine Thür die letzte Nacht verschlossen habe. Aber ihm fehlte die Energie, diesen Gedanken zu verfolgen, und er verfiel unbewußt im Vollgenuß der Ruhe in das Anstarren einiger grünen Streifen auf den Bettgardinen, die er seltsamer Weise in seinem Geist mit Strecken grünen Rasens verband, während der gelbe Grund dazwischen die Kieswege und so das Ganze eine lange Perspective französischer Gärten bildete. Er wandelte in der Einbildung auf diesen Terrassen umher, und hatte sich ganz unter denselben verloren, als er das Husten abermals vernahm. Die Kiesgänge wurden bei dem Ton wieder zu Streifen, er erhob sich ein wenig im Bett, theilte die Gardinen mit einer Hand und sah hinaus. — Ganz gewiß dasselbe Zimmer und immer noch bei Kerzenlicht; aber mit welchem grenzenlosen Erstaunen sah er alle diese Flaschen und Becken; Leinenzeug am Feuer zum Trocknen aufgehängt, und ähnliche Kennzeichen eines Krankenzimmers. — Sviveller betrachtete alle diese Dinge eine kurze Weile, ließ dann den Bettvorhang wieder zu-

rückfallen, und legte sein Haupt auf das Kissen — ich träume! dachte er, das ist klar. Als ich zu Bett ging, waren meine Hände nicht von Eierschaalen, und jetzt kann ich fast durchsehn. Wenn dies kein Traum ist, so bin ich durch ein Mißverständniß in einer arabischen Nacht aufgewacht. Aber ich zweifle nicht, daß ich schlafe.. — Hier hustete es abermals. — Sehr merkwürdig! dachte Sviveller, ich weiß nicht, daß ich je ein Husten oder Niesen geträumt hätte. Vielleicht gehört dies zur Philosophie der Träume" u. s. w. — Man kann solche Zustände des halben Dusels nicht anschaulicher, die vollständige Undeutlichkeit aller Gedanken nicht mit größerer Deutlichkeit darstellen.

Aus demselben Grund liebt Dickens Scenen der Betrunkenheit, und stellt sie mit einer Lebenswahrheit dar, wie kein andrer Dichter. Jeder Betrunkne hat bei ihm eine andre Art Dusel, die seinem Charakter entspricht, und jede einzelne Scene überzeugt. Dickens kann sich zwar nicht enthalten, die Völlerei zu tadeln und ihre schlimmen Folgen zu schildern, aber er sieht immer mit neuem Behagen zu, und seinen Humoristen, z. B. Pickwick, gereicht es keineswegs zur Unehre, wenn sie einmal und auch wol wiederholt über die Schnur hauen.

Seine glänzendsten Leistungen sind aber diejenigen Figuren, die zu der Zersetzung ihres Geistes eines chemischen Agens nicht bedürfen, die von Natur im Dusel der Bilderassociationen sich bewegen. Sein erstes Bild der Art, Mrs. Nickleby, ist kaum wieder übertroffen; es ist in der That ein Virtuosenstück ohne Gleichen. Wenn man bei irgend einer neuen Composition sich einbildet, nun ist der Gipfel des Lächerlichen erstiegen, überbieten kann man es nicht mehr; so wird man sofort durch einen neuen unerhörten Einfall überrascht. Die Figur ist in den spätern Romanen mannichfaltig wiederholt, in ihrer innern Structur ist nichts Neues, aber die physiognomischen Merkmale zeichnen sich

doch so deutlich ab, daß man wieder mit einer fremden Figur zu thun zu haben glaubt.

Diese Virtuosität ist mit einer Gefahr verbunden. Die Decomposition der Logik führt allerdings zum Lächerlichen, aber ebenso auch zum Gräßlichen; das Uebergewicht der Materie und ihres Gesetzes über die Lebenskraft des Individuums ist zugleich Krankheit, Verwesung, Wahnsinn, Tod. Mistreß Nickleby und Sara Gamp bleiben durchaus komisch: nun halte man aber Mrs. Smallweed daneben, deren Denken ebenso beschaffen ist, und man hat das Gräßliche. Die Reden der Wahnsinnigen machen den Knaben zuerst lachen, aber wenn das wilde Auge des Wahnsinns auf ihn einblickt, so zittert er. Des Dichters Virtuosität treibt ihn bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Wenn er zuweilen die Ungeheuer zeigt, um vor ihnen zu warnen, also als Satiriker, so ist es ebenso oft Liebe zur Sache. Wenn er z. B. in den „Tales of two cities" die Unholde zeichnet, die aus dem Sumpfboden des französischen Absolutismus aufwachsen, und in der Revolution die Herrschaft ergreifen, so ist der Eindruck groß und tragisch; aber wenn er daneben einen englischen Leichenräuber in den Vordergrund drängt, dessen Geschäft mit der Revolution nichts zu thun hat, so empfindet man das als Geschmacklosigkeit. Es ist nicht zu läugnen, daß die Phantasie des Dichters eine krankhafte Vorliebe für Monstrositäten zeigt. Manche seiner Romane z. B. „Oliver Twist" mit seiner Räuberwirthschaft, die den gleichzeitigen „Jack Sheppard" von Ainsworth, dem es wahrlich an toller Phantasie nicht fehlt, fast überbietet, „Our mutual friend", „Great Expectations" bestehn fast nur aus solchen. In andern Romanen ist das Abscheuliche, insofern es nöthig ist, in unnöthiger widerwärtiger Breite geschildert. Man halte in „Bleak house" den Selbstverbrennungsproceß vor Augen, und lasse die Frage, ob die Sache medicinisch möglich ist, ganz bei Seite: technisch ist

die Scene ein Meisterstück, kein Dichter macht sie ihm nach, aber es ist doch der schlimme Mißbrauch einer kostbaren Gabe! Und dabei sind diese Groteskbilder nicht einmal recht überzeugend: der Henker Dennis, Simon Tappertit, Miggs u. s. w.: man sieht wol ihre Gelenkverdrehungen sehr deutlich, aber man zweifelt doch daran, ob solche Grimassen mit Fleisch und Blut verträglich sind. Dazu ist das Chargirte selten tragisch. Wenn z. B. Quilp, den beständig siedend heißen Rum herunter stürzt, Krebse und harte Eier mit den Schaalen ißt, und ähnliche Clown-Kunststücke ausübt, nachher ernsthaft in die Handlung eingreifen und im Licht eines zurechnungsfähigen Wesens erscheinen soll, will das zu der possenhaften Anlage nicht stimmen. Wie er um den tollen Kettenhund einen Kriegstanz ausführt und ihn reizt, wie er von dem Deckplatz der Postkutsche aus durch greuliche Grimassen die alte Frau ängstigt, da ist er in seinem Element, seiner Natur gemäß. Aber wenn der Dichter ihm ein tragisches Ende bereitet, so bleibt der Leser kalt, denn die Figur ist viel zu possirlich, um Furcht, Haß, Mitleid oder irgend eine derartige Empfindung erregen zu können. Es ist in ihr einige Reminiscenz aus der neu-französischen Romantik, aus Victor Hugo und ähnlichen Groteskmalern.

Uebrigens würde man sich täuschen, wenn man annähme, daß Dickens durch diese Häufung von greulichen Figuren und Ereignissen die Welt in ein schlechtes Licht stellen wolle. Mir fällt wieder der „lustige Sandbube" ein. Die Gesellschaft, die sich hier zusammenfindet, ist so wenig erbaulich als möglich, und sie kommt in einem traurigen Zustand an, schmutzig triefend vom Regen, verdrießlich und erzürnt. Aber wie der Wirth sie kommen sieht, hebt er rasch den Deckel von einem großen Topf auf, in welchem Kaldaunensuppe dampft; schnalzend beschreibt er seinen Gästen die Bestandtheile derselben, und ein Zug der Verklärung breitet sich über sämmtliche verstörte Gesichter. So ist es auch mit

der Welt: der schmutzige Regen reinigt die Menschen und im Zimmer raucht es; aber es fehlt nicht an Correctiven, und der Duft einer guten Kaldaunensuppe entschädigt für Vieles. Es kommt nur darauf an, die Menschen darauf hinzuweisen, und das hält der Dichter für eine seiner Hauptaufgaben.

Das Fratzenhafte ist ihm nicht eine Vermehrung, sondern eine Verminderung des Häßlichen. So bald das Böse ins Phantastische übergeht, führt es seine Versöhnung mit sich. In den Phantasiebildern in „Pickwick" sind die gelungensten grade die wild phantastischen: die Geschichte von der Geisterkutsche, von dem gespenstischen Stuhl u. s. w. Das Leben gewinnt sein bestes Licht durch eine phantastische traumhafte Färbung, und selbst die Heiterkeit tritt nur dann mit voller Kraft hervor, wenn sie an's Ausgelassene streift. Die Phantasie führt den Zauberstab, die Dinge in einander zu verwandeln, und grade dadurch werden sie lieb, oder wenn man will, erträglich. Ob diese Welt, so scheint Dickens zu denken, die beste von allen ist, das kann man nicht wissen, da man die andern nicht kennt: aber von einem Fehler ist Gott der Herr völlig frei zu sprechen: in das Genre ennuyeux ist er im Schaffen nicht verfallen.

Die phantastische Beweglichkeit des Auges und des Ohrs idealisirt die ganze Schöpfung; alles wird Leben und Person. In der Fähigkeit, Thiere reden zu machen, übertrifft Dickens alle Dichter, die ich kenne, die Verfasser des Reinecke und Lafontaine nicht ausgenommen. Das Heimchen am Heerde, die zahlreichen kleinen Vögel in den verschiednen Romanen, der Rabe Barnaby's, Jip in „Copperfield," Diogenes in „Dombey," das sind lebensvolle Genrebilder, gegen die unsre Phylaxe sehr nüchtern und prosaisch aussehn. Dickens hat damit den „umwölkten Blick" für eine der tausend Quellen „neben dem Durstenden in der Wüste" geöffnet. Ich hebe ein weniger bekanntes Bild hervor, wo das verachtetste aller Thiere zur Geltung kommt. — Dickens ist in New-York. —

„Sieh, da wandelt ein einsames Schwein nach Hause. Es hat nur ein Ohr, das andre hat es auf seinen Spaziergängen den umherstreifenden Hunden überlassen. Aber es behilft sich auch mit einem Ohr, und führt ein gentlemännisches, flanirendes freies Leben, nach Art unsrer englischen Clubmänner. Jeden Morgen geht es zu einer bestimmten Stunde aus, stürzt sich in das Gewühl der Stadt, verbringt seinen Tag auf eine ihm höchst angenehme Weise und erscheint regelmäßig jeden Abend wieder vor seiner Hausthür. Es ist ein recht ungenirtes, sorg- und harmloses Schwein, welches zwar unter den andern Schweinen von demselben Kaliber sehr viel Bekannte zählt, dieselben aber mehr vom Sehen als aus genauerm Umgang kennt; denn nur selten giebt es sich die Mühe, stehn zu bleiben und Complimente zu wechseln; vielmehr geht es grunzend seiner Wege den Rinnstein herab, stöbert ein wenig Neuigkeiten und Stadtgeklatsch in Gestalt von Kohlstengeln und Abfall auf, und führt keinen andern Schweif mit sich herum als den eignen; und selbst dieser Schweif ist sehr kurz, denn seine alten Feinde, die Hunde, waren stets darüber her, und haben ihm kaum mehr als ein kleines Endchen gelassen. Es ist ein großer Philosoph und läßt sich selten durch etwas außer Fassung bringen. Zuweilen kann man es wohl mit den kleinen Augen zwinkern sehn, wenn es einen geschlachteten Freund erblickt, dessen Leichnam der Thürpfoste eines Fleischers zur Verzierung dient; dann grunzt es aber: das ist der Lauf der Welt! alles Fleisch ist Schweinebraten! steckt seine Nase wieder in den Koth und watschelt die Gosse hinab, indem es sich mit dem Gedanken tröstet, daß wenigstens eine Schnauze weniger auf der Welt ist, die ihm einen Kohlstengel vor der Nase wegkapern könnte."

Man wird gegen die Form manches einzuwenden haben: die Empfindungen des Schweins treten nicht rein und objectiv hervor, man sieht sie durch das subjective Medium der Analogie

menſchlicher Zuſtände. Aehnliche Vorwürfe hat man einer modernen hiſtoriſchen Schule gemacht, die über antike Thaten in modernen Geſchichtsausdrücken referirt: in beiden Fällen erſetzt aber der ſubjective Dunſtkreis die Farbe, die uns die Gegenſtände erſt recht anſchaulich und verſtändlich macht.

Dieſelbe Form der Perſonification macht ſich in der Gattung der Malerei geltend, welche die Franzoſen Intérieur nennen. Eine abgelegne Schiffswerft, eine verfallne modrige Kneipe am Fluß, ein wunderlich zwecklos gebautes Häuschen: das gewinnt unter Dickens' Händen eine ſo ausgeſprochne Phyſiognomie, daß man es mit einem lebendigen Weſen zu thun zu haben glaubt. T. A. Hoffmann beſchreibt in einem ſeiner Phantaſieſtücke einen Thürklöpfel, der ſich plötzlich in das grinſende Geſicht einer alten Hexe verwandelt: ſolche Verwandlungen ſind bei Dickens etwas ganz Gewöhnliches. Seine Localitäten athmen nicht nur; ſie haben ihre eignen Pulsſchläge, ihre Stimmungen und Empfindungen, und ſchneiden dem Dichter, wenn er ſie zu lange anſieht, ein Geſicht. Es fällt auf einzelne Partien ein ſeltſam phantaſtiſches Licht, während alles Uebrige im Dunkel bleibt, daß ſie bei veränderter Beleuchtung uns fremd werden. Es iſt die Stimmung des Dichters ſelbſt, die ihnen Leben leiht, eine eigne feſte Exiſtenz für ſich, wie bei Walter Scott, haben ſie nicht, und wenn man bei dieſem den Ort, den er einmal beſchrieben hat, auch unter ganz veränderten Umſtänden, bei andrer Beleuchtung, und von einem andern Geſichtspunkt aus, immer wieder erkennt, ſo muß man bei Dickens ſolche Verſuche ganz aufgeben: ſobald ihn eine andre Stimmung ergreift, verwandeln ſich mit ihr die Gegenſtände. Die Realität iſt ihm nicht Zweck, ſondern Mittel, die Stimmung ſinnlicher auszuprägen. — —

Ein Virtuos in der Groteskzeichnung des Häßlichen, Närriſchen und Wunderlichen: wie verhält ſich Dickens, wenn es

gilt, edle und vortreffliche Menschen herauszubringen? — Ihm schwebt die Güte der menschlichen Natur nicht blos in Idealbildern vor, die gegen die Wirklichkeit contrastiren, sondern er glaubt an sie auch in der Welt der Erscheinung; durch eine Reihe von Genrebildern treuherziger und wohlwollender Menschen hat er das Gemüth seiner Leser erfreut und gerührt. Es ist aber eigenthümlich, daß auch in diesen Figuren eine gewisse Abstraction vorwaltet.

Stellen wir z. B. Samuel Pickwick, John Jarndyce, die Brüder Cheeryble, den alten Herrn im „Raritätenladen" und Tom Pinch zusammen. Sie sind alle ganz Wohlwollen, Herzensgüte, Aufopferung, Vertrauen; sie denken nur an Andre, niemals an sich, ihr Leben besteht aus Resignation und Wohlthun, wozu sie mit Ausnahme von Tom auch die reichsten Mittel haben. Man kann wohl behaupten, daß sie Geld und Liebe zum Fenster hinauswerfen. Sie sind sämmtlich alte Hagestolze. Wenn sie einmal lieben, und sie lieben recht tief, so sind sie stets im Fall, resigniren zu müssen; aber nicht blos das, sie machen sofort ein heitres Gesicht und widmen ihrem Nebenbuhler aufrichtige Freundschaft. Als Esther die Werbung ihres Vormunds Jarndyce annimmt, freut er sich, aber gelassen, und sobald er merkt, daß sie insgeheim einen Andern liebt, tritt er zurück, giebt ihr eine reiche Aussteuer und ist so glücklich wie zuvor. Ebenso macht es Tom Pinch. Mehr noch als dies Uebermaß der Resignation befremdet bei diesen idealen Menschen die völlige Kritiklosigkeit. Tom Pinch ist von Kindheit auf bis zu seinem dreißigsten Jahr in dem Hause des elenden Pecksniff gewesen, von ihm auf jede Weise malträtirt, und hält ihn gleichwohl für einen höchst edlen, rechtschaffnen, gelehrten und liebevollen Menschen. Daß ein Pecksniff existirt, ist ihm ein hinreichender Beleg für die Güte der menschlichen Natur, und als er endlich über Pecksniff enttäuscht wird, beginnt er an

der Menschheit zu zweifeln. Nun wird Pecksniff durchweg so geschildert, daß er nicht blos seine Gemeinheit, nicht blos seine Dummheit und Unwissenheit, sondern auch seinen übel gebauten Körper überall zur Schau trägt; jeder Mensch von natürlich entwickeltem Geruchssinn muß Ekel vor ihm empfinden, ganz abgesehn von aller Moralität. Aber in Tom Pinch rührt sich nicht der mindeste Instinct; das reine gute Herz ersetzt dem Dichter nicht nur Alles, sondern ist ihm Alles; und hier ist recht künstlich Alles entfernt, was nicht blos reines gutes Herz ist. Daß ein so reflections- und instinctloses Herz Shakespeare goutiren und verstehn soll, ist eine von den vielen Paradoxien, die man bei Dickens hinnehmen muß.

Noch mehr befremdet diese kritiklose Gutherzigkeit, die jedem Spitzbuben als Beute anheimfällt, bei Jarndyce: daß ein bejahrter in den Geschäften der Welt vielfach bewanderter Mann, der durch ernsthafte Schicksale wohl darauf hätte hingeführt werden sollen, das Leben nachdenklich zu betrachten, vollständig jenen moralischen Instinct entbehrt, der ohne weitre Reflexion zwischen gut und schlecht entscheidet, das verdächtigt nicht blos seinen Verstand, sondern auch seine Natur. Der Leser ist durchaus nicht in der Lage, die Wirklichkeit einer idealen Figur zu wünschen, in deren Atmosphäre so erbärmliche Subjecte wie Harald Skimpole und Mrs. Jellyby gedeihn müssen.

Ein ganz andres Behagen erregt Sam Weller, eine Figur, in der sich der Zauber des Dichters zum ersten Mal in voller Kraft zeigt. Sam Weller würde dreist neben Sancho Pansa genannt werden dürfen, wenn er nicht zu sehr von sich wüßte. Seine Art, sich zu bewegen und zu reden; seine Sprichwörter — wie viel drastischer als die spanischen! — der sprudelnde Reichthum seiner Einfälle, der derbe gesunde Verstand, der auch seinen grotesken Urtheilen zu Grunde liegt; die Abwesenheit aller schwächlich moralischen Bedenken; die Freude am Schaber-

nack ohne Groll; der unverwüstliche Lebensmuth, den nichts erschüttert und dem nichts imponirt: hier haben wir alles zusammen, was an positiver Gemüthlichkeit im englischen Volkscharakter liegt. Diese tolle Ausgelassenheit, die alles Zwecks zu spotten scheint, ist den Franzosen vollkommen unverständlich, und französische Kritiker haben die Weltanschauung unsres Dichters wie die der Engländer überhaupt gradezu als misanthropisch bezeichnet. Es ist ein großer Irrthum. Wohl liegt ein Schatten auf dem Gemüth des Dichters wie auf dem Gemüth seines Volks, etwas von den wilden Zuckungen Swifts nimmt man von Zeit zu Zeit auch auf seinem Gesicht wahr, aber das ist nicht der innre Kern seines Lebens; es ist eine Krankheit, die kommt und geht. Der Humor liebt das Leben, und erfrischt durch die Fülle der gegenständlichen Welt den Blick und das Gemüth. Nicht der Humorist, sondern der Satiriker ist seinem Wesen nach misanthropisch.

Dickens hat von derselben Figur eine zweite Variation versucht, Mark Taply: der fidele Mensch, der aber nur da fidel sein will, wo es ein Verdienst ist, fidel zu sein, d. h. wo es ihm recht schlecht geht. Gedacht ist die Figur gar nicht übel: es ist derselbe Wandertrieb, der sich in Robinson Crusoë regt, und der im Grunde die ganze Geschichte der Germanen dominirt; aber sie kommt nicht lebendig heraus, sie bleibt in der Symbolik. Mark reflectirt und moralisirt zu viel; das paßt nicht für einen Abenteurer oder für einen, der es werden will.

Am liebsten zeichnet Dickens treuherzige und gescheidte Jungen, die nebenbei etwas Drolliges haben. Traddles, der zu seiner Erholung Gerippe zeichnet, und dessen Haar sich stets an unpassender Stelle sträubt, ist mir immer lieber gewesen als sein begabterer Freund Copperfield, dem er doch, wo es sich um ernste Dinge handelt, aus der Noth helfen muß. Auch Nicholas Nickleby habe ich gern. Er steht in der Mitte zwischen den

Romanhelden des vorigen Jahrhunderts, den Tom Jones u. s. w., und den Helden Walter Scotts: von den erstern hat er die Frische ohne ihre Gemeinheit, von den letztern das brave rechtschaffne Wesen ohne ihre steife vorgeschriebne Haltung. Es ist wahr, er ist nicht besonders dazu gemacht, die Phantasie zu beschäftigen, er ist einer von den tüchtigen liebenswürdigen jungen Leuten, wie man sie Gott sei Dank noch oft genug in der Welt antrifft, aber es ist recht, daß der Dichter auch dergleichen Alltagsgestalten einmal poetisch fixirt. Wenn man seine Menschenkenntniß aus Thackeray und ähnlichen Carricaturmalern schöpfen wollte, so müßte man annehmen, es gebe keinen Goldgehalt rein menschlichen Wesens, der nicht mit 99 Theilen Selbstsucht, Hochmuth, Eitelkeit, Befangenheit in Vorurtheilen und dergleichen legirt wäre. Der unverwüstliche Lebensmuth, mit welchem Nicholas in den gräulichsten Lagen sich immer oben hält, als Schulmeister in einer auf den abscheulichsten Betrug gerichteten Anstalt, als herumziehender Komödiant, als Privatlehrer von kleinen Leuten, endlich als Commis: dieser Lebensmuth giebt auch den übrigen Geschichten eine wärmere Farbe: wir sehen und fühlen sie durch das Medium seines heitern ehrlichen Auges.

Am reinsten gelingt Dickens die Unschuld und Liebenswürdigkeit in dem Kinderleben darzustellen, wo die Empfindungen sich nach einem andern Gesetz aneinander ketten dürfen, als in den wachen Zuständen des Manneslebens erlaubt ist. Die Kindheit Paul Dombey's und David Copperfield's gehört zu dem Rührendsten, was der neue Roman erfunden hat. Mir ist vor Dickens nichts bekannt, was so glücklich den Ausdruck unreflectirter Stimmungen wiedergäbe, als einige Scenen bei Jean Paul, die aber an verhimmelnder Ueberschwänglichkeit leiden. Die neusten Dichter freilich haben es ihm Alle abgesehn, und es ist gegenwärtig an erfreulichen Kindergeschichten in der Literatur ebenso wenig Mangel, wie in der bildenden Kunst.

Auch junge unschuldige Mädchen weiß Dickens uns werth und interessant zu machen; sein Gemüth ist empfänglich für das Nachgefühl unreflectirten Naturlebens, und — er weiß mit vollendeter Virtuosität auf der Gemüthssaite zu spielen. Ich erinnre an die kleine Ruth, die Schwester von Tom Pinch: ein gutes unbedeutendes Mädchen, das man aber um der Anmuth ihrer Erscheinung willen lieben soll. Nun weiß der Dichter sie in Bewegung zu setzen, wie man etwa ein reizendes Kätzchen zum Spiel verlockt; man wird des Spiels stundenlang nicht müde, sie dreht und wendet sich nach allen Seiten, und dem Dichter wie dem Leser entgeht kein einziger Zug ihrer Anmuth. Die Wirkung wird vollkommen erreicht, und wenn man nachträglich mit dem Dichter darüber rechten wollte, daß, was er zeigt, nicht ganz das ist, was er zu zeigen versprach, daß die zierlichen Bewegungen eines Kätzchens nicht grade Gemüthstiefe verrathen, so gehört dazu schon eine starke Kritik: die Mehrzahl der Leser werden ganz erfüllt von der Gemüthlichkeit des Mädchens und seines Dichters. Darin stellt man ihm z. B. Thackeray gegenüber, der so etwas freilich nicht kann: seine Amalie Sedley und andre Figuren, die etwas Aehnliches sein sollen wie Ruth Pinch, sind einfach langweilig. Daß aber nicht blos die innre Güte den Reiz dieser Figuren ausmacht, erkennt man sofort, wenn man Dolly Varden neben sie stellt. Die kleine eitle und trotzige Coquette ist eben so allerliebst wie die resignirte und treuherzige Schwester des guten Tom. Der gemeinsame Reiz liegt nur in der Anmuth der Bewegungen. Viel besser kommen überhaupt bei Dickens die lieben Geschöpfe heraus, die nebenbei etwas Possirliches haben, als die würdevollen und gesetzten edeln Mädchen; Dolly Varden viel besser als Emma Haredale, Dora viel besser als Agnes, die kleine Barbara viel besser als die ideale Nell. Am verfehltsten ist der Versuch in „Bleak house“, ein einfaches bescheidnes Mädchen zu schildern, das durch seine

Gutherzigkeit Aller Herzen gewinnt und überall Wohlgefallen verbreitet, wo es einkehrt, und dies bescheidne Wesen über ihre Naivetät und unschuldsvolle Liebenswürdigkeit Buch führen zu lassen: sie hält ein Album, in dem sie alle Züge ihrer schönen Seele registrirt, in dem sie erzählt, wie alle Menschen sie lieb haben, und immer sehr bescheiden hinzusetzt, sie verdiene es gar nicht, sie sei doch eigentlich gar zu unbedeutend. Eine derartige bewußte Anspruchslosigkeit wird auf die Länge unerträglich: wer ein Tagebuch führen und Andern mittheilen will, muß sich bedeutender Gedanken und Erfahrungen bewußt sein, und auf die Anmuth, die nur im Bewußtlosen liegt, verzichten. Außerdem kann man die Tugend nur nach der Gewalt der Natur abmessen, die sie zu überwinden hat; eine solche Natur scheint in dem guten Mädchen gar nicht vorhanden zu sein, sie ist eitel Liebe und Güte, sie hat kein Fleisch und Blut.

Aehnliche Figuren kommen nur dann zu ihrem Recht, wenn die Fähigkeit zu leiden tief bei ihnen ausgeprägt ist. — So Nell in „Humphrey's Clock." — „Die Nacht", erzählt — sehr bezeichnend für die Art, wie bei Dickens Einbildungskraft und Beobachtung in einander übergeht — der alte Mann, dem diese Geschichte in den Mund gelegt wird, „ist meine liebste Spazierzeit. Unmerklich habe ich diese Gewohnheit angenommen, weil sie mir Gelegenheit verschafft, über das Treiben der Menschen auf der Gasse nachzudenken. Das grelle Licht und das hastige Leben am hellen Mittag eignen sich nicht für müßige Speculationen; ein flüchtiger Blick auf vorübereilende Gesichter beim Schein einer Straßenlaterne oder eines Gewölbefensters geworfen, dient meinen Zwecken oft besser als der volle Anblick beim Tageslicht. Und soll ich die Wahrheit sagen? die Nacht ist auch nicht so lieblos wie der Tag, der nur zu oft ein Luftschloß in dem Augenblick, da man es fertig gebaut, ohne Gewissensbisse über den Haufen wirft."

„Dies ewige Hin- und Wiedergehn, dieſe nie endende Raſtloſigkeit, dies unaufhörliche Schallen der Fußtritte, welche das rauhe Steinpflaſter glatt und glänzend reiben — iſt es nicht ein Wunder, wie die Bewohner enger Straßen es ewig anhören können? Denkt euch einen kranken Mann, auf St. Martinshof wohnend, wie er den Fußtritten lauſcht und mitten unter Pein und Schmerzen unwillkürlich, als wäre es ein ihm auferlegtes Tagwerk, den Schritt des Kindes von dem des Mannes, den ſchleifenden Schleppſchuhſchritt des Bettlers von dem Auftreten des geſtiefelten Stutzers, den Gang des Flanirenden von dem des Geſchäftigen, den matten Tritt des umherſchweifenden Auswürflings von dem lebhaften Gang des erwartungsvollen vergnügungsſüchtigen Weltmanns unterſcheiden muß! Denkt, wie es ihm beſtändig vor den Sinnen ſummt und brauſt, denkt an den Strom des Lebens, der nicht ſtocken will, ſondern fort und fort durch alle ſeine ruheloſen Träume rauſcht, als wäre er verdammt, todt aber mit Bewußtſein auf einem geräuſchvollen Kirchhof zu liegen, als habe er ſelbſt für ganze kommende Zeitalter keine Ruhe zu hoffen. — Dann die Volksmenge, die immer auf den Brücken hin- und her geht, wo Viele an ſchönen Abenden ſtehn bleiben und ſorglos in das Waſſer hinab ſehn, und irgend ein dunkles Bild in ihnen auftaucht, daß das Gewäſſer zwiſchen weitern und immer weitern Ufern fortrollt, bis es zuletzt ſich mit der breiten ungeheuren See vereint; wo Einige anhalten, um vom Laſttragen auszuruhn, und über das Geländer lugend darüber nachdenken, daß es doch eigentlich eine ungetrübte Seligkeit ſein müſſe, ſein Leben zu verſchmauchen und zu verlungern, und ſchlafend in der Sonne auf der warmen getheerten Leinwand einer ſtillen, langſamen, trägen Barke zu liegen; und wo Andre, von ſchwerern Laſten gedrückt, ſich erinnern, vor Zeiten gehört oder geleſen zu haben, das Ertrinken ſei kein ſchwerer Tod, ſondern von allen Arten des Selbſtmords die allerbeſte und bequemſte.“

„Dann der Covent-Garden-Markt beim Sonnenaufgang im Frühling, wenn in den Lüften süßer Blumenduft schwimmt, der selbst die ungesunden Düfte von den Ausschweifungen der letzten Nacht überwindet, und die bräunliche Drossel, die in ihrem Käfig an der Außenseite eines Dachfensters die ganze liebe Nacht gehangen, halb verrückt vor Freude macht! Armer Vogel! Einziges Nachbarwesen, welches doch zum Theil mit den andern kleinen Gefangnen, den Blumen, verwandt ist, von denen einige schon den erhitzten Händen betrunkner Käufer entfallen, verschmachtet im Wege liegen, halb verwelkt von enger Berührung mit dem Menschenvolk, so daß die alten Buchhalter, die auf ihren Geschäftsgängen an ihnen vorbeikommen, sich wundern, woher die Bilder und Träume von Frühling und Landleben in ihre Brust eingezogen sind."

Wenn Dickens den nebligen Dunstkreis und die Physiognomie abgelegner und verfallner Straßen und Häuser in London schildert, so macht die Virtuosität seiner niederländischen Malerei oft den Eindruck, als habe er reines künstlerisches Behagen daran. Aber der aufmerksame Beobachter empfindet doch etwas von dem Duft der halb weggeworfnen Blume, die im Nebel und Branntweindunst den Traum des grünen Waldes und des Sonnenscheins hervorruft. Diese Sehnsucht aus dem Dunstkreis der großen Städte hinaus ins offne Feld ist der poetische Theil des „Raritätenladens." Die kleine liebliche Nell kann nicht länger athmen in jener schwülen Atmosphäre, die Menschen wie Quilp hervorbringt. Ihre Wanderung bringt sie in Gegenden, die noch häßlicher und trauriger sind als das London der armen Leute, sie lernt das Elend der Hungerdistricte in der Nähe großer Fabrikstädte kennen. Aber sie arbeitet sich endlich ins Freie durch, wenn auch nur, um unter grünen Bäumen zu sterben. Es geht ein stiller aber tiefer sehnsuchtsvoller Zug durch diese Wanderung, der uns einigermaßen mit den häßlichen Gegenständen

ausſöhnt, an denen wir vorüber kommen, und mit dem Leiden des armen Mädchens, das wir von vornherein als unheilbar erkennen.

IV.

Nach der bisherigen Darſtellung erſcheint Dickens hauptſächlich im Licht eines Genremalers. In Bezug auf die Compoſition taſtet er noch unſicher herum; die Erfindung der Intrigue, z. B. im „Nickleby" und „Oliver" iſt höchſt unbedeutend; von ernſter ausgeführten folgerichtigen Charakteren heben ſich nur die brutalen Menſchen ab, die Ralph Nickleby, Sir Mulberry Hawk, Walter Bray, Sikes u. ſ. w. Das eigentlich Gewaltige, das Dämoniſche ſeiner poetiſchen Kraft tritt mehr in den Hintergrund.

Spuren davon zeigen ſich freilich ſchon in den Epiſoden der „Pickwickier", wie in dem „Manuſcript eines Wahnſinnigen", wenn es auch noch an's Fratzenhafte ſtreift. Viel ſtärker zeigt ſich im „Nickleby" das Talent, in welchem Dickens allen Dichtern der Gegenwart überlegen iſt. Der Tod des jungen Lord und das Ende des Wucherers ſind Scenen, die ſich unauslöſchlich der Phantaſie einprägen, und was Dickens hauptſächlich auszeichnet: die Spannung, ſo gewaltſam ſie iſt, hat einen langen Athem, ſie geht in ſteter künſtleriſch-gegliederter Steigerung durch mehrere Scenen durch. Die Art, wie Dickens die Seele in Bewegung zu ſetzen weiß, iſt zu intereſſant, als daß wir nicht dieſe Scenen näher ins Auge faſſen ſollten.

Es iſt eine wüſte Orgie in einer Spielhölle, mit äußerſter Lebendigkeit wenn auch nur fragmentariſch dargeſtellt. Der junge Lord wagt zum erſten Mal ſeinem ſchurkiſchen Verführer offen entgegenzutreten; es kommt zu einem Schlag und zu einer

Herausforderung. Der Lord geht mit seinem Secundanten ab, um sich in einem Miethswagen an den Ort des Duells zu begeben. —

Als sie auf die Straße kamen, brach der Tag an. An Stelle des fahlen Lampenlichts trat der helle glorreiche Morgen; an Stelle der heißen gedrückten Atmosphäre, die nach ausgehenden Lampen und geistigem Getränk roch, die frische, gesunde Luft. Aber dem fiebernden Kopf schien die Kühlung beladen mit Reue über die übel angewandte Zeit. Seine Adern klopften, seine Haut brannte, die Augen waren wild und schwer, seinen verwirrten Gedanken schien das Licht ein Vorwurf und er schrak unwillkürlich vor dem Tage zurück, als ob er ein häßliches Ding wäre, das den Tag nicht ertragen könne.

„Sie frieren wohl?" fragte der Capitän.

„Etwas."

„Das geht so, wenn man aus diesen heißen Räumen kommt."

Sie rasselten durch die ruhigen Straßen ins freie Feld. Die Bäume, die Gärten, die Hecken, Alles sah schön aus. Dem jungen Mann kamen sie ganz neu vor, obgleich er tausendmal vorbeigekommen war. Es war eine Heiterkeit in ihnen, die seltsam gegen die Verwirrung seiner nur halb ernüchterten Gedanken abstach und sich ihm doch einprägte. Er hatte keine Furcht, aber wie er um sich sah, wurde auch sein Zorn geringer. Die eben vergangne Nacht, der Tag vorher und manche andern Tage und Nächte, Alles mischte sich in seiner Phantasie in einem unverständlichen Wirbel, er konnte nicht unterscheiden, was dann oder dann geschehn war; das einförmige Geräusch der Räder schien sich zu einer Melodie gestalten zu wollen, an deren einzelne Fragmente er sich erinnern zu können meinte; dann kam es ihm wieder vor wie ein plötzlicher Wasserfall. Sein Gefährte verspottete ihn, daß er so still wäre, und sie fingen an, sich

lärmend zu unterhalten und zu lachen. Als sie anhielten, wunderte er sich, daß er eine Cigarre rauchte, als er aber näher überlegte, erinnerte er sich, wann er sie angesteckt hatte. — —

Ich übergehe das Weitere, und wende mich zu dem zweiten Bild. Der Wucherer Ralph ist ein harter Mensch, ohne Erbarmen und, wie er glaubt, auch ohne Furcht. An der Achtung der Menschen ist ihm nichts gelegen, und bei dem Bewußtsein seines geschlossenen Willens glaubt er, nichts scheuen zu dürfen.

Nun aber fängt Alles an, ihm zu mißglücken, als ob irgend eine geheime feindliche Macht ihm zuwider wirkte. Er kann nicht schlafen, ein finstrer heimlicher Schatten scheint ihn immer zu begleiten; er weiß nicht was es ist. Nach unruhiger Wanderung durch die Straßen, müde und verworren, hat er sich in seine Wohnung zurückgezogen. Er hört draußen ein wiederholtes Klopfen, kann aber seine Aufmerksamkeit erst nach einiger Zeit darauf fixiren.

Er wird abgerufen, zu Leuten, die er als seine Gegner kennt: es wäre eilig; man müsse ihm ein Geheimniß mittheilen. Als er in das fremde Haus tritt, taumelt er wie ein trunkner Mann: sein erster Blick fällt auf eine Nische, vor die ein Vorhang gezogen ist; er glaubt eine Gestalt dahinter wahrzunehmen, und während der ganzen folgenden Verhandlung ist seine Aufmerksamkeit krampfhaft auf diese Nische gerichtet, als ob von daher das Unheil kommen müsse. In der That kommt von daher die Nachricht, die selbst ihn, den verhärteten Sünder, mit Entsetzen erfüllt, er wirft die Lampe um, und während man eine andre anzündet, verläßt er heimlich das Zimmer und geht nach Hause.

Die Nacht war finster; ein kalter Wind trieb die Wolken wüthend vor sich her. Nur eine finstre Masse schien langsam und heimlich hinter ihm her zu schleichen. Oft blieb er stehn, um es vorüber zu lassen, aber immer war es hinter ihm. — Er mußte an einem häßlichen Kirchhof vorbei, auf dem

die Armen und Selbstmörder begraben wurden: selbst das Gras, das darauf wuchs, sah so kümmerlich aus, als gehe es aus den Höhlen des Hungers auf. Der Platz war durch ein Gitter von der Straße getrennt.

Als Ralph daran vorbei ging, fiel es ihm ein, daß er vor langer Zeit einmal als Todtenbeschauer über Einen, der sich die Kehle abgeschnitten, ein Verdict hatte abgeben müssen, und daß dieser hier begraben war. Er konnte nicht sagen, warum es ihm jetzt grade einfiel, da er so oft vorbeigegangen war, ohne daran zu denken. Aber er konnte sich nicht helfen, er faßte mit der Hand ans Gitter und sah neugierig hinein, wo wohl das Grab sein möge.

Eine Schaar Betrunkner zog jauchzend an ihm vorüber. Einer von ihnen, ein kleiner Buckliger, fing an zu tanzen; ein Andrer lachte darüber und sah Ralph an, der mit lachen mußte. Als sie vorüber waren, nahm er seine Untersuchung wieder auf; mit erneutem Interesse, denn es fiel ihm ein, daß bei jener Todtenschau einer von den Geschwornen gelacht und daß man sich darüber gewundert habe. — Er konnte den Platz nicht finden, dafür suchte er sich das Bild des Todten in Erinnerung zu rufen, und was ihn eigentlich zum Selbstmord getrieben habe. Das Gesicht des Todten rief wieder das Bild eines phantastischen Kobolds in ihm hervor, mit dem man ihn einmal in der Kindheit beschenkt. Aber auch dies ließ er wieder fallen, und dachte nur daran, wie einsam seine Wohnung sein werde, wenn er nach Hause käme.

Als er an das Thor kam, hatte er kaum das Herz, den Schlüssel umzudrehn. Als er es gethan, hatte er das Gefühl, als habe er die Welt von sich ausgeschlossen. Mit einem lauten Geräusch fiel die Thür ins Schloß. Bis dahin hatte er eine Art Vertrag mit sich geschlossen, nicht eher die Sache zu überlegen, bis er zu Hause sei; nun war er zu Hause und mußte

denken ... Wie er noch daran dachte, sah er nach der Decke, und sah hoch oben einen starken Nagel eingeschlagen. — — — —

Auch hier übergehe ich das Weitere. Sehn wir nun, worin die Kunst des Dichters besteht.

Mit jedem Act der Verzweiflung ist eine gewisse Decomposition des Denkens verknüpft, so daß die Seele in ihren Bewegungen fortan einem andern Gesetz folgt als dem, durch das sie gewohnt war, sich selbst zu beherrschen; die Bilder und Ideen knüpfen sich aneinander durch eine Association, bei der der Wille nicht thätig ist, und auf der ganzen Seele lastet eine dunkle unbekannte und doch gefürchtete Macht, der man nicht wagt, ins Gesicht zu sehn. Dies nachtwandlerische Traumleben im Detail nachzuempfinden, und die Bilder zu wählen, die für den Charakter, die Vergangenheit und die Beschäftigung der Personen sich eignen, das ist eine Kunst, die Dickens, wenn nicht neu erfunden, doch wenigstens zu einer Virtuosität ausgebildet hat, wie kein andrer Dichter.

Man vergleiche die Scene in „Oliver Twist", in welcher über den Juden Fagin das Todesurtheil gesprochen wird.

Der Gerichtssaal war zum Ersticken gefüllt; kein Auge, das nicht auf den Juden geheftet gewesen wäre. Der Richter resumirte. Mit größter Spannung horchend stand Fagin da, die Hand am Ohr, um kein Wort zu verlieren. Bisweilen blickte er scharf nach den Geschwornen hinüber, bisweilen angstvoll nach seinem Anwalt. Sonst aber regte er weder Hand noch Fuß, und verharrte noch in der Stellung des angstvoll Horchenden, nachdem der Richter seine Darlegung längst beendigt. — Ein leises Gemurmel rief ihn zum Bewußtsein zurück.

Die Geschwornen treten ab.

Er forschte, als sie einer hinter dem andern hinausgingen, in ihren Mienen, wohin wohl die Mehrzahl neigen möchte. Der Kerkermeister berührte ihn an der Schulter. Er folgte ihm mecha-

nisch in den Hintergrund der Loge und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den Jener ihm wies, denn er würde ihn sonst nicht gesehn haben.

Er schaute abermals nach den Zuhörern. Einige aßen, Andre wehten sich mit ihren Tüchern Kühlung zu. Ein junger Mann zeichnete sein Gesicht in eine Brieftafel. Fagin dachte, ob die Zeichnung wohl ähnlich werden möchte, und sah zu, als der Zeichner seinen Bleistift spitzte, wie es jeder unbetheiligte Zuschauer hätte thun können. — Er wendete sich nach dem Richter, und begann sich innerlich mit dem Anzug desselben zu beschäftigen, von welchem Schnitt er wäre und was er koste. Auf der Richterbank hatte ein alter beleibter Herr gesessen, der sich entfernt, und jetzt zurückkehrte, und Fagin sann, ob der Herr zu Mittag gespeist und wo? und was dergleichen Gedanken mehr waren, bis ein andrer Gegenstand andre in ihm erweckte.

Trotzdem war freilich sein Gemüth keinen Augenblick von dem peinigenden und niederdrückenden Gefühl frei, daß sich das Grab zu seinen Füßen öffne; es schwebte ihm fortwährend vor, aber undeutlich und unbestimmt, und er vermochte seine Gedanken nicht dabei festzuhalten. Und so geschah es, daß er, während bald Fieberhitze ihn ergriff, und es ihn bald mit kaltem Schauder überlief, die eisernen Spitzen der Logenbrüstung zählte, die er vor sich sah, und bei sich selber dachte, wie es wohl gekommen sein möchte, daß eine derselben abgebrochen wäre, und ob man wohl eine neue einschlagen würde oder nicht. Dann schweiften seine Gedanken wieder zu den Schrecken des Galgens und Schaffots ab, bis ein Aufwärter den Boden mit Wasser besprengte, was jenen abermals eine andre Richtung gab.

Endlich ward Stille geboten, und die Blicke waren plötzlich auf die Thür geheftet. Die Jury kehrte zurück. Die Gesichter der Geschwornen waren wie von Stein, er vermochte nichts darin

zu lesen. Es trat eine Stille ein — vollkommen athemlos — — Schuldig! —

Der Saal hallte von einem erschütternden Ruf wieder, der sich mehre Male wiederholte. — — Er wurde befragt, ob er etwas zu sagen wisse, weshalb die Urtheilsvollziehung nicht statthaben möchte. Er hatte seine horchende Stellung wieder angenommen und blickte den Richter scharf an, der jedoch die Frage zweimal wiederholen mußte, ehe der Jude sie zu vernehmen schien, der endlich nur murmelte, er wäre ein alter Mann — ein alter Mann — ein alter Mann. Seine Stimme verlor sich in ein leises Flüstern und bald schwieg er gänzlich.

Der Richter setzte die schwarze Mütze auf — der Verurtheilte stand noch immer da mit derselben Miene, in derselben Stellung. Er blickte noch immer starr vor sich hin, als ihm der Kerkermeister die Hand auf den Arm legte und ihm winkte. Er sah ihn einen Augenblick wie betäubt an und gehorchte. —

Endlich ist er in der Zelle allein. — Er setzte sich der Thür gegenüber auf eine steinerne Bank, die als Sitz und Lager diente, heftete die blutunterlaufenen Augen auf den Boden und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. Nach einiger Zeit begann er sich einzelner Bruchstücke der Anrede des Richters zu erinnern, obwohl es ihm, während sie gesprochen worden, gewesen war, als wenn er kein Wort hören könnte. Ein Theil fügte sich allmählich zum andern, und endlich stand das Ganze fast vollständig klar vor ihm. Aufgehangen zu werden am Halse, bis er todt wäre — das war das Ende gewesen. — — —

Man sieht, wie leicht dergleichen in Manier umschlagen kann, da es nicht schwer fallen würde, die Zwischengedanken, in denen sich die Decomposition der Seele äußert, beliebig zu vermehren. Aber hier ist es nicht Manier: einmal ist es vollkommen naturgetreu, und dann wird die darauf folgende gräßliche Todesfurcht durch nichts so lebhaft motivirt und ins rechte

Licht gestellt, als durch diese vorhergehende wüste Zerstreuung der Gedanken. Victor Hugo hat in „Le dernier jour d'un condamné“ ein ähnliches Experiment aufgestellt, es ist aber ungleich weniger gelungen. Der französische Dichter hat die laut ausgesprochne Absicht, durch seine Bilder auf Abschaffung der Todesstrafe zu wirken, daran ist in diesem Fall Dickens nicht gelegen, der im Gegentheil mit einer gewissen wilden Befriedigung das schmähliche Ende des Nichtswürdigen erzählt.

In demselben Roman ist der Mord Nancy's, die Flucht und das Ende des Mörders in wilden Zügen mit Blut an die Wand geschrieben; der Dichter zeigt, daß er wirklich Geister beschwören kann.

Der Mord ist vollbracht, der Mörder flieht. — Als er die Stadt hinter sich hatte und sich in der Finsterniß der einsamen Straße befand, bemächtigte sich seiner eine Beängstigung, als wenn sie ihm das Herz abdrücken wollte. Alles um ihn her, ob es sich regen mochte oder nicht, nahm eine schreckliche Gestalt an; noch fürchterlicher war die der Erschlagnen, die ihm dicht auf den Fersen mit feierlichen geisterhaften Schritten folgte. Er sah sie deutlich in der Finsterniß, hörte ihre Kleider in den Blättern rauschen, und jeder Windhauch führte seinem Ohr ihr letztes leises Aechzen zu. Stand er still, so that sie es ihm nach, lief er, so folgte sie ihm auch — nicht im Lauf, was ihm eine Herzenserleichterung gewesen sein würde — sondern wie eine Leiche, begabt nur mit mechanischer Bewegungskraft, und getragen von einem traurigen, langsam daher rauschenden und sich weder verstärkenden noch abnehmenden Winde. — Mehrere Male drehte er sich mit einem verzweifelnden Entschluß um, das Phantom zu verscheuchen, und wenn es ihn tödtete mit seinen Blicken; aber dann stand ihm das Haar zu Berge und das Blut still, denn die Gestalt hatte sich mit ihm umgedreht und war fortwährend hinter ihm. Am Morgen war sie vor

ihm hergegangen, jetzt folgte sie ihm. Er stellte sich mit dem Rücken an die Wand eines steilen Grabens, und hatte das Gefühl, daß sie in deutlichen Umrissen gegen den kalten Nachthimmel abstechend über ihm stand. Er warf sich nieder auf die Straße, und sie stand ihm zu Häupten, aufgerichtet, stumm und regungslos, gleich einem lebendigen Grabstein mit blutgeschriebner Inschrift. — — — Endlich trat ein Gesicht vor ihn, noch schrecklich beharrlicher als das, welchem er entronnen war. Zwei starre, halbgeöffnete Augen, glanzlos und gläsern, erschienen ihm mitten in der Finsterniß, hatten ihr eignes Licht, gaben aber keins. Es waren ihrer nur zwei, aber sie waren überall. Bedeckte er seine Augen, so stand sein Zimmer mit Allem, was es enthielt, so deutlich vor ihm, als wenn er sich darin befinde; Alles war an seinem Ort, auch die Leiche, und ihre Augen waren, wie er sie sah, als er hinausschlich. Er sprang auf und eilte wieder ins Freie. Die Gestalt war hinter ihm. Er ging in den Schuppen zurück und drückte sich wieder dicht an die Wand — und die Augen waren wieder da. — — —

Diese furchtbaren Gesichte wirken um so gräßlicher, weil des Mörders wildschwindelnde Irrfahrt durch spaßhafte, selbst groteske Zwischenereignisse unterbrochen wird, die den Leser doppelt sicher machen, und die Geisterwelt an den vertrauten Boden der Erde fixiren. Diese und ähnliche Scenen kann man dreist mit den Leistungen der größten Dichter in Vergleich stellen. Shakespeare kann im „Macbeth" einen größern Styl festhalten, weil er vieles Detail dem Schauspieler überläßt, Dickens zeigt aber, wie man durch detaillirte Ausmalung die unmittelbar dramatische Vorstellung ersetzen kann: man hört bei ihm nicht blos den Pulsschlag, man sieht ihn, als wäre die Haut durchsichtig geworden.

In „Curiosity Shop" liegt das Dämonische in der Leidenschaft des Spiels, welcher der alte Mann verfallen ist, und die

ihn zum Wahnsinn und zum Verbrechen treibt. Die Sache ist oft genug ausgemalt, nie aber hat ein Dichter etwas so Entsetzliches gefunden, als die Scene, in welcher der alte Mann in das Zimmer seiner geliebten Enkelin schleicht, um sie zu bestehlen.

In „Barnaby Rudge" (1841) durchweht das Dämonische den ganzen Roman. Ursprünglich für die „Wanduhr" bestimmt, ist er der erste wirklich componirte Roman des Dichters. Er fällt in die historische Zeit der Jahre 1775 und 1780 und beschreibt den Aufruhr, den Lord Gordon in London gegen die Katholiken erregte. Als Zwischenmotiv spielt eine Mordthat und deren Entdeckung. Beide Motive, die an sich nichts gemein haben, werden durch Nebenfiguren, die an beiden betheiligt sind, geschickt genug ineinander verwebt.

Bei keinem Roman von Dickens zeigt sich so deutlich das Studium Walter Scott's. Die Criminalgeschichte erinnert an die Composition von „Kenilworth." Hier wie dort ein Wirthshaus in der Nähe des Orts, der eine geheime Unthat versteckt: von dem erstern aus wird der Leser zuerst durch Erzählungen Dritter, dann persönlich in jenen Ort eingeführt; es bleibt der neutrale Boden, wo die Betheiligten und Unbetheiligten sich sammeln, um sich über jede neue Phase der Handlung Rechenschaft zu geben; und auch die Fäden, die von den großen Bewegungen in der Hauptstadt ausgehn, laufen hier regelmäßig zusammen. Es ist lehrreich, die Zeichnung beider Dichter zu vergleichen.

Walter Scott erzählt von seinem Wirthshaus und von seinem Schloß Cumnor nichts weiter, als was nöthig ist, um den Leser über die Localität zu orientiren, damit er nachher besser versteht, was vorgeht. Das Tragische und Schauerliche liegt nur in den Personen und Ereignissen, der Ort hat damit nur insofern etwas zu thun, als er entlegen und abgeschlossen

ist. Bei Dickens dagegen hat das Tragische bereits die Häuser durchwachsen, und ehe man noch etwas davon erfährt, ahnt man schon aus dem Aussehn der Häuser den verborgnen Schrecken.

Zunächst der Kaninchenhag, der Ort des Mordes. — Es war ein schauerliches todtenstilles Gebäude mit widerhallenden Höfen, verlassenen thurmartigen Erkerstuben und ganzen Reihen von Sälen, die verschlossen waren, und ihrem gänzlichen Ruin entgegenmoderten; der Terassengarten, dunkel vom Schatten überhängender Bäume, hatte ein Ansehn von niederschlagender Traurigkeit. Große Eisengatter, röthlich geröstet und seit vielen Jahren außer Gebrauch, überwachsen von langem wildem Gras und niederhängend auf ihren Angeln, schienen in den Boden sinken und ihren Zustand unter den freundlichen Wildpflanzen verbergen zu wollen. Die phantastischen steinernen Ungeheuer an den Mauern, grünlich von Alter und Feuchtigkeit, hie und da auch mit Moos bedeckt, sahen grimmig und verstört hernieder. Selbst der bewohnte und noch in gutem Stand erhaltne Theil des Gebäudes hatte ein finstres Ansehn, welches Jeden, der es sah, mit dem Gefühl einer Traurigkeit, einer niederschlagenden Verlassenheit erfüllte, die keine freundliche Empfindung aufkommen ließ. Es hätte schwer fallen müssen, sich ein hell leuchtendes Kaminfeuer in diesen öden dunkelnden Sälen oder irgend eine Herzensfreude und Lustigkeit innerhalb dieser finstern Mauern zu denken. Es schien ein Ort, wo einst wohl solche Dinge auch gewesen, jetzt aber nimmer sein konnten. Es schien nicht mehr als der abgeschiedne Geist eines Hauses zu sein, der in seiner frühern äußern Gestalt noch auf seiner alten Stelle spukte. — — —

Es ist zu bemerken, daß die erwähnten Zustände weder durch das, was vorhergegangen ist, motivirt werden, noch daß sie später etwas motiviren. Vor zweiundzwanzig Jahren ist der Besitzer des Kaninchenhags ermordet worden, es leben jetzt da-

rin ſein Bruder und ſeine Tochter. Der erſte, Haredale, iſt zwar von miſanthropiſcher Anlage, vielfach verleumdet und in ſeinem Vermögen gegen den frühern Glanz ſeines Hauſes heruntergekommen, aber die Verläumdungen haben ſeine geſellſchaftliche Stellung nicht afficirt, und er iſt noch bemittelt genug, um Schloß und Park in Ordnung zu halten. Er hätte auch Grund dazu, denn ſeine Nichte iſt eine liebenswürdige junge Dame und wird von ihm ſehr geliebt. Aber Dickens iſt von der Stimmung, die das begangne Verbrechen in ihm erweckt, ſo durchdrungen, daß er ſie nothwendig der nächſtliegenden Natur mittheilen muß. Dadurch wird nicht nur etwas zuviel gethan, indem das Unlebendige einen Ausdruck gewinnt, der ihm nicht zukommt, ſondern auch etwas zu wenig, denn die Menſchen verlieren an wirklichem Leben, was ihre Umgebungen zu viel haben. Haredale hat ſeit zweiundzwanzig Jahren und dann noch weitre fünf Jahre keinen andern Gedanken als den, den Mörder ſeines Bruders zu entdecken und dem Gericht zu überliefern. Das iſt gegen die Natur: von einem einzelnen Gedanken, der ohnehin gar keine Activität zuläßt, kann man nicht ſiebenundzwanzig Jahre leben, ohne in Monomanie zu verfallen, was hier doch nicht ſein ſoll. In ſo derben, ſtarken Zügen Haredale's Figur geſchnitten zu ſein ſcheint, ſie hat etwas Unlebendiges, man hat keine Vorſtellung, wie er lebt, und ſeine Beziehungen zu andern Perſonen, auf die es bei der weitern Entwicklung viel ankäme, ſind unklar und widerſprechend.

Das Merkwürdigſte aber iſt, daß der Kaninchenhag den finſtern Eindruck ſeiner Unthat auch ein wenig auf das benachbarte Wirthshaus überträgt, das mit dieſer Stimmung nicht das Mindeſte zu thun hat.

— — Der Maibaum war ein altes Gebäude, mit mehr Giebeln, als ein träger Mann an einem Sommertage zuſammenzählen möchte; mit ungeheuren zickzackförmigen Schornſteinen, aus denen, wie es ſchien, ſelbſt der Rauch ſich nicht anders

hervorwinden konnte als in beinahe übernatürlich phantastischen Gestalten; und mit großen leeren Stallungen, die ein düstres ruinenhaftes Aussehn hatten. Die Fenster waren aus rautenförmigen kleinen Scheiben zusammengesetzt, die Flur überall eingesunken und uneben, die Zimmerdecken geschwärzt von der Hand der Zeit. Unter dem Thorweg war eine altmodische Laube, mit seltsamer und grotesker Schnitzarbeit ausgeziert; und darunter standen zwei hochlehnige, mit grimm blickender Bildnerei geschmückte Armstühle, die gleich den Zwillingsdrachen aus irgend einem Feenmärchen den Eingang in das Haus bewachten. In den Schornsteinen der vielen Säle, die nicht mehr bewohnt wurden, hatten die Schwalben Jahre lang ihr Nest gebaut, und von den ersten Tagen des Frühlings an bis in den Spätherbst zirbten und zwitscherten ganze Colonnen von Sperlingen in den Dachtraufen. In dem öden Stallhof und um die Außengebäude herum gab es mehr Tauben, als Jemand außer dem Wirth zusammenzählen konnte; ihr kreisendes Schwärmen und muntres Hin- und Herfliegen paßte vielleicht nicht ganz zu dem ernsten und feierlichen Charakter des Gebäudes, allein das eintönige Girren, welches einige darunter den ganzen Tag hören ließen, stimmte vollkommen dazu, und schien das Haus in Schlaf zu lullen. Mit seinen überhängenden Stockwerken, seinen schläfrigen, kleinen Glasscheiben und seinem über den Weg heraus gestreckten Bauch sah es wirklich aus, als ob es in Schlummer nickte, ja es gehörte keine große Phantasie dazu, um an ihm noch andre Aehnlichkeiten mit einem Menschenwesen zu entdecken. Die Ziegel, aus denen es erbaut worden, waren ursprünglich dunkelroth, jetzt aber gelb und farblos wie die Haut eines alten Mannes. Die stämmigen Balken waren wie schadhafte Zähne, zernagt und zerfressen, und hie und da schlang der Epheu seine grünen Blätter dicht um die Wände, wie ein warmes Kleid, das Einen im kühlen Alter schützt." — —

Die Schilderung ist vortrefflich, man sieht Alles auf das lebendigste vor sich, wie es unzweifelhaft auch Dickens gesehn hat. Aber an die Spitze des Buchs gestellt, erwartet man doch, sie werde irgend einen Zweck haben. Das ist nicht der Fall. Der Maibaum hat keinen andern Beruf, als daß sich die Betheiligten in ihm versammeln und sich etwas erzählen. Diesmal freilich wird die Mordthat erzählt, und der Mörder selbst, eben aus Amerika zurückgekehrt, befindet sich unter den Zuhörern. Nur für diese Erzählung scheint der Maibaum sein phantastisches Sonntagskleid angelegt zu haben, denn gleich darauf, als ein braver und lustiger Mann, der Schlosser Gabriel Varden aus London, daran vorbeifährt, übt es einen so gemüthlichen Zauber, daß der Leser die entschiedenste Neigung fühlt, den Schlosser zu begleiten und sich in der traulichen Kaminecke an Grog und Würsten zu erquicken. In beiden Fällen ist das Licht, in dem der Maibaum erscheint, nur ein geliehenes.

Sehr viel plastischer ausgeführt als der Spiritus familiaris des Kaninchenhags ist der des Maibaums, der dickköpfige Wirth John Willet.

Dieser eigensinnige, schwerfällige, stumpfe Kerl erfüllt auch einen dramatischen Zweck. Die Ereignisse stehn gewöhnlich so hoch über dem Siedepunkt, daß man bald abgespannt sein würde, wenn man es mit lauter heißblütigen Naturen zu thun hätte; sobald aber auch John Willet mit seinem Fischblut von dem Fieber und der Raserei ergriffen wird, empfindet man eine Steigerung, und wird von Neuem angeregt; die Gewalt des Sturms wird um so greifbarer, je schwerfälliger die Masse ist, die er vor sich hertreibt.

Und so sind auch die spießbürgerlichen Stammgäste vortrefflich dazu ausgewählt, den Eindruck der Ereignisse zu retardiren und ihn dadurch vollständiger der Phantasie zu überliefern.

Das Auftreten des Mörders, das Gesicht seiner zurückge-

lassenen Frau, die ihn mit den blutigen Händen gesehn, mit den aufgeprägten Spuren des Schreckens; der Sohn, der bald nach der Unthat geboren wurde, und dessen Geist unter dem Eindruck derselben sich verwirrte: das ist einzeln betrachtet von gewaltiger Wirkung, und auch menschlich wahr. Weniger will die Rechnung stimmen, wenn man das Ganze in Betracht zieht. Daß der Mörder zweiundzwanzig Jahre lang so ununterbrochen, wie es hier geschildert wird, von dem Gespenst seines Mordes verfolgt sein sollte, wird nicht recht glaublich, und was Barnaby betrifft, so verfällt Dickens zum Schluß in einen Fehler, der ihm mehrfach begegnet: er läßt eine Versöhnung eintreten, die durch die Natur der Dinge ausgeschlossen war.

Den Höhepunkt erreicht die Stimmung in der prachtvollen Maibaumscene zu Anfang des zweiten Theils, wo einer von den Stammgästen den Mörder gesehn und für ein Gespenst gehalten hat.

Nun tritt das zweite Motiv des Romans ein, der Aufstand der sogenannten Protestanten gegen das Papstthum; ein Motiv, das mit jenem ersten freilich zunächst nicht anders zusammenhängt, als daß einige von den Führern der Bewegung im Maibaum einkehren. Unter diesen Führern kommt Lord Gordon, wenn auch nur leicht skizzirt, gut heraus, und vortrefflich ist der wilde Hugh, einer von den Tollhäuslern, wie sie in jeder Revolution auftauchen, und die bei aller Gewalt ihres Wesens gewöhnlich Spielbälle in der Hand kalter Weltleute werden.

Auch hier wird man an Walter Scott erinnert, an den Aufstand im „Herz von Midlothian." Der Contrast in den Farben liegt zum Theil in den Gegenständen: der Sturm auf das Gefängniß von Edinburgh wurde planmäßig geleitet, und die Führer der Insurgenten behaupteten einen mäßigenden Einfluß auf die Menge, während bei dem Sturm auf Newgate in der That Alles drunter und drüber ging. Aber die Hauptsache liegt doch im Unterschied des Talents und des Geschmacks.

Für den Augenblick wirkt Dickens viel stärker, er macht den Leser gradezu betrunken; aber ich glaube, daß Walter Scott's Wirkung nachhaltiger ist, weil man ihm mehr traut: Dickens ist selbst so in Aufregung und Wuth, daß Geschworne ihn nicht für einen zuverlässigen Zeugen gelten lassen würden, während Walter Scott auch das Tollste mit der anscheinenden Ehrbarkeit eines nüchternen Beobachters referirt, dem man daher glauben zu können meint. Grade in der anscheinenden Nüchternheit liegt der große Stil des Tragischen, während in Dickens' wildem Gemälde immer etwas Genrehaftes bleibt.

Aber bewundern kann man ihn nicht genug, wie er auf die Nerven zu wirken weiß. Es ist der Mühe werth, ihm näher zuzusehn.

Der Aufstand ist ausgebrochen, die ruhigen Bürger warten ängstlich auf das Eindringen der Insurgenten. Endlich kommen sie; man beobachtet sie von einem Fenster aus. — Einige liefen mit Fackeln voraus, und die Gesichter der Hauptpersonen waren deutlich sichtbar; sie mußten ein katholisches Gotteshaus niedergerissen haben, denn unter der Beute, die sie als Trophäen trugen, erkannte man Priestergewänder und Bruchstücke von Altargemälden. Bedeckt mit Ruß und Kalk und Koth, die Kleider in Fetzen, mit wild flatternden Haaren, Gesichter und Hände zerrissen und blutig von rostigen Nägeln, so flogen Barnaby, Hugh und Dennis wie Tollhäusler Allen voraus. Nach ihnen kam die dichte Masse, Einige singend oder Triumphgeschrei erhebend, Andre im Streit mit einander oder die Zuschauer bedrohend; Einige mit großen hölzernen Trümmern, an denen sie noch wie an lebendigen Wesen ihre Wuth ausließen, indem sie sie zerstampften und zerhackten und die zerschmetterten Stücke hoch in die Luft schleuderten; Einige betrunken und fühllos gegen die erlittenen Verletzungen, die sie von fallenden Ziegeln, Steinen und Balken bekommen hatten; Einer in der Mitte, auf einem

Fensterladen getragen und mit einem Tuch zugedeckt, ein bewußtloser, schaudererregender Klumpen — so — wie eine Vision von wilden Gesichtern, hie und da von einem Stück flackernden, rauchigen Licht beschienen: ein Traum von Dämonenköpfen und funkelnden Augen, in die Luft gewirbelten Stöcken und Eisenstangen; ein Schauerstück, in dem man so viel und doch so wenig sah, das so endlos schien und doch so kurz, in dem so viel Phantome waren, die man sein Leben lang nicht mehr vergessen konnte, und doch so Vieles, was in dämmerndem Helldunkel nicht zu bemerken war, — so flog es dahin und war verschwunden. — —

In einer folgenden Scene geht es gegen den Kaninchenhag. Der Wirth zum Maibaum hat gegen seine Gäste steif und fest behauptet, der ganze Aufruhr sei nur eine Fabel; er ist vor der Thür seines Hauses behaglich eingeschlafen. — Als er erwachte, war der Abendschein verschwunden, die Schatten der Nacht lagen dicht über der Landschaft, die Vögel waren alle zur Ruh. — — Klang denn aber kein Laut in der Luft außer dem sanften Rauschen der Bäume und dem Gezirp des Grashüpfers? — Horch! — Doch ein Geräusch, sehr fern und schwach, beinah wie das Gemurmel einer Seemuschel. Jetzt wurde es lauter, jetzt schärfer und jetzt erstarb es auf einmal, gleich darauf kam es wieder, hörte auf und kam noch einmal wieder; ward lauter, schwächer, schwoll zu einem Gebrüll an. Auf einmal brach es mit einem deutlichen Laut hervor — Menschenstimmen und Getrappel vieler Reiter.

Willet, bei dem der äußerste Grad blödsinniger Verwirrung den Muth ersetzte, blieb sitzen wie ein Stück Holz, auf die Straße hinabsehend, von wo der Lärm mit reißender Geschwindigkeit nahte, und zog nicht einmal die Hände aus den Hosentaschen. Eine dunkle Masse wurde bald durch Staubwolken sichtbar, sie beschleunigte ihren Schritt, schreiend und heulend wie ein Haufe Wilder; und in wenig Secunden befand sich der alte Willet

mitten unter einem Schwarm von Männern, die ihn wie einen Fangball einer dem andern zuwarfen. Während er nach seiner Meinung im Begriff stand fortzugehn, fand er sich, ohne nur, so viel er wußte, ein Glied gerührt zu haben, hinter seinem Schanktisch in einem Armstuhl sitzend, und sah der Zerstörung seines Eigenthums zu, als wäre es irgend ein Possenspiel von erstaunlicher und ungeheuerlicher Art, ohne daß es ihn jedoch im Geringsten was anginge. Das Credenzzimmer war auf einmal in ein Tollhaus verwandelt, die Gläser zerschlagen, die Hähne an den Fässern gedreht, die Schubladen aufgerissen, das Geld vertheilt. Männer überall, oben, unten, in den Schlafzimmern, in der Küche, im Hof und in den Stallungen, zum Fenster hereinkletternd, während die Thüren weit offen standen, über das Treppengeländer springend, während die Stiege bei der Hand war; jeden Augenblick neue Gesichter und Gestalten. schwärmend wie Insecten, lauter Lärm, Rauch, Licht, Dunkelheit, Ausgelassenheit, Zorn, Gelächter, Gestöhn, Plünderung, Angst und Zerstörung! — —

Der Zug geht weiter nach dem Kaninchenhag, Willet bleibt zurück, auf seinem Stuhl angebunden. — Mit den Augen war er wach, aber mit allen Kräften des Verstandes lag er im tiefsten traumlosen Schlaf. Er sah sich rund in der Stube um, die noch vor einer Stunde der Stolz seines Herzens gewesen war; aber keine Muskel in seinem Gesicht zuckte. Die Nacht draußen lugte schwarz und kalt durch die schrecklichen Löcher in der Fensterscheibe; die kostbaren Flüssigkeiten, jetzt beinahe ganz ausgelaufen, tröpfelten noch hohlklingend auf den Boden nieder, der Maibaum sah traurig durchs zerbrochne Fenster herein wie der Bugspriet eines schiffbrüchigen Fahrzeugs; der Fußboden konnte für den Grund des Meeres gelten, so bestreut war er mit werthvollen Bruchstücken. Der Luftzug strömte kühl herein, wie die alten Thüren in ihren Angeln knackten und kreischten. Willet

ſah dieſe Zerſtörung und ſah ſie doch nicht; er war vollkommen zufrieden, dazuſitzen und danach zu ſtarren, und fühlte kein Mißbehagen. Soweit es ihn perſönlich betraf, lag die alte Zeit ſchnarchend im tiefen Schlummer und die Welt ſtand ſtill. — —

Bald ſteigt ein großer Feuerſchein auf und man hört das Triumphgeheul der Menge, das Werk der Zerſtörung iſt vollendet.

Wenn man Bedlam's Thore weit aufgeriſſen, es wären keine ſolchen Tollhäusler herausgekommen, als der Wahnwitz dieſer Nacht geſchaffen hatte. Es gab Kerle unter ihnen, welche auf den Blumenbeeten herumtanzten und trampelten, als ob ſie feindliche Menſchen mit Füßen träten; welche die Blumen von ihren Stengeln riſſen, gleich Wilden, welche Menſchenköpfe abreißen. Einige warfen die brennenden Fackeln in die Luft, und ließen ſie auf Geſichter und Köpfe wieder herunter fallen, Andre ſtürzten hinauf in die Gluth, und plätſcherten mit den Händen darin, als wäre es Waſſer. Einem Betrunknen, der auf der Erde lag, eine Flaſche an den Lippen, kam das Blei vom Dache, weißglühend geſchmolzen, wie ein Strom flüſſigen Feuers auf den Schädel gefloſſen; ſein Kopf ſchmolz wie Wachs davon u. ſ. w.

Endlich verzieht ſich die Menge und es wird ſtill. — Der Flammenſchein war zu einem ſchwankenden flackernden Licht eingeſunken, und die Sterne, die bisher unſichtbar geweſen, blickten auf den ſchwarzen Haufen nieder. Ein trüber Rauch hing um die Ruinen, als wollte er ſie vor jenen Augen des Himmels verbergen, und der Wind ſchien ihn nicht vertreiben zu wollen. Nackte Wände, ein Dach offen gegen den Himmel klaffend u. ſ. w. — —

Gegen dies Rembrandt'ſche Nachtſtück gehalten, wie matt und nüchtern ſehn die ähnlichen Schaudergemälde bei Eugen Sue oder Ainsworth aus! Man hält es für unmöglich, die

Wirkung noch zu steigern, und doch gelingt es. Haredale hat von London aus den Feuerschein seines Hauses gesehn, er sprengt heran, und findet in den Ruinen den Mörder, der durch eine magische Gewalt dahin gezogen war, und den nun sein Schicksal ereilt. Diese Scene ist grandios.

Nun folgt der Sturm auf Newgate. Nach einigen Verhandlungen zündet man die Gefängnißthüren an. — Die Flammen brausten hoch und wild empor, die Gefängnißmauer schwärzend und die hohe Façade mit glühnden Schlangen umzüngelnd. Als es zu knistern, sprühn und zischen anfing wie in einem großen Ofen, als das Feuer die gegenüberstehnden Häuser bestrahlte, und nicht nur die blassen verwunderten Gesichter an den Fenstern, sondern die innersten Winkel aller Wohnungen darin erhellte, als man durch die tief rothe, heiße Gluth das Feuer mit dem Thor spielen und schäkern sah, wie es sich bald fest an seine gepanzerte Oberfläche legte, bald mit wildem Unbestand abglitt, und gegen den Himmel bäumte, dann wieder zurück kam, es in seine glühnde Umarmung zu fassen und zum Verderben zu locken; als vom Wiederschein die Kirchenuhr wie am hellen lichten Tag zu lesen war, und der Wetterhahn auf seiner Thurmspitze in dem ungewohnten Schein wie ein reiches Juwel glitzerte, als die geschwärzten Steine und Ziegel sich im tiefen Wiederschein rötheten und die Fenster wie polirtes Gold aussahn, als Mauern und Thürme, Dächer und Kaminschlöte gleichsam trunken in dem zitternden Feuerglanz zu taumeln und zu wanken schienen, als Hunderte von Gegenständen, die man zuerst gar nicht sah, sich plötzlich dem Auge aufdrängten und die gewöhnlichsten Dinge ein neues Aussehn bekamen: — da fing die Canaille ihren Wirbeltanz an, und suchte unter lautem Geschrei und Geheul das Feuer zu schüren und auf seiner Höhe zu halten. — —

Die Ereignisse verlaufen ähnlich im „Herz von Midlothian"; auch die Stimmung des gefangnen Porteous entspricht der des

Mörders, der im Wahn steht, die Menge habe es auf ihn abgesehn. Aber von dem hitzigen Fieber, das hier die Ereignisse zu durchdringen scheint, und sie schneller und schwindliger vorübertreibt, und sie doch vollkommen deutlich zeigt, ist bei Walter Scott keine Rede.

Nur noch ein Bild, in welchem Dickens' Art zu sehn vielleicht am schärfsten hervortritt. Die Meute will das Gewölbe eines katholischen Weinhändlers stürmen. Dieser ist auf dem Dach seines Hauses, zugleich mit Haredale, auf dessen Leben es abgesehn ist. Die Menge entdeckt sie von unten und bricht in Verwünschungen aus. Sie beschließen, sich durch den Keller zu retten. Vorher werfen sie noch einen flüchtigen Blick in die Straße hinab. — Es war nur ein Augenblick, aber sie überschauten darin die ganze Canaille, wie sie sich um das Haus herumwälzte. Einige von den Bewaffneten, wie sie sich nach vorn drängten, um Fenster und Thüren einzureißen; Andre die von der nächsten Brandstätte Feuer holten, und noch Andre, die mit emporgewandten Gesichtern ihren Weg auf dem Dach verfolgten und mit Fingern auf sie zeigten. Alle aber rasten und brüllten den Flammen gleich, die sie angeschürt hatten. Sie sahen Einige, die nach den Spiritusfässern heulten, die im Hause liegen mußten; Andre, die verwundet in den Hausthüren gegenüber niedergesunken waren und umkamen; hier ein erschrocknes Weib, das zu entkommen suchte; da ein betrunkner Galgenstrick, der von der Todeswunde an seinem Haupt nichts wußte und rasend um sich hieb. Alle diese Dinge und sogar solche unbedeutende Vorfälle, wie daß Einer den Hut vom Kopf verlor, sich umdrehte oder bückte, bemerkten sie ganz deutlich, doch in einem so kurzen flüchtigen Blick, daß sie im Zurücktreten schon das Ganze aus den Augen verloren hatten, und blos Einer des Andern bleiches Gesicht und den rothen Himmel über sich sah. — —

Mit dieſem Bild könnte man Dickens' eigne Art bezeichnen. Seine Gabe, ein Bild mit allen Details feſtzuhalten, iſt unglaublich: es ſieht zuweilen ſo aus, als ob er noch andre Organe der Empfindung habe, als alle übrigen Menſchen. Sonſt wendet der Dichter wie jeder andre Beobachter ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf eine beſondre Seite des Gegenſtandes, und wenn er die andern Seiten ſchneller und lebhafter empfinden muß, um eine correcte Darſtellung zu geben, ſo merkt man doch einen Act des Willens: er ſucht, bevor er findet. Aber bei Dickens ſcheint es, als ob nicht blos die gewöhnlichen fünf Sinne, ſondern daneben ein ganz merkwürdiges Divinationsvermögen, ohne das Zuthun ſeines Willens, thätig wäre, ihm das verborgne Leben der Natur zu zeigen. Das Daſein drängt ſich in einer ſolchen Vielſeitigkeit ſeinem Nervenſyſtem auf, daß man meint, er höre das Gras wachſen. In einer gleichen Fülle habe ich dieſe Gabe, die bis zu einem gewiſſen Grad die Vorausſetzung jeder dichteriſchen Kraft iſt, nur bei den allergrößten Dichtern angetroffen. Daher kommt es, daß uns, ganz abgeſehn vom Stoff, ſeine Erzählung mit der Gewalt eines wirklichen Erlebniſſes feſſelt. Alles Einzelne, was er giebt, beſchäftigt ſo unabweisbar unſre Phantaſie, daß wir nicht blos dem ganz Unbedeutenden, ſondern auch dem Unmöglichen Intereſſe abgewinnen.

Jedoch die Gabe wird gefährlich, wenn nicht andre ebenſo wichtige Seelenkräfte ihr das Gleichgewicht halten. Da jeder Gegenſtand ſich mit gleichem Leben aufdrängt, wird man leicht verſucht, das Häßliche mit demſelben Behagen darzuſtellen, wie das Schöne, ja wohl gar mit beſondrer Vorliebe, weil alle Difformität die Einbildungskraft ſtärker berührt, als das harmoniſch in ſich Abgeſchloſſene. Sodann verliert man über der Wärme für die einzelne Anſchauung und Stimmung leicht die Idee des Zuſammenhangs; man empfindet zu ſtark die unmittelbare

Wahrheit des einzelnen Gesichts, um nach dem Woher? zu suchen.

Die Aufruhrscenen aus „Barnaby Rudge" würden von größerer Wirkung sein, wenn man eine Ahnung hätte, was eigentlich die Wuth des Pöbels veranlaßt? Es sieht aus wie eine Wirkung ohne Ursache: ein Unfug von Gassenbuben, der nur darum einen so bösartigen Charakter annimmt, weil die Behörden die Hände in den Schooß legen; sobald sie eingreifen, ist die Sache zu Ende. Es ist historisch nicht unrichtig, Dickens hat bei seiner Schilderung Actenstücke aus der Zeit zu Grunde gelegt; aber ihm fehlt der sichre Standpunkt für die historischen Perspectiven, den Walter Scott immer trifft: er tritt den Charakteren, für die er sich interessirt, so nahe, daß für den Zuschauer, den er in das Gewühl mit hinein reißt, sich die Dimensionen verwirren.

V.

Es ist bisher nur flüchtig eines der Hauptmomente der modernen Poesie berührt: die Art, wie der Dichter sich zur Natur stellt. Um die Sache anschaulich zu machen, beginne ich mit einer Virtuosenleistung, der Einleitung zum „Martin Chuzzlewit." —

— Es war ziemlich spät im Herbst, als die sinkende Sonne, den Nebel durchbrechend, der sie den ganzen Tag verschleiert hatte, auf ein Dörfchen in Wiltshire herniederglänzte.

Wie ein plötzlich aufblitzender Strahl der Erinnerung oder ein Aufflammen des Gemüths die Seele eines alten Mannes aufhellt, so goß sie einen Heiligenschein über die Gegend, daß die hingeschwundne Jugend und Frische derselben wieder neu aufzuleben schien. Die feuchten Gräber funkelten im Sonnenlicht; die spärlichen Rasenflecke in den Hecken — wo einige grüne Zweige noch tapfer zusammenhielten und der Tyrannei

der Frühfröste und schneidenden Winde bis zum letzten Augenblick Widerstand leisteten — faßten sich ein Herz und wurden wieder frisch; der Strom, der den ganzen Tag trüb und dunkel hingerollt, fing heiter zu lächeln an; die Vögel begannen zu zirpen und zu zwitschern auf ihren nackten Zweigen, als glaubten sie, die hoffnungsreichen Geschöpfe, der Winter sei vorüber und der Lenz schon gekommen. Selbst der Wetterhahn auf der Spitze des alten Kirchthurms glitzerte von hoch oben lustig herab und theilte die allgemeine Freude; und von den epheuumschatteten Fensterscheiben strahlte solch ein Glanz zurück auf den glühenden Abendhimmel, daß es schien, als lägen in den ruhigen Gebäuden zwanzig Sonnen mit all ihrer Glut und Wärme aufgespeichert.

Selbst jene Witterungszeichen, die mit bedeutungsvollem Geflüster die Ankunft des Winters verriethen, zierten die Landschaft und warfen für den Augenblick keinen traurigen Schatten auf ihr lebhaft geröthetes Antlitz. Das gefallne Laub, das den Boden bedeckte, gab einen lieblichen Geruch, und indem es alle rauhen Töne ferner Fußtritte und Wagenräder dämpfte, brachte es eine friedliche Stille hervor; in der Ferne sah man hie und da den Ackerbauer still den Samen aussäen, und eben so geräuschlos ging die Pflugschar vorbei, die reiche schwarze Erde aufwühlend und gleichsam anmuthige Muster in die Stoppelfelder zeichnend. Auf den regungslosen Zweigen mancher Bäume hingen die Herbstbeeren wie Korallenkränze, gleichwie in jenen fabelhaften Gärten, wo die Früchte Edelsteine waren; andre Bäume, all ihres Schmucks beraubt, standen, jeder im Mittelpunkt seines kleinen Haufens von hellgelben Blättern, traurig da und sahen ihrem eignen Verfall zu; wieder andre sahen mit ihren geknickten und gebrochnen Zweigen wie verbrannt aus, während bei ihren Nachbarn um jeden Stamm in rothen Haufen die Aepfel auf-

gethürmt lagen, die sie dies Jahr getragen hatten. Noch andre aber, tapfere Immergrüns, blickten streng und ernst in ihrer Kraft, als hätten sie die Mahnung der Natur auszusprechen, daß es nicht grade ihre empfindsamen und heitern Lieblinge sind, denen sie die längste Lebensfrist gestattet. Zwischen ihren dunkeln Zweigen hindurch bildeten die Sonnenstrahlen Pfade von tiefer glühendem Gold, und das rothe Licht, das sich um ihre braunen Aeste legte, erhöhte die Pracht des scheidenden Tages.

Noch ein Augenblick und seine Glorie war dahin. Die Sonne ging hinab hinter die dunkeln langen Reihen von Bergen und Wolken, die im Westen eine luftige Stadt aufthürmten, eine Mauer und eine Zinne über die andre; das Licht verschwand; die glänzende Kirche wurde kalt und finster; der Strom vergaß zu lächeln; die Vögel verstummten und über die ganze Landschaft lagerte sich ein winterlicher Trübsinn.

Jetzt erhob sich der Abendwind, und die dünnen Zweiglein knarrten und raschelten, als sie zur klagenden Musik in den Lüften sich im Todtentanz rührten. Die welken Blätter, aus ihrer Ruhe aufgestört, eilten hin und her, Schutz und Obdach suchend vor ihrem frostathmenden Verfolger; der Landmann spannte seine Pferde aus dem Joch und schritt mit gesenktem Haupt und eiligem Tritt neben ihnen her nach Hause; und aus den Fenstern der Dorfhütten fingen Lichter an zu strahlen und auf die dunkelnden Felder hinauszublinzeln.

Nun zeigte die Dorfschmiede all ihre Macht und Bedeutung. Die eifrigen Blasbälge brausten dem hellen Feuer zu ha! ha! welches sausende Antwort gab und die rothen Funken zum lustigen Pochen der Hämmer auf dem Ambos tanzen ließ. Wetteifernd fing auch das glühende Eisen zu sprühen an und spritzte seine hochrothen Perlen verschwenderisch umher. Der kräftige Schmied und seine Gesellen führten so wuchtige Schläge bei der

Arbeit, daß selbst die traurige Nacht sich darob freute, und die Gluth ihr ins dunkle Antlitz stieg, während sie um Thür und Fenster schwebte und neugierig einem Dutzend Zuschauer über die Achsel guckte. Diese müßigen Lungerer standen da, wie in den Boden gewurzelt, wie gebannt; dann und wann warfen sie einen Blick auf die Finsterniß hinter ihrem Rücken, stützten sich mit dem Ellbogen bequemer auf das Gesimse der Thür, und zeigten so wenig Lust, sich von dem Schauspiel vor ihren Augen loszureißen, als wenn es ihre Bestimmung wäre, als ebensoviel Heimchen um den flammenden Heerd zu liegen.

Ha, wie der zornige Wind, erst seufzend, jetzt laut um die regsame Schmiede brauste, das Pförtchen auf- und zuschlagend und im Kaminfang tosend, als wollte er die Blasbälge verhöhnen, daß sie so gehorsam arbeiteten. Und welch ein ohnmächtiger Renommist er doch war bei all seinem Lärmen! Denn wenn er ja eine Wirkung auf den rauhen Gesellen hervorbrachte, so war es die, daß er nur noch lauter sein lustiges Lied brüllte, das Feuer nur noch gewaltiger anblies und die Funken nur noch fröhlicher tanzen ließ; zuletzt stoben sie so rasend in die Runde, daß es einem so mürrischen Wind zu viel ward: fort flog er mit Geheul und versetzte noch im Gehen dem alten Schild an der Wirthshausthür solch einen Puff, daß der blaue Drache sich höher als jemals aufrichtete.

Es war kleinlich von einem respectabeln Herbstwind, daß er an so armen Dingen, wie die gefallnen gelben Blätter, seine Rache ausließ; aber kaum hatte er so sein Müthchen an dem beschimpften Drachen gekühlt, so begegnete er einem großen Haufen jener armen Kinder des Waldes. Da scheuchte er sie so wüthend auf, daß sie wild durch einander flogen, einige dahin, andre dorthin, rings umher wirbelnd und sich überstürzend, und auf ihren dünnen Rändern dahinrollend, mit

wahnsinnigen Sprüngen in die Höhe auffliegend und allerhand unsinnige Possen treibend, mitten in ihrem Unglück und ihrer Verzweiflung. Und das war seiner boshaften Wuth noch nicht genug; denn nicht zufrieden damit, sie in die weite Ferne hinauszujagen, griff er einzelne Gruppen von neuem an und stürzte sie in des Stellmachers Sägespängrube und unter die Planken und Balken im Hof; aber auch hier sollten sie keine Ruhe finden, er streute den Sägestaub in die Luft und suchte nach denen, die sich darin verborgen hatten, und erwischte er welche — hu wie trieb er sie fort und jagte ihnen auf der Ferse nach!

Die armen erschrocknen Blätter flogen nur um so rascher davon; es war eine schwindlige Jagd, denn sie kamen an unbesuchte und wüste Plätze, wo kein Ausgang war und ihr Verfolger die Gefangnen im Kreise umhertrieb, sich an ihren Qualen zu weiden; sie krochen unter die Dachrinnen der Häuser, und klammerten sich an Heuschober an wie Fledermäuse; sie fuhren zu offnen Kammerfenstern hinein, und kauerten sich verbergend unter Hecken nieder; kurz, sie suchten Schutz, wo sie konnten. . . Indessen hatte der lärmende Landstreicher diese kleinlichen Streiche satt; er eilte daher lustig fort, über Moor und Wiesen, Berge und Ebenen, bis er auf die See hinaus kam, wo er einigen Winden begegnete, die in ähnlicher Stimmung waren, und mit ihnen sich eine lustige freie Nacht machte. — — —

An die Spitze des Romans gestellt, sollte man meinen, dies Naturgemälde habe irgend einen symbolischen Sinn, es sei gleichsam die Ouverture für die Stimmung des Ganzen. Das ist aber nicht der Fall; die wilde Jagd auf die fallenden Blätter motivirt nichts und deutet auch nichts Künftiges an. In spätern Romanen hat es Dickens viel besser verstanden, seine Neigung künstlerisch zu verwerthen: der Nebel z. B., der „Bleakhouse" eröffnet, giebt wirklich den Grundaccord der Handlung.

„Chuzzlewit" erſchien 1842, ein Jahr nach der amerikaniſchen Reiſe. Das Tagebuch dieſer Reiſe zeigt, wie ſehr die Fahrt in die Fremde ſeine Aufmerkſamkeit auf die umgebende Natur ſteigerte. Im Roman iſt von Reiſebildern ein faſt ungebührlicher Gebrauch gemacht. Zuerſt fährt Pinch in einem Gig von dem Dorf, wo er wohnt, nach dem nahen Salisbury; was er da ſieht, wird ſo ausführlich beſchrieben, als ob er noch nie dageweſen wäre. Dann fährt Pecksniff mit ſeinen Töchtern nach London; dann macht Pinch denſelben Weg, den er vorher im Gig gemacht, zu Fuß, und hier ſteigert ſich die Beſchreibung zu einem förmlichen Dithyrambus. Dann fährt der junge Martin in einem Frachtwagen nach London. Dann fährt Pecksniff von London nach Salisbury zurück; dann fährt Tom Pinch nach London. Dann die Fahrt durch Donner und Blitz, der Vatermörder und der Schwindler, wieder von London nach Salisbury. Endlich von Seiten des Mörders derſelbe Weg zu Fuß. Mit Ausnahme der beiden letzten Scenen, die zu dem Grandioſeſten gehören, was Dickens geſchrieben, ſind alle jene Fahrten für den Fortgang der Handlung nicht weſentlich: ob Pecksniff, Tom Pinch und Martin unterwegs dies oder jenes ſehn, iſt ganz einerlei. Aber der friſche Zug, der durch dieſe Reiſeſkizzen geht, iſt es, was dem Roman ſeinen eigenthümlichen Reiz giebt.

— Es war ein bezaubernder Abend. Mild und helle. So ſchwer ihm der Gedanke an die Unermeßlichkeit Londons auf der Seele lag, konnte Tom doch dem angenehmen Eindruck nicht widerſtehn, den das raſche Hinfahren durch die herrliche Luft auf ihn hervorbrachte. Die vier Grauſchimmel griffen aus, als hätten ſie ſelbſt ſoviel Freude daran als Tom; das Klappenhorn war ſo luſtig geſtimmt; die Stimme des Kutſchers läutete manchmal munter dazwiſchen; die Räder brauſten harmoniſch dazu; alles Meſſingwerk am Geſchirr war wie ein Orcheſter von kleinen

Glöckchen; und wie sie so rasselnd, klappernd und klingelnd dahinjagten, war das ganze Gespann, von den Schnallen auf den Zügeln der Vorderpferde bis zur Klinke am hintern Kutschkasten ein musikalisches Instrument. — —

— Hussah! Drauf los in den wachsenden Schatten des Abends hinein; gleichviel durch Licht und Dunkel, als könnte man bei den Lichtern des fünfzig Meilen entfernten London mit Bequemlichkeit fahren und brauchte keine eigne Laterne anzustecken. Vorüber am Dorfanger, wo noch die Cricketspieler weilen, und das frische Gras seinen Duft in die Nacht ausströmt. Vorwärts mit vier frischen Pferden vom „kahlen Hirsch", wo die Trinker, euch anstaunend, im Thor stehn und die ausgespannten Grauschimmel, mit lose niederhängendem Geschirr, müßig und sorglos allein davonspazieren, der Schwemme zu, bis ein Paar Dutzend Augen es bemerken und ein Dutzend Kehlen ihnen nachschreien, während die Dorfjugend als Freiwilligencorps ihnen nachrennt. Und nun mit donnernden, feurige Funken sprühnden Hufen über die alte steinerne Brücke und dann wieder hinab auf die schattige Straße, durch das offne Thor und hinaus, weit fort in die schöne Ebene. Hussah! — —

Sieh nur den hellen Mond! Hoch am Himmel, bevor wir daran dachten; und die Erde wiederspiegelt alles durch seinen Glanz, wie eine Wasserfläche. Hecken, Bäume, niedre Landhäuser, hohe Kirchthürme, verrottete Baumstumpfe und blühende junge Schößlinge sind alle auf einmal eitel geworden und wollen ihr eignes schönes Bild bis zum Morgen begucken. Die Pappeln rauschen dort darüber, daß ihre zitternden Blätter sich auf dem Boden sehn können. Nicht so der Eichbaum; ihm geziemt das Zittern nicht; er bewacht sich selbst, der alte, in seiner trotzigen Stetigkeit, ohne nur ein Zweiglein zu rühren. Das moosbewachsene Thor; dort auf seinen knarrenden Angeln, verwittert und zerstört, schwingt sich hin und her im Spiegel des Nebels,

wie ein phantastischer Schemen, während unser eignes geisterhaftes Bild dahinfährt. Hussah! über Stock und Stein, über Dorn und Graben, über gepflügtes Land und ungepflügtes, hinauf die steilen Hügel, wie auf der Gespensterjagd.

Auch Wolken giebt's. Und welch ein Nebel über der Tiefe! Nicht jener trübe Nebel, der sie verbirgt, sondern ein leichter, luftiger, florartiger Schleier, der den Schönheiten, über die er gebreitet ist, neue Reize giebt: wie ein wirklicher Schleier liebliche Schönheiten für uns verlockend machen würde, und wenn wir der Papst wären. Hussah! wir fahren ja dahin wie der Wind selber, jetzt durch eine Gruppe von Bäumen versteckt, durch den Dunst dann wieder auf der freien lichten Bahn, aber immer vorwärts fliegend, denn unsre Fahrt ist ein Gegenstück zu der seinen. Hussah! eine Wette gegen den Mond, wer schneller fährt!

— Noch zwei Stationen, und die Landstraße verwandelt sich fast in eine fortlaufende Stadtgasse. Vorüber an Gemüsegärten, Häuserzeilen, Villen, Terrassen und viereckigen Plätzen; an Frachtwagen, Carossen und Karren. Da gehn früh aufstehende Arbeiter, verspätete Nachtschwärmer, betrunkne und nüchterne Fuhrleute; vorüber an Ziegel- und Mörtelhaufen in jeder Gestalt, und jetzt hinein auf das rasselnde Pflaster, wo man nicht mehr so leicht auf dem Kutschbock sitzt. Um zahllose Ecken, durch zahllose labyrinthische Gäßchen fort, bis in einen alten Wirthshaushof, wo Tom Pinch absteigt und ganz schwindlig und erstaunt in London ist.

— — — — — —

Der tragische Faden der Handlung ist diesmal das Schicksal des Jonas Chuzzlewit: es ist wiederum ein Experiment in corpore vili; aber welche Gewalt in der Section! der Tod des Vaters, das Begräbniß, das Entsetzen des alten blödsinnigen Chuffey, die allmähliche Entdeckung des Verbrechens (der Ma-

schinist Nadgett ist eine Lieblingsfigur der modernen Romantik, im spätern Inspector Bucket wiederholt) — das sind grausige Traumbilder, die man nicht wieder vergißt. Endlich die wilde Fahrt durch Sturm und Gewitter mit dem Mann, der um sein Geheimniß weiß, den er umzubringen beschlossen hat. Der feige Montague weiß seine Gefahr, er ist eben mit Mühe unter den Füßen der aufgeregten Pferde vorgezogen und will sich in einem Wirthshaus zur Ruhe legen.

„Das ist nichts für mich", sagte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „Noch 24 Stunden in der Gesellschaft gereist, und ich habe graue Haare."

Er untersuchte das Zimmer, sah unters Bett, in die Wandschränke, selbst hinter die Gardine, obwohl es schon heller Tag war; dann verschloß und verriegelte er die Thür, durch die er eingetreten war, und begab sich zur Ruhe. Es war aber noch eine Thür da, die von außen geschlossen war; wohin sie führte, das wußte er nicht.

Seine Angst stellte ihm diese Thür in allen Träumen vor. Er träumte, es knüpfe sich ein schreckliches Geheimniß daran: ein Geheimniß, das er kannte und doch wieder nicht kannte, denn obgleich er die schwerste Verantwortung dafür hatte und dabei betheiligt war, quälte ihn doch in seiner Vision eine verstörende Ungewißheit über die Bedeutung desselben. In dunkelm Zusammenhang mit diesem Traum stand ein andrer, nach welchem die Thür zu dem Versteck eines Feindes, eines Gespensts, eines Phantoms führe; und seine Aufgabe war, das schreckliche Wesen eingeschlossen zu halten, und zu verhindern, daß es sich gewaltsam Bahn breche zu ihm. In dieser Absicht arbeiteten Nadgett, er und noch ein Fremder mit einem blutigen Streif über dem Kopf (er sagte ihm, daß er sein Spielgenosse gewesen, und nannte ihm den wirklichen Namen eines alten, lang vergessenen Schulkameraden) und bemühten sich, die Thür mit Eisenplatten und Nägeln zu befestigen; allein so sehr sie sich anstrengten, es

war vergebens, denn die Nägel brachen, oder was noch schlimmer, sie verwandelten sich unter ihren Fingern in weiche Holzstifte oder gar in Würmer; die Thür zerbröckelte und fiel in Splitter, so daß selbst keine Nägel in ihr haften konnten; und die Eisenplatten rollten sich zusammen wie Papier von der Wärme des Ofens. Und dabei drang das schreckliche Wesen hinter der Thür — hatte es die Gestalt eines Menschen oder einer Bestie, das wußte er weder, noch suchte er es zu erfahren — ihnen immer näher und näher. Aber den größten Schreck hatte er, als der Mann mit dem blutigen Streif über dem Kopf ihn fragte, ob er den Namen des gefürchteten Wesens wisse, und ob er ihn ihm ins Ohr flüstern solle. Da fiel der Träumer in seinem Traum auf die Knie, das Blut erstarrte ihm in den Adern vor unerklärlicher Angst, und er hielt sich die Ohren zu. Wie er jedoch den Sprechenden ansah, bemerkte er, daß die Bewegung seiner Lippen den Buchstaben J ausdrückte: und laut aufschreiend, das Geheimniß sei nun entdeckt und sie Alle wären verloren, erwachte er.

Und wie er erwachte, sah er Jonas neben sich am Bett stehn, seinen Schlaf bewachend. Und jene Thür weit offen. — —

Die Steigerung geht mit unverminderter Gewalt bis zum Ende: Freilich ist manches nur eine Wiederholung aus den Fahrten des Mörders im „Oliver Twist." — Bei der Fahrt des mordsüchtigen Jonas mache ich noch auf einen Umstand aufmerksam.

Die ganze Natur athmet diesen Entschluß: Sturm, ein Gewitter der schrecklichsten Art, die Welt scheint in Aufruhr und Zerrüttung zu versinken. — Dagegen eine andre Scene. Die kleine Ruth und ihr Bruder nehmen bei dem gemüthlichen Westlock ein Abendessen ein. Selige Empfindungen der erwachenden Liebe, die, als sie gemeinsam nach Hause gehn, die ganze Natur anstecken. Die Luft ist still und lauschig, die

Abendsonne funkelt heiter in einem Springbrunnen u. s. w. — Beide Scenen finden zu derselben Stunde und wenigstens theilweise an demselben Ort statt. — Der Fehler ist klein und wohl nur wenig bemerkt worden: er zeigt aber, wie bei Dickens die Realität der Natur nur dazu dient, die Stimmung des Gemüths zu illustriren.

Nach Vollendung des „Chuzzlewit" ging Dickens längere Zeit auf Reisen, über Paris nach Italien, wo er sich ein Jahr aufhielt. Die Beschreibung dieser Reise wurde seit Januar 1846 in „Daily News" abgedruckt, einer politischen Zeitung, die Dickens begründete, und die sich als angesehenes Blatt gehalten hat, wenn auch der Dichter sehr bald erkannte, daß er nicht hinein gehöre.

An Goethe muß man bei dieser italienischen Reise nicht denken: Dickens' artistische Vorbildung ist gering, und der Engländer kann von der Wirklichkeit nie so abstrahiren als der Deutsche. Aber die Landschaftsmalerei ist wieder in hohem Grade cultivirt; der Anfang von „Little Dorrit," der in Marseille spielt, zeigt, daß der Dichter die Sonne des Südens ebenso kräftig nachbilden kann, als den Londoner Nebel. — Ein reizendes Bild ist der Traum von Venedig.

„Ich war einige Tage unterwegs gewesen, hatte sehr wenig Nachts und gar nicht am Tage gerastet. Die schnelle und ununterbrochene Reihenfolge von neuen Eindrücken, die ich gehabt, wachte gleich halbverkörperten Träumen wieder auf, und ein Gedränge von Gegenständen irrte in der größten Verwirrung durch meine Seele, als ich auf einer einsamen Straße dahinreiste. Zuweilen hielt ein oder das andre Bild inne in seinem rastlosen Hin- und Herschreiten, und gestattete nun, es ganz ordentlich zu betrachten und mit vollkommener Deutlichkeit zu sehn. Nach einigen Minuten zerging es dann wieder vor den Augen, wie das Bild einer Zauberlaterne, und während ich ein Stück davon ganz deutlich, ein andres unbestimmt und ein

andres gar nicht erblickte, ließ es mich einen andern der vielen neuerdings geſchauten Orte dahinter und durchſchimmernd und immer deutlicher werdend ſehn. Aber kaum war dies ganz ſichtbar geworden, ſo verſchmolz es auch ſchon wieder zu einem andern Bilde . . . Kurz, in meinem Geiſt herrſchte jener angenehme Wirrwarr, den Reiſende gern ruhig gewähren laſſen. Jeder Stoß des Wagens, in dem ich halbſchlummernd im Finſtern ſaß, ſchien eine alte Erinnerung von ihrem Platz zu werfen und eine neue hinzuſtellen: und in dieſem Zuſtand ſchlief ich ein. — Im Traum kam mir vor, daß mich das Stillhalten des Wagens weckte. Es war ganz Nacht, und wir befanden uns am Rande des Waſſers. Hier lag ein ſchwarzes Boot; als ich darin Platz genommen, wurde es nach einem großen Licht, das weit hinaus auf dem Meer glänzte, gerudert. — Dann und wann vernahm man ein ſchauerliches Seufzen des Windes. Er kräuſelte das Waſſer und wiegte das Boot, und jagte die dunkeln Wolken an den Sternen vorüber. Ich konnte nicht umhin zu denken, wie ſeltſam es ſei, zu ſo einer Stunde hinaus zu ſchwimmen, das Land hinter ſich laſſend und nach jenem Licht auf dem Meere ſteuernd. Bald fing es an heller zu brennen, und aus einem Licht wurde jetzt eine ganze Schaar von Kerzen, die aus dem Waſſer hervorfunkelten und ſchimmerten, wie ſich das Boot ihnen auf einem traumhaften Pfad, bezeichnet mit Pfählen, näherte . . . Ehe ich wußte, wie oder wodurch, entdeckte ich, daß wir durch eine Straße glitten, eine geſpenſtige Straße . . . So gelangten wir weiter in die geiſterhafte Stadt." — So wird der ganze Aufenthalt in Venedig, mit allen hiſtoriſchen Reminiscenzen, die er erweckt, in einen ſchattenhaft vorübergleitenden Traum aufgelöſt; ein wundervolles Bild, das dem Dichter auch ſo wohl gefiel, daß er es im „Dombey" zum zweiten Mal ausführte und im „Copperfield" noch eine Variation davon gab.

„Dombey and Son" (1846—1848) ist ein entschiedner Fortschritt über die frühern Dichtungen hinaus. Der Roman sucht ernsthaft einem Krebsschaden der englischen Gesellschaft zu Leibe zu gehn. Die Engländer sind ein strebsames, hart arbeitendes Volk. Macht, Reichthum und Ansehn sind die Ideale und Triebfedern ihres Schaffens; der Besitz der Macht bringt in der Regel Hochmuth und Härte mit sich, und es kommt ihm von unten her servile Kriecherei entgegen. Gegen diese Formen der Selbstsucht im englischen Leben kämpfen fast sämmtliche Romanschreiber, neben Dickens besonders Thackeray. In dem vorliegenden Roman wird die Naturgeschichte der Selbstsucht nach zwei Seiten hin verfolgt.

Dombey ist Inhaber einer der ersten Firmen in der City. Man hat ihn gewöhnt, sein Haus für den Mittelpunkt aller menschlichen Interessen anzusehn; die Fortpflanzung dieses Hauses und die Vermehrung seines Reichthums ist der einzige Inhalt seines Lebens; alle andern Menschen betrachtet er nur als Werkzeuge oder als Gegner. Demnach gestaltet sich ihr Verhältniß zu ihm: entweder stumme Anbetung untergeordneter Naturen, wie Miß Toggs, für deren geblendetes Auge der Glanz des Goldes ihn wie mit einem Heiligenschein umgiebt, oder freche, zudringliche, heuchlerische Schmeichelei, wie Carker, der Disponent, und Major Bagstok, die seine schlechten Neigungen ausbeuten und bestärken und mit ihm spielen, während sie sein Spielzeug zu sein scheinen. Eine freie, selbständige Natur duldet er nicht neben sich, er will alles vor sich im Staube sehn; er hat keine echte Beziehung zu irgend einem Menschen. Der enge Idealismus seines Wesens ist auf die Liebe zu seinem Sohn concentrirt, dem künftigen Inhaber der Firma; aber auch dieser bessere Zug nimmt in seinem verkümmerten und verarmten Gemüthsleben eine Wendung zum Argen: er ergrimmt über jede Neigung, die der Knabe zu Andern faßt, und kommt bald

dazu, alle seine Umgebungen zu hassen, da sie alle mit ihm um das Herz seines Sohnes streiten, hauptsächlich seine eigne Tochter Florence, deren kindliche Liebe er schnöde zurückweist. Nun stirbt ihm der Knabe, und seine Hoffnungen scheinen vereitelt. Damit nun sein Haus nicht ausgehe, nimmt er eine zweite Frau: eine glänzende stolze Erscheinung, die den Glanz des Hauses nach Außen hin würdig vertreten, vor ihm aber sich beugen soll. Nun beginnt ein harter Kampf zwischen den beiden stolzen Naturen, ein Kampf auf Leben und Tod, der damit endet, daß sie sich von dem vertrautesten, unterwürfigsten Diener ihres Gemahls entführen läßt. So unheilbar an seiner Ehre gekränkt, muß er es noch erleben, daß seine Tochter, die seine brutale Behandlung nicht mehr erträgt, ihm entflieht und einen Mann aus den untern Ständen heirathet. Endlich bricht auch sein letzter Stolz zusammen: gleichsam aus Trotz gegen die Welt hat er sich in gewagte Speculationen eingelassen, das Glück läßt ihn im Stich, das Haus fällt, und wird von den Ratten verlassen. Es scheint ihm nichts übrig zu bleiben als der Selbstmord.

Ihm gegenüber steht Edith, das stolze Weib. Sie ist aus einer vornehmen, aber verarmten Familie, ihre Mutter hat ihr von Kindheit an keinen andern Lebenszweck gezeigt, als den, eine reiche Partie zu machen. Bis zu ihrem dreißigsten Jahr wird sie von einem Bade zum andern geführt und gleichsam zur Schau gestellt; der Stolz ist beständig auf das Empfindlichste gekränkt, ihr ganzes Gemüth verbittert worden. Von vornherein haßt sie den Mann, der sie gekauft hat, und der Haß findet in der Ehe reiche Nahrung, da er, um sie zu demüthigen, die gemeinsten Mittel anwendet. Das beste Gefühl, das in ihr aufkeimt, die Neigung zu ihrer Stieftochter, deren jungfräuliche Reinheit sie verehrt, benutzt er, um sie noch mehr zu kränken und sie seinem Willen gefügig zu machen. So kommt

es endlich zum Aeußersten: sie wirft trotzig ihre eigne Ehre weg, um die Ehre ihres Tyrannen zu schädigen. — Der Eindruck dieser aristokratischen Natur wird gehoben durch den Gegensatz einer verwandten Geschichte aus den niedern Ständen: in der feinen Gesellschaft erzieht man die Töchter, um einen reichen Gemahl zu fangen, unten geht man auf einen reichen Liebhaber aus. Die vornehme Ehe deckt vor den Augen der Welt viele Schwächen, während das verlassene Mädchen aus dem Volk sich dem Verbrechen und entehrenden Strafen gegenüber sieht. Ist in dem verwilderten Gemüth ein starker Stolz, so wird es ganz von Durst nach Rache ausgefüllt werden und, um sich zu rächen, auch die wildesten Mittel nicht scheuen.

Man sieht, die Anlage geht aufs Hochtragische; und bis zur Katastrophe ist in der That die Zeichnung und Charakteristik im ernsten und großen Stil gehalten, ganz anders wie sonst bei Dickens. Dombey selbst, Edith und Alice sind Gestalten, die sich auf das lebhafteste der Phantasie einprägen, und die mit jener Härte einer innern Naturbestimmtheit ausgestattet zu sein scheinen, die ein tragisches Schicksal herausfordert.

Aber mit der Katastrophe tritt ein unerwarteter Umschlag ein. Die wilde Alice schämt sich ihres Rachedurstes und endet im weichen Vergeben als reuige Sünderin. Edith schickt ihren Entführer mit Verachtung fort und zieht sich, da ihr als Protestantin ein Kloster nicht offen steht, in das Haus eines altersschwachen Verwandten zurück, wo sie in völliger Einsamkeit in einer finstern Stube sich, wie man voraussetzen darf, aufs entsetzlichste langweilt. Als Dombey sich eben erschießen will, tritt unversehens seine Tochter ein, die ihre Flucht bereut, ihn um Vergebung bittet, und ihn wieder unter Menschen führt, und Dombey wird ein recht gemüthlicher zufriedner alter Herr. Endlich gelingt es Florence's Mann, durch seine Tüchtigkeit große Reichthümer zu erwerben, und so wird auch das alte Haus

Dombey and Son aus seinen Ruinen wieder aufgerichtet. So endet Alles erwünscht, und das einzige Opfer, das nach so viel tragischen Anläufen dem Schicksal hingeworfen wird, ist Carker, der Disponent, einer aus der Reihe von Braß, Pecksniff u. s. w., der unter die Räder der Eisenbahn kommt.

Toller ist wohl nie ein Dichter mit seinem eignen, groß angelegten Gemälde umgesprungen, sei es nun, daß innre Weichheit seine Charaktere verdarb, oder auch Rücksicht auf das Publicum, das vom Roman nicht gern einen bittern Nachgeschmack behalten will. Was Edith betrifft, so wiederholt sich die Abschwächung des Motivs in mehreren spätern Figuren: Mrs. Strong, Luise Gradgrind, Lady Dedlock u. s. w., alle Anlagen drängen auf den äußersten Punkt; kommt es aber dazu, so sträubt sich sein Anstandsgefühl, und er nimmt irgend eine ausgleichende Wendung. Der Ernst der Handlung und damit ihr sittlicher Gehalt wird durch solche falsche Versöhnung nicht wenig beeinträchtigt.

Es ist schade um die sehr bedeutend angelegten Gestalten, es ist schade auch um den hochpoetischen Ton, den Dickens für die Ausführung gefunden hat. Der Tod der ersten Mrs. Dombey gleich nach der Geburt ihres Sohns, der Tod des kleinen Paul und das dumpfe Todesgefühl, das sich von diesem Ereigniß aus über die ganze Stimmung breitet: welcher Leser wäre nicht aufs Tiefste davon gerührt, welcher Dichter könnte nicht unendlich davon lernen! Indem der Dichter sich gleichsam in die Seele des kleinen Paul versenkt, des gebrechlichen Knaben, dessen Gedanken sich in dem kranken Kopf nur mit Mühe zusammenfinden und auf dem Strom, den er in seiner Einbildung sieht, dem Tode zuschwimmen: löst sich auch für ihn die Handlung in ein Traumleben auf, und die Gestalten folgen einem schattenhaften gespenstischen Zug wie im „Traum von Venedig."

Mit welcher frischen Lebensluft, mit welchem kräftigem Athem der Gesundheit zogen die zahlreichen Reisebilder in Chuzzlewit an dem Leser vorüber! Hier ist die Reisestimmung eine andre. Dombey fährt auf der Eisenbahn nach dem Bade, in dem er seine zweite Frau finden soll. Der Gedanke an den Tod seines Sohns „brachte Eintönigkeit in die vorübersausende Landschaft; sogar die Schnelligkeit, mit der der Zug von dannen sauste, kam ihm wie eine Verhöhnung des raschen Verlaufs des jungen Lebens vor, das so stetig und unerbittlich seinem vorgesteckten Ziel zugeeilt war. Die Kraft, die auf ihrem eisernen Pfad dahinstürmte, alle Seitenwege und Straßen verschmähend, jedes Hinderniß durchbrechend und lebendige Creaturen jedes Standes und Alters hinter sich schleppend, war ein Bild des triumphirenden Unholds des Todes!" — So geht es eine Reihe von Strophen fort immer mit demselben Refrain. Endlich kommt er an das nächste Ziel seiner Reise, eine große Fabrikstadt. „Taube Pfützen, schmutzige Gäßchen, verfallne Mauern und baufällige Häuser, und durch die lückenhaften Dächer und zerbrochnen Fenster blickt man in Jammerhöhlen, wo sich Mangel und Fieber in tausend elenden Gestalten verbergen, während Qualm und dichtgedrängte Giebel, mißgestaltete Schornsteine und Krüppel aus Ziegel und Kalk, in denen Krüppel an Leib und Seele hausen, die dunstige Ferne erfüllen. Wie Dombey aus dem Wagenfenster hinaus blickt, denkt er nicht daran, daß das Ungethüm, das ihn hierher getragen, nur das Tageslicht über alle diese Dinge verbreitet, nicht sie verursacht habe. Es war ein der Reise entsprechendes Ende und hätte das Ende aller Dinge sein können, so trümmerhaft und wüst war Alles."

Wir werden hier noch eine eigenthümliche Seite in Dickens' Technik gewahr. Wenn in jedem einzelnen seiner Romane eine eigne geistige Stimmung vorherrscht, die sich immer wieder von

Neuem der Seele aufdrängt, so angstvoll sie ihr zu entfliehn sucht, so ist es in jedem Roman auch eine eigne, sinnliche Anschauung, welche für jene Stimmung die Farben hergiebt.

Diesmal ist die geistige Grundstimmung der Gedanke des Todes, die sinnliche Anschauung die Eisenbahn, und der Dichter fühlt fortwährend den Drang, Beides mit einander zu combiniren, so wenig es mit einander zu thun zu haben scheint. Den ganzen Roman durch werden neue Eisenbahnen gebaut, und zu diesem Zweck alte Straßen, ja alte Stadtviertel abgebrochen und neue unbekannte aufgerichtet.

Paul als Säugling wird von der Amme ausgeführt:

Der erste Stoß eines großen Erdbebens hatte eben die ganze Nachbarschaft heimgesucht. Spuren desselben erblickte man auf allen Seiten. Häuser waren dem Erdboden gleich gemacht; Straßen aufgerissen und gesperrt; Löcher und Gruben in dem Boden; ungeheure Haufen von Erde aufgeworfen; unterminirte wankende Häuser mit großen Balken gestützt. Hier lag ein Haufen Karren unten am Fuß einer steilen Höhe chaotisch über einander; dort rosteten ganze Lasten Eisen in etwas, das sich zufällig zu einem Tümpel gesammelt hatte. Ueberall sah man Brücken, die nirgend hinführten; Wege, die ganz ungangbar waren; babylonische Thürme von Rauchfängen, nur halb in die Höhe gebaut; Bretterbuden und Gebäude an den unglaublichsten Stellen; halbverfallne Hütten und halbvollendete Mauern und Bogen, hohe Gerüste und Labyrinthe von Zügen, riesige Krahne und Hebelzeuge. Man erblickte das Unvollendetsein in hunderttausend Gestalten und Stoffen, chaotisch am unrechten Ort übereinander gehäuft, in die Erde versunken, in die Luft emporstrebend, im Wasser modernd und unverständlich wie ein Traum. Warme Quellen und lodernde Flammengarben, die gewöhnlichen Begleiter des Erdbebens, machten die Verwirrung nur noch toller. Kochendes Wasser zischte und brauste zwischen verfallnen Mauern,

aus denen auch der helle Schein von gewaltigen Feuern emporſtrömte; und Aſchenhaufen verſperrten alte Wegerechte, und veränderten das Geſetz und den Brauch des Landes ganz und gar. — Mit einem Wort, die neue Eiſenbahn wurde eben gebaut, und verfolgte mitten aus dem Kern dieſer Verwirrung ruhig ihr gewaltiges Werk der Civiliſation.

Einige Jahre vergehn; Paul liegt im Sterben; ſeine Amme aufzuſuchen, kommt man wieder in jene Gegend. — Sie iſt nicht wieder zu erkennen. — „Tag und Nacht ſchlug der Puls dieſer großen Verwandlung, rauſchende Strömungen in ſich aufnehmend und entſendend, wie ſein Lebensblut. Schaaren von Menſchen und Berge von Gütern, die zu Dutzend Malen an jedem Tage ankamen und abgingen, brachten eine immer rege Bewegung in der Gegend hervor. Sogar die Häuſer ſchienen geneigt zu ſein, zuſammenzupacken und einen Ausflug zu machen. Tag und Nacht rollten die welterobernden Maſchinen ihrer fernen Arbeit entgegen, und glitten, angekommen am Ziel, gleich gezähmten Drachen in die ihnen angewieſene Ecke, die genau bis auf den Zoll für ſie ausgeſchnitten war. Dort brauſten und zitterten ſie und machten die Wände erbeben, als ſchwellten ſie an mit geheimer Kenntniß von großen, noch ungeahnten Kräften und großen, noch nicht erfüllten Zwecken." — —

Einen pragmatiſchen Zuſammenhang mit der Geſchichte des Hauſes Dombey hat der Bau der Eiſenbahn keineswegs; auch eine allegoriſche Bedeutung wäre ſchwer zu finden. Vergegenwärtigt man ſich aber, wie die düſtre Grundſtimmung des Romans an dieſen ſpeciellen Bildern der raſchen Vergänglichkeit ſich nährt, ſo begreift man das Second Sight in Carker's Todesgang. Wieder eins der größten Meiſterſtücke von Dickens: die dämoniſche Gewalt einer phantaſtiſch fortſchreitenden Traumbewegung, und dabei die einzelnen Momente von der härteſten Realität, im grellſten Licht, ſo daß man an die Exiſtenz glaubt.

schwelgen,
geltung au
strömt! —
nach einer
Mit
wird die
als fraze
walt die
Manufactu
Times", b
brennern
Figur, un
Die Brut
„Nickleby",
ganzen Ge
wickiern, —
ausgemalt,
Auf
auf die Fr
rechnet Di
analysirt
Bevor
Reporter
auf seine
Ekel an d
kam es ih
Phrasen
„Ich
für eine
sagungen
denen nic
führen so

ne Ferne umgab ihn ringsum, und von den fernen hallte es zwei Uhr.

itt vorwärts, wie es ihm schien, lange Zeit und einen , und blieb oft stehn, um zu lauschen. Endlich tönte el von Schellen in sein Ohr. Jetzt leiser und dann er; dann in langsamen Pausen auf schlechtem Wege, r frisch und munter kam es näher, bis mit lautem Peitschenknall ein schattenhafter Postillon, bis an die allt, vier widerspenstige Rosse dicht neben ihm zum te. —

ht ein. —

hui! hallo hui! — Fort im Galopp durch die ndschaft, daß Staub und Schmutz wie Wellenschaum ! Das Getöse und die rasche Bewegung paßt zu schen Flug und der Verwirrung der Gedanken des Nichts klar draußen und nichts klar in ihm. Die fliegen an ihm vorüber, fließen ineinander, werden gewahrt, undeutlich aus dem Auge verloren, sind en! Jenseits der vorüberfliegenden Heckenstücke und tten unmittelbar an der Straße eine wüste Einöde. wechselnden Bildern, die in seiner Seele aufsteigen, wieder verschwinden, eine wüste Fläche von Angst . Dann und wann hauchte ein Gebirgslüftchen her- fernen Jura und erstarb in der Ferne. Und manch- ht wieder jener grauenhafte Schrecken heran, faust nd läßt ein Frösteln in seinem Blut zurück.

Laterne, in deren Schein die Pferdeköpfe tanzen, unter- it dem schattenhaften Kutscher und seinem flatternden erschaffen tausend phantastische Gestalten, die seinen Ge- ntsprechen. Schatten von bekannten Leuten, wie sie hnter Stellung vor ihrem Pult und über den Büchern Wiederholungen von früher gesprochnen Worten in den

läutenden Schellen und den rasselnden Rädern; Verwirrung von Zeit und Ort, so daß die vorige Nacht einen Monat zurückversetzt wird und die Zeit vor vier Wochen wie gestern Abend erscheint — die Heimath jetzt unerreichbar fern, dann wieder in unmittelbarer Nähe; Aufregung, Zwiespalt, Eile, Finsterniß und Verwirrung in seiner Seele und rings um ihn. — Halloh! Hui! Fort im Galopp durch die schwarze Landschaft; Staub und Koth fliegen um ihn wie Wellenschaum, die dampfenden Rosse schnauben und bäumen sich, als würde jedes von einem Dämon geritten, und brausen im wahnsinnigen Triumph die dunkle Straße entlang — wohin?

Und wieder rauscht das namenlose Entsetzen heran, und wie es vorübersaust, klingen die Schellen in sein Ohr — wohin? Die Räder rasseln in sein Ohr — wohin? Jeder Schall und jeder Ton wird zu diesem Ruf. Lichter und Schatten tanzen auf den Köpfen der Pferde wie Kobolde. Kein Aufenthalt, keine Rast! Immer fort und fort! Fort mit ihm in wilder Jagd die dunkle Straße entlang!

Er konnte zu keinem bestimmten Zweck denken. Er konnte nicht einen Gegenstand des Nachdenkens so weit von dem andern trennen, daß er nur eine Minute bei ihm allein hätte verweilen können. Ruhelosigkeit und Widerspruch beherrschten seine fieberhaften Gedanken, er blieb nur bei der einen Idee haften, daß er die Ueberlegung auf unbestimmte Zeit aufschieben wollte. — — —

Immer und immer wieder lauschte er, ob er hinter sich Wagengeroll vernehme. Immer und immer wieder glaubte er es zu hören, und lauter und lauter. Endlich war er so fest davon überzeugt, daß er Halt rief, denn er zog sogar den Zeitverlust der Ungewißheit vor.

Auf seinen Befehl blieben alsbald Wagen, Pferde und

Kutscher in einen Haufen zusammengedrängt quer auf der Straße stehn.

„Diable!“ rief der Kutscher und sah sich um. „Was giebts?“

„Horcht! was ist das?“

„Was?“

„Dies Geräusch.“

„O Himmel, sei ruhig, verdammter Spitzbube!“ rief der Kutscher einem Pferde zu, das seine Schellen schüttelte. „Was für ein Geräusch?“

„Hinter uns. Kommt uns nicht ein andrer Wagen nach? Dort! Was ist das?“

„Hund mit einem Schweinskopf, willst du still sein!“ zu einem andern Pferd, das seinen Nachbar biß, worüber die beiden andern unruhig wurden, daß sie sich bäumten und zurückdrängten. „Es kommt nichts.“

„Nichts?“

„Nein, nichts als der Tag dort.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht. Ich höre jetzt auch nichts. Fort!“

In den Dampf von den Pferden halb eingehüllt fuhr der Wagen erst langsam weiter, dann nimmt der Kutscher, verdrießlich über den unnöthigen Aufenthalt, ein Messer aus der Tasche und macht eine neue Schmitze an die Peitsche. Dann geht mit Halloh! und Hui! die wilde Jagd weiter.

— — — — — —

Nun folgt die bereits erwähnte Variation auf den Traum von Venedig; brillant ausgeführt, aber eben nur eine Variation. Einiges verdient doch angemerkt zu werden. —

— — Es war eine fieberheiße Vision vergangner und gegenwärtiger Dinge, in bunter Verwirrung durcheinander gehäuft; von seinem Leben und seiner Reise in Eins verwoben. Von einem wahnsinnigen Drang, irgendwohin zu fliehn, wo er

hin müsse. Von alten Scenen, die mitten aus den neuen Umgebungen seiner Reise emporstiegen. Von einem Brüten über Vergangnes und Entlegnes und einer Gleichgültigkeit gegen die wirklichen Gegenstände, die ihn umgaben, aber mit einem peinlichen und erschöpfenden Bewußtsein, daß sie seinen Geist verwirrten und daß sich ihre Bilder alle in sein fieberheißes Hirn drängten, wie sie selbst verschwunden waren. Eine Vision von Veränderung auf Veränderung, und immer dasselbe eintönige Wesen von Schellen und Rädern und Pferdegetrampel und Ruhelosigkeit. — — — —

Ein Traum, immer weiter und weiter zu fahren, das Denken immer hinaus zu schieben und immer von Gedanken gequält zu werden; außer Stande zu sein, die Stunden nachzuzählen, die man unterwegs gewesen, oder die Abschnitte von Zeit und Ort auf der Reise zu begreifen. Fieberheiß und schwindlig und halb wahnsinnig zu sein; aber trotz alledem immer weiter zu fahren, als könne man nicht rasten.

— — —

Endlich kommt er in eine kleine englische Landstadt, er zieht sich in den Gasthof zurück.

— Seine Gedanken, die sich nicht aufhalten noch leiten ließen, schweiften immer noch, wohin sie wollten, und zogen ihn nach sich. Er war wie besinnungslos und todtmüde.

Aber als ob ein Fluch auf ihm läge, daß er nie wieder Ruhe finden sollte, wollten seine schläfrigen Sinne nicht ihr Bewußtsein verlieren. Er hatte in dieser Hinsicht nicht mehr Herrschaft über sie, als ob sie einem andern Menschen gehörten. Nicht daß sie ihn zwangen, gegenwärtige Klänge und Gegenstände zu beachten, aber sie wollten sich nicht von der ganzen fieberhaften Vision seiner Reise ablenken lassen. Der Traum stand beständig in seiner ganzen Ausdehnung vor ihm.

Er konnte seiner Aufmerksamkeit nicht eine Minute lang

gebieten. Sie schweifte, wohin sie wollte, aber sie verlor sich nie einen Augenblick lang in Schlaf.

Er trank viel Wein, aber umsonst. Immer unzusammenhängender schleppten ihn seine Gedanken fort, einem Verbrecher gleich, den wilde Rosse mit sich von dannen schleifen. Kein Vergessen und keine Ruhe.

Wie lange er so dasaß, trinkend und brütend, konnte Niemand weniger sagen als er. Aber er war sich bewußt, daß er schon lange bei Licht saß, als er aufsprang und im plötzlichen Schreck lauschte.

Denn jetzt war es wirklich kein Traumbild. Die Erde zitterte, das Haus klapperte, das wilde ungestüme Sausen fuhr durch die Luft! Er fühlte, wie es kam und vorüber eilte; und selbst als er ans Fenster geeilt war und sah, was es war, trat er scheu davor zurück, als sei es gefährlich, hinzusehn.

Fluch dem wilden Dämon, der so glatt dahin donnert, und in dem fernen Thal eine Spur von Feuer und fahlem Rauch zurückläßt, und verschwindet! Es war ihm, als wäre er aus seinem Pfad gerissen und vom Tode durch seine Räder gerettet worden. Noch jetzt fühlte er sich beklommen und geängstigt, wo sein leisestes Geräusch erstorben, und wo die eisernen Schienen, die er im Mondschein in weiter Ferne in einen Punkt zusammenlaufen sah, so leer und still waren wie eine Wüste. — — —

Ich übergehe das entsetzliche Ende, wie die Eisenbahn ihn mit einem geheimen Zauber anzieht, wie er immer daran auf und abgeht, bis er endlich unter die Räder kommt. Wir sind jetzt an die Eisenbahnen so gewöhnt, daß jenes Motiv uns noch fremder vorkommt als den damaligen Lesern. — Am Schluß merkt man doch, daß der Dichter etwas im Fieber geschrieben hat: das Eintreffen Dombey's bei der Katastrophe ergiebt sich, wenn man nachrechnet, als durchaus unmöglich.

Dies Second Sight ist ein Motiv, das Dickens noch öfter angewandt hat. In den „Tales of two Cities“ wird die stille Wohnung eines jungen Ehepaars in London öfters heimgesucht durch den Geist von Fußtritten, die aus irgend einer unbekannten Ferne herüberspuken; es ist die Anticipation eines zukünftigen Ereignisses: die Fußtritte der Jakobiner, die während der Schreckenszeit in Paris herbeieilen, um den jungen Mann zum Richtplatz zu schleppen. — Man darf das Motiv nicht als eine bloße Decoration auffassen, es ist die Art, wie dem Dichter die Natur aufgeht; er sucht das Geisterhafte wie das Groteske nicht auf, es kommt ihm ungerufen. Wohl ist er im Stande, die wirklichen Dinge rasch und sehr bestimmt aufzufassen, aber die Bilder, die dadurch in seiner Seele hervorgerufen werden, bewegen sich unabhängig von seinem Bewußtsein und von seiner sinnlichen Wahrnehmung weiter fort, und zwar mit derselben Macht, Hast und Bestimmtheit, wie das, was er unmittelbar empfängt. Ob dies zweite Gesicht nun durch irgend ein Ereigniß der Zukunft bestätigt wird, ist dabei gleichgültig: genug es ist vorhanden und fordert als Existenz zur Darstellung heraus. Neben der unmittelbaren Natur schwebt vor seinen Blicken noch etwas Anderes, mehr Geistiges; es ist freilich nur ein Residuum früherer Natureindrücke, die wie ein Traum in seiner Seele geblieben sind; aber dadurch nun, daß Beides bald gegen einander streitet, bald in einander übergeht, gewinnt die Darstellung einen eignen romantischen Reiz, der freilich eine starke Controle des Verstandes nothwendig macht, um nicht ins wüst Phantastische überzugehn. Es liegt in der Stärke, mit welcher der Geist der Dinge in sein Seelenleben eindringt und sich desselben bemächtigt, etwas Krankhaftes; seine Seele leidet gewissermaßen darunter: aber ohne dies Leiden wird auch keine stärkere Dichtung möglich; es kommt nur darauf an, daß man dies Bewußtlose dem Bewußtsein unterwirft. Wenn es der erste Schritt des Künstlers und Zau-

berers ist, die Geister zu beschwören, so ist der zweite ebenso nothwendig, ihrer Herr zu werden; sonst machen sie sich zum Herrn, und es ergeht dem Dichter wie Goethe's Zauberlehrling.

„David Copperfield", 1849, hat nächst den „Pickwickiern" dem Dichter die meisten Freunde erworben, in England wie auf dem Continent. Außer seinen positiven Verdiensten hat der Roman das negative, daß er uns am wenigsten in schlechte Gesellschaft führt. Murdstone, Creakle und Uriah Heep sind eigentlich die einzigen durch und durch widerwärtigen Figuren: die beiden ersten werden kurz und summarisch abgefertigt, der dritte, ein verbesserter Pecksniff, fällt uns zwar mit seinen schwammigen Händen, seinen Augen ohne Augenbrauen, seinen verdrehten Grimassen und seinen heuchlerischen Redensarten über die Pflicht der Demuth oft zur Last, dafür ist er aber im Ganzen lebenswahrer als die früheren Typen derselben Art, und man sieht bei seiner Heuchelei doch einen greifbaren Zweck. Bei der Mehrzahl der übrigen Figuren wird uns wohl: sie sind nicht in allen Dingen musterhaft, aber sie haben Freude am Leben. Noch ein andrer Umstand erhöhte das Interesse an diesem Roman: er enthielt offenbar vielfache Reminiscenzen aus dem Leben des Dichters, dessen Conterfei man in dem Helden zu sehn vermuthete. Auf alle Fälle war das Portrait mit Liebe gezeichnet.

Ungefähr gleichzeitig erschien Thackeray's „Pendennis", der gleichfalls Selbstbekenntnisse zu enthalten schien: bezeichnet doch Thackeray den Helden als Autor der später erscheinenden Romane „The Newcomes" u. s. w. In den beiden Portraits zeigt sich so recht die verschiedne Behandlung der beiden Poeten. Musterhaft sind beide Personen nicht, auch nicht nach dem Willen der Verfasser; bei beiden soll indeß das Gute überwiegen. Nun unterläßt aber Thakeray niemals, wo er irgend eine kleine Schwäche seines Helden entdeckt, einen gewaltigen Lärm zu schlagen, das Publicum zum Zeugen zu rufen und ein recht

grelles Licht darauf fallen zu lassen, während die guten Seiten des Charakters ganz obenhin behandelt werden. Dickens dagegen geht über die Schwächen Copperfield's leicht hinweg, und weiß selbst seine Albernheiten so anmuthig und liebenswürdig darzustellen, daß man ihm gut wird, während man bei Pendennis sich oft genug versucht findet, den Laffen zum Fenster hinaus zu werfen. Die beiden gesunden und rechtschaffenen Menschen, Warrington und Laura, übersehn Pendennis; Traddle und Agnes, die ungefähr dieselbe Stellung einnehmen, blicken zu Copperfield empor. Laura heirathet Pendennis, nachdem er vorher verschiedne unpassende Verhältnisse durchgemacht, aber sie heirathet ihn faute de mieux, während Agnes selig ist, als Copperfield endlich ihre Liebe erkennt. Beide Dichter wenden so kräftige Farben an, daß auch das Urtheil des Lesers dadurch bestimmt wird, und doch ist dies Urtheil nicht ganz gerecht: Pendennis ist nicht ganz so schlimm, als er aussieht, Copperfield nicht ganz so gut.

Dickens hat in seinen frühern Romanen dem Motiv der Liebe nur einen kleinen Platz eingeräumt. Zwar kommt es überall zur Heirath und, wie sich für anständige Leute ziemt, geht Neigung voraus; aber es wird nicht viel Wesens davon gemacht. In „Copperfield" dagegen treffen wir zahlreiche Liebesverhältnisse, die der Dichter eingehend behandeln zu wollen scheint, so daß der Roman fast aussieht, wie ein Beitrag zur Naturgeschichte der Liebe. Der Held scheint sich besonders dafür zu eignen: er verliebt sich ziemlich in jedes Mädchen, das ihm vorkommt, er ist zweimal verheirathet, und so kann man von ihm einen Schatz von Erfahrungen ernten. Er begeht in allen diesen Verhältnissen nichts Unrechtes, er verletzt weder den Anstand noch die Sittlichkeit, und doch muß man sagen, daß das Medium, durch welches er die Liebe anschaut, einen stark frivolen Anstrich hat.

Man vergleiche seine Jugendliebe zur ältesten Miß Larkins mit Pendennis' Liebe zur Schauspielerin Fotheringay. Copperfield weiß die Geschichte so allerliebst spaßhaft zu erzählen, und Pendennis wird von dem Dichter in diesem Verhältniß so abgeschmackt und dabei so egoistisch gezeigt, daß man bei oberflächlichem Eindruck sich zu Gunsten des erstern entscheidet. Bei näherem Zusehn jedoch findet man bei Pendennis Spuren einer innern Herzenswärme und Fähigkeit zu einer ernsten Leidenschaft, die durch seine spätern blasirten Aeußerungen über diese „Jugendefelei" keineswegs aufgehoben werden, während Copperfield's leidenschaftliches Gehaben nichts Ernstes hinter sich hat. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch Copperfield's erste Ehe. Das Verhältniß zwischen Dora und Copperfield wird in so zierlichen Linien gezeichnet, mit einer so reizenden Farbenmischung von Humor und Rührung ausgemalt, daß man seinen Blick nur schwer von diesem lieblichen Genrebild abwendet. Copperfield hat zwar die Empfindung, daß seine Wahl nicht die richtige war, aber Dora hat unter zahlreichen liebenswürdigen Eigenschaften auch die, rechtzeitig zu sterben, und zwar, gegen die gewöhnliche Erfahrung des Lebens, so schmerzlos und reizend, daß der Leser, vom allgemeinen Bedauern abgesehn, in seinem Behagen wenig gestört wird. Betrachtet man indeß die beiden Personen im Licht zurechnungsfähiger Wesen, so kann man ein ernstes Kopfschütteln nicht unterdrücken.

Dora erscheint vor ihrer Traumhochzeit doch etwas anders als nachher. Sie ist in einer Pension erzogen, kennt die gesellschaftlichen Formen und weiß zu hören und Rede zu stehn. Nachher dagegen erscheint sie als ein Gänschen oder, wenn der Ausdruck zu unhöflich sein sollte, als eine recht zierliche Puppe mit nicht mehr Inhalt im Kopf als eine Puppe hat. Was nun ihr Herz betrifft, so ist sie zwar immer liebenswürdig, und

wenn ihr Mann sie nur nicht mit dem Kochbuch, Shakespeare und der Rechentafel quält, wenn er sie nicht praktisch machen und ihren Charakter bilden will, so zeigt sie ihm immer ein heitres und glückliches Gesicht. Wenn sie ihn wirklich liebte, so würde sie das nicht können: denn, unreif wie sie ist, so viel mußte sie fühlen, daß er sie nicht wirklich liebt, daß sie ihm nichts weiter ist als ein reizendes Spielzeug, und das mußte sie unglücklich machen. Wenn sie nicht zur Zeit gestorben wäre, wenn die Ehe länger gedauert hätte, so müßte es für beide Theile eine traurige und zuletzt unerträgliche Existenz geworden sein; und daß der Dichter diese Wahrheit mit bunten Arabesken übertüncht, streift ein wenig ans Frivole.

In seinem Liebeswerben erscheint Copperfield wie im Traum, wie im Rausch, wie seiner Sinne beraubt: dagegen wäre an sich nichts zu sagen, nur daß auch im Traum und im Rausch sich etwas vom Charakter zeigt. Man kann fehlgreifen in seiner Liebe, man kann sie an einen falschen Gegenstand verschwenden: bei einem wahrhaft liebefähigen und liebeskräftigen Herzen wird auch in diesem Fall das Gefühl ein echtes sein. In Copperfield's phantastischer Leidenschaft liegt ein wenig Herzenskälte. Die echte Liebe erschließt wenigstens etwas von dem Wesen der Geliebten, und die gegenseitige Einwirkung bringt Bildung hervor, auch wenn sich das Kochbuch und Shakespeare als unbrauchbare Bildungsmittel erweisen sollten. In französischen Romanen wird ein unschöner Aufwand mit sinnlichen und lüsternen Motiven getrieben: daß Dickens diese durchaus vermeidet, ist zu loben, wenn er auch etwas über das Maß hinaus geht; daß er aber die Sinnlichkeit durch Tändelei ersetzt, ist, ich will nicht grade sagen unsittlich, weil man mit dem Wort ohnehin einen zu großen Mißbrauch treibt, aber oberflächlich. Wer mag freilich mit dem Dichter rechten, der in Dora's Hochzeit — wieder einer Variation auf den Traum von Venedig — ein so namen-

los reizendes Genrebild giebt; aber nachträglich kann man sich eines Kopfschüttelns doch nicht erwehren.

Für Dickens scheint es zum Ideal eines Weibes zu gehören, daß sie möglichst gleichmüthig bleibt, daß sie durch Mißverständniß ihres Wesens nicht zu sehr gequält und gekränkt wird: nicht blos die kleine Dora zeigt diesen Gleichmuth, sondern auch die reife Agnes. Obgleich sie Copperfield von der frühsten Kindheit geliebt haben will, ist sie doch nicht blos die Vertraute aller seiner kleinen Liebesabenteuer, nicht blos die mütterliche Freundin und Vertraute seiner Gattin, sondern sie zeigt ihm auch ohne Unterlaß ein heitres und glückliches Gesicht, das nicht etwa blos Maske sein soll. Dickens kann die Eifersucht und den Groll gekränkter Selbstliebe recht gut schildern, aber er schildert es nur bei solchen Frauen, die in ihrer Natur etwas Dunkles und Dämonisches haben sollen, wie Rosa Dartle, Edith Dombey u. s. w. In der That aber ist die Fähigkeit, in seinem Gefühl verletzt zu werden, mit der Stärke des Gefühls eng verbunden, wie der Schatten mit dem Licht, und die völlige Abwesenheit derselben ist nicht nur gegen die Natur, sondern auch gegen das Ideal.

Ein andrer Fall. Mrs. Strong ist mit einem alten Mann verheirathet, der zwar nach der Versicherung des Dichters ein sehr würdiger Mann sein soll, der aber in dem, was er wirklich thut, sich meist wie ein halbes Kind erweist. Daß beiläufig dieser Mann, der an Zerstreutheit und Vergeßlichkeit seines Gleichen sucht, und der außer Stande ist, zu zürnen und zu befehlen, eine Schule soll dirigiren können und zwar gut dirigiren, ist einer von Dickens' zahlreichen Verstößen gegen den Zusammenhang der Dinge. Nun bewirbt sich um die junge Dame ein gleichaltriger Cousin, der frech genug ist, das Aeußerste zu wagen, und dem sie in ihrer Empfindung wie auch in ihrem Benehmen so weit entgegenkommt, daß die Freunde des Hauses

argen Anstoß nehmen. Die ganze Anlage der Geschichte scheint auf einen Bruch der Treue vorzubereiten, und man wird nicht wenig überrascht, als sich nach einer Reihe von Jahren herausstellt, daß gar nichts dahinter ist: Mrs. Strong kann ihren Cousin nicht achten, folglich liebt sie ihn nicht, sie achtet ihren Mann, folglich liebt sie ihn. Es wäre recht gut, wenn das immer zusammen fiele, aber in der Wirklichkeit ist es nicht so, und der Dichter soll das Naturgesetz respectiren.

Dritter Fall. Ein hübsches, junges, leidlich gebildetes Fischermädchen hat sich eben mit einem braven aber ungeschlachten Fischer verlobt, da kommt ein bezaubernder junger Edelmann dazwischen, der ihr Herzchen gewinnt, sie entführt, ein Jahr lang mit ihr auf Reisen geht — bei welcher Gelegenheit, beiläufig gesagt, für ihre innre und äußre Bildung mehr gethan zu werden scheint als für Dora — und sie dann im Stich läßt. Das Elend, in welches ihre Familie dadurch versetzt wird, ihre schimpfliche Rückkehr, die Gefahr, in ein schlechtes Haus zu gerathen, ihre Rettung durch ein verlornes Mädchen, die Mißhandlungen, die sie erleidet, bis endlich ihre Familie sie wieder auffindet, ihre tiefe Reue und Zerknirschung: dies Alles ist in den kräftigsten Farben ausgemalt, und was von Seiten des Dichters gethan werden konnte, um junge Fischermädchen vor einer ähnlichen Sünde zu warnen, ist redlich geschehn. Aber poetisch betrachtet fehlt dem Verhältniß und damit auch den betheiligten Figuren die nöthige Rundung. Der Dichter hat geflissentlich nur die Strafe der Sünde und nicht den Reiz derselben geschildert; aus moralischen Rücksichten hat er einen ästhetischen Fehler begangen. Ganz abgesehn davon, daß Emilie dadurch etwas Schattenhaftes erhält, fehlt für das Bild Steerforth's eine wesentliche Farbe. Dickens erzählt immer von dem Zauber, den er auf Alle ausübt, und die Hingebung Copperfield's für ihn hat in der That etwas sehr Rührendes, aber

man möchte neben der Wirkung auch die Ursache sehn. Die Kraft, Liebe einzuflößen, setzt wenigstens in der Regel die Kraft voraus, Liebe zu zeigen, und die Darstellung des positiven Verhältnisses zwischen Steerforth und Emilie wäre eine willkommne Ergänzung gewesen für das Verhältniß zwischen Copperfield und Dora. Freilich war das letztere durch die Kirche geweiht, das erstere nicht; und dieser Unterschied ist von der größten Wichtigkeit; aber es ist doch nicht der einzige, auf den es ankommt. Auch bei Steerforth hätten wir die Unruhe und Unstetigkeit, die ihn von einem Verhältniß zum andern treibt, gern durch ein positives Moment ergänzt gesehn; er war eine Natur, in der der Begriff des Dämonischen zur Erscheinung kommen mußte. Gewarnt wird vor dem Dämonischen genug. Copperfield's Mutter und seine Tante Betsy Trotwood haben aus Liebe geheirathet und sind an den Unrechten gekommen, während die Ehen von Agnes und Sophie, in denen die Vernunft eine starke Rolle spielt, gut ausfallen: aber man will den Teufel doch nicht blos scheuen, man will ihm auch ins Gesicht sehn und ihn kennen, mit seiner Kraft wie mit seinem Verderben.

Wenn in „Dombey" das geistige Motiv die Farbe dem rein sinnlichen Motiv der Eisenbahnfahrten entlehnt, so erfüllt hier diese Aufgabe die Seeluft, die man einathmet. In dem kleinen Boot zu Yarmouth wird man zu Hause, der Blick Emiliens in die weite See deutet zuerst auf das tragische Motiv hin, der Ausgang führt über die See nach Australien, und die größte ergreifendste Scene des Romans ist ein Seesturm. In dieser Scene zeigt sich so gewaltig die Vollkraft des Dichters, er weist die Mittel, die er anwendet, um einer Vorstellung Gegenwart zu verleihen, so vollständig auf, daß wir einen Blick darauf werfen müssen. — Copperfield fährt aus London nach Yarmouth. —

„Kommt Ihnen der Himmel nicht recht sonderbar vor?"

fragte ich den Kutscher. „Ich entsinne mich nicht, einen ähnlichen gesehn zu haben.“ — —

Es war ein trüber, hie und da von Flecken, die wie Rauch von feuchtem Holz aussahen, unterbrochner Wirrwar eilender Wolken, in den seltsamsten Gestalten über einander gethürmt, so daß man sich in dem Gewölk größere Höhen vorstellen mußte, als die Tiefe bis auf die tiefsten Höhlen der Erde reichte. Und in diesen Wirrwar schien sich der Mond ungestüm zu stürzen, als ob er in dieser gräulichen Verstörung der Naturgesetze den Weg verloren und Angst hätte. — —

Der Sturm nahm immer zu, bis unsre Pferde sich kaum gegen ihn behaupten konnten. Manchmal in der finstern Nacht kehrten die Vorderpferde um oder hielten plötzlich still, und wir schwebten oft in der größten Angst, daß der Sturm die Kutsche umwerfen könnte. Er trieb eiskalte Regengüsse vor sich her, die uns so schneidend trafen wie ein Regen von Stahl. — In Ipswich fanden wir auf dem Markt einen Haufen Leute stehn, die aus Besorgniß vor niederstürzenden Essen mitten in der Nacht aufgestanden waren. Einige, die sich auf dem Hof sammelten, während wir die Pferde wechselten, erzählten uns, wie ein Theil des bleiernen Dachs von einem Kirchthurm herabgerissen und in eine Nebenstraße geworfen worden, die es jetzt versperrte. — —

Lange bevor wir das Meer erblickten, schmeckten wir seinen Schaum auf unsern Lippen, und er besprenkelte uns mit einem gesalzenen Regen. Das Wasser war viele Meilen weit auf den Ebenen Yarmouths ausgetreten, und jeder Teich und jede Pfütze wogte gegen die Ufer und trieb uns die kleinen brandenden Wellen entgegen. Als wir das Meer zu Gesicht bekamen, erschienen uns die Wellen am Horizont, von dem wir zuweilen über den wogenden Abgrund einen flüchtigen Blick erhaschen konnten, wie eine jenseitige Küste mit Thürmen und Gebäuden.

Als wir endlich in Yarmouth einfuhren, traten die Leute an ihre Thüren und stellten sich schief mit flatterndem Haar, und wunderten sich, daß die Post in einer solchen Nacht gekommen sei.

Ich stieg in dem alten Gasthaus ab und wollte nach dem Meer eilen; nur wankend gelangte ich durch die mit Sand und Seegewächsen und fliegenden Flocken von Meeresschaum bestreute Straße, immer in Besorgniß vor niederstürzenden Ziegeln und Schieferplatten, und war genöthigt, mich bei besonders stürmischen Ecken an Leuten die ich zufällig traf, festzuhalten. — — Als ich mich von der Aufregung des die Augen blendenden Windes, des Sands und der Steine, die herumflogen, und des schrecklichen Getöses soweit erholt hatte, daß ich einen Blick auf das Meer werfen konnte, da entsetzte mich seine Wuth. Wie die hohen Wassermauern herangerollt kamen und, wie sie den höchsten Punkt erreicht, in Schaum zerschellten, ehe sie den Strand erreichten, schien jedes Bruchstück des eben zerstückten Ganzen die ganze Gewalt seiner Wuth zu besitzen, und eilte, Theil eines neuen Ungeheuers zu werden. Wogende Hügel wurden zu Thälern, wogende Thäler, durch die zuweilen ein einsamer Sturmvogel strich, bäumten sich zu Hügeln auf; Wassermassen erschütterten das Ufer mit dumpfem Getöse; jede Gestalt rollte, kaum fertig, tumultuarisch weiter, um Gestalt und Platz zu verändern und eine andre Gestalt und einen andern Platz zu verdrängen; das phantastische Ufer am Horizont mit seinen Thürmen und Gebäuden hob sich und senkte sich; das Gewicht der Wolken flog rasch vorüber; es kam mir vor wie ein Erdbeben und eine Umwälzung der ganzen Natur. — —

Ich verfügte mich wieder in das Gasthaus. — — In meinen Gedanken und Erinnerungen herrschte ein Durcheinander, welches mich den klaren Ueberblick über Zeit und Raum verlieren ließ. Mein Geist war mit einer merkwürdigen Unauf-

merksamkeit behaftet, aber dabei waren alle Erinnerungen, die der Ort erwecken mußte, besonders deutlich und lebhaft. — — Ein Etwas in mir, das sich leise bei dem Sturm draußen regte, stieg aus den Tiefen meiner Erinnerungen empor und machte sie unruhig. — — Ich verfiel vor dem Feuer in einen Halbschlummer, wobei ich weder das Bewußtsein des Aufruhrs draußen noch des Orts verlor, an dem ich mich befand. Beide wurden von einem neuen und unbeschreibbaren Schrecken überschattet, und als ich aufwachte, oder vielmehr, als ich den Starrkrampf abschüttelte, der mich auf meinem Stuhl festhielt, da zitterte mein ganzer Körper von gegenstandloser und unverständlicher Furcht. Ich ging auf und ab, versuchte ein altes Zeitungslexikon zu lesen, lauschte dem schrecklichen Toben draußen, besah mir Gesichter, Landschaften und Gestalten im Feuer. Endlich quälte mich das regelmäßige Picken der von Nichts zu störenden Uhr an der Wand dermaßen, daß ich beschloß, zu Bett zu gehn.

Außerordentlich müde und abgespannt legte ich mich zu Bett; aber als ich drin war, war ich vollkommen munter, und jeder Sinn doppelt empfänglich. — — Endlich wuchs meine Unruhe so, daß ich mich hastig in die Kleider warf und hinunter ging. In der großen Küche, wo ich oben an der dunkeln Decke Speckseiten und Zwiebelreihn von den Balken herabhängen sah, hatten sich die Wachgebliebnen um einen Tisch gedrängt, den man absichtlich in die Nähe der Thür gerückt hatte. Ein hübsches Mädchen, das sich mit der Schürze die Ohren zugestopft und die Augen auf die Thür geheftet hatte, schrie laut auf, als ich eintrat, weil sie mich für einen Geist hielt. — Ein finstres Düster herrschte in meinem einsamen Zimmer, als ich endlich dahin zurückkehrte; aber ich war jetzt wirklich müde, und fiel, wie ich wieder im Bett war, von einem Thurm herab und einen Abgrund hinunter, in den tiefsten Schlaf. — Ich war bei der Belagerung einer Stadt: der Kanonendonner dauerte

so ununterbrochen fort, daß ich etwas nicht hören konnte, was ich sehr gern gehört hätte, bis ich eine große Anstrengung machte und aufwachte. Es war heller Tag, und Jemand klopfte und rief an meiner Thür: — ein Schiff scheitert! dicht nebenan.

Ich warf mich so rasch als möglich in die Kleider und war bald am Strand. — Die Schwierigkeit, etwas Andres als das Tosen des Sturms und der Wellen zu vernehmen, das Menschengewühl und die unsägliche Verwirrung, und mein erster athemloser Versuch, meinen Stand gegen den Sturm zu behaupten, machten mich so verwirrt, daß ich mich zwar näch dem gescheiterten Schiff auf dem Meere umsah, aber nichts erblickte als die schaumgekrönten Gipfel der gewaltigen Wogen. Ein nur halb angekleideter Schiffer neben mir wies mit seinem nackten Arm — es war ein Pfeil darauf tätowirt, der in derselben Richtung wies — links. Da sah ich es dicht neben uns.

— — — — —

Die Gewalt dieser Bilderreihe empfindet man doppelt, wenn man sie neben die verwandten Versuche andrer Dichter hält. Walter Scott hat im „Piraten" und im „Alterthümler" ähnliche Naturereignisse geschildert. Der wilde Seesturm, der über die Shetlandsinseln hinfegt, ein Schiff zum Stranden bringt; das Herabeilen der Strandbewohner von der steilen Klippe, um die Beute sich anzueignen; das vorzeitige Eintreten der Fluth, durch welches der celtische Baron mit seiner Tochter in die äußerste Lebensgefahr gebracht wird: das erregte in der Zeit, als es erschien, ungefähr ein Menschenalter vor „Copperfield," da man dergleichen noch nicht gewohnt war, nicht geringe Sensation. Sieht man es aber nach der obigen Schilderung, so erscheint es fast farblos: man wird zwar vollständig orientirt und empfindet die Schrecken der Lage; aber man wird innerlich nicht so mitgenommen. Der Unterschied liegt darin, daß das

Medium, durch welches Walter Scott die Natur empfindet, ein Mensch ist von warmem Herzen, kaltem Kopf und gesunden Nerven: wenn nervenschwache Personen bei ihm auftreten, so werden sie eben nur beschrieben, aber sie dominiren nicht die Empfindung; die Gegenstände bleiben objectiv, äußerlich; sie bemächtigen sich nicht mit der Gewalt einer Hallucination der Seele, wie das bei Dickens geschieht.

Auf der andern Seite schlage man eine beliebige Naturerscheinung bei Sealsfield auf, vielleicht in „Süden und Norden." Hier wird das Fieber ebenso, vielleicht in noch höherm Grad erregt, aber dies Fieber nimmt der Seele die Besinnung, die Schilderung wird unbestimmt und verworren und der Leser hat zuletzt kein andres Gefühl, als daß er eben im Fieber liegt. Das ist bei Dickens nicht der Fall: in der äußersten Aufregung aller Nerven sieht er nicht blos ebenso genau, er sieht schärfer und mehr als im nüchternen Zustand; in seinen Bildern ist nichts unbestimmt und ungenau. Die Gegenstände haben sich der Nerven so bemächtigt, daß durch die starke Darstellung der Nervenzustände das Bild der Gegenstände in vollkommner Gegenwart hervortritt.

Es liegt darin ebenso wohl die Schwäche als die Stärke des Dichters: die fieberhafte Aufregung seines Gemüths schärft seine Sinne, aber seine Sinne sind nur dann mächtig über die Natur, wenn sie das Gemüth aufregt; ruhende Zustände kann er ebensowenig schildern, als er ruhig erzählen kann. Er ist enthusiastisch oder erbittert, rührend oder höhnisch, aber was er darstellt, muß in Aufregung sein oder ihn aufregen. Der kalt forschende Blick des Verstandes ist ihm fremd, und wenn dieser auch nicht productiv wirkt, so gehört er doch durch seine Kritik wesentlich zur poetischen Gestaltung.

Behagliche Zustände schildert Dickens nur dann, wenn er lebhaft mit ihnen spielen, sie hin und her wenden kann; zur

ſtillen Contemplation iſt er zu unruhig. Wer wollte wagen, Jean Paul's Landſchafts- und Genrebilder mit den ſeinigen zu vergleichen! aber eins hat er vor ihm voraus: er kann die Sonntagsſtimmung der Natur wiedergeben. Die Engländer wiſſen überhaupt nicht viel vom Sonntag, ſie verleben ihn in der dumpfen Kirche oder in der dumpfen Kneipe, und dem an ewigen Nebel gewöhnten Londoner iſt auch der Sonnenſchein nicht eine vertraute, dem Gemüth verwandte und es beruhigende Erſcheinung, ſondern ein momentanes Ereigniß, das aufregt. Dickens hat wohl öfters Sehnſucht nach Sonnenſchein, aber es treibt ihn doch bald in groteske Ecken und Winkel mit ſeltſamen Figuren, die ſeine Aufmerkſamkeit erregen und ſein Talent beſchäftigen. Auch ſonnige Menſchen ſind ihm eigentlich fremd. Jean Paul macht wenigſtens öfters einen Anlauf, in Albano, in Linda; bei Dickens kommt das nie vor. Für die Schönheit als ſolche iſt ſein Auge und ſeine Hand nicht gemacht, wohl aber für die Schönheit, die zugleich etwas Komiſches hat und wo man ſich ſelber nicht genau darüber Rechenſchaft giebt, was überwiegt, das reine Wohlgefallen oder der Humor.

VI.

Als „Copperfield" erſchien, 1849, harrte in Deutſchland Mann, Weib und Kind ſehnſuchtsvoll auf jedes neue Monatsheft, und ſo ſtark uns damals die Politik im Kopf lag, es wurde im Ganzen über Dora und Agnes mehr disputirt als über Radowitz und Manteuffel. Es war der Höhepunkt des Dichters, der damals 37 Jahre alt war.

Von dem, was er in den letzten dreißig Jahren geſchrieben hat, iſt nicht ein einziger Roman, der ſo ſtark das allgemeine Intereſſe in Anſpruch genommen hätte, als irgend einer der

frühern. — Woher kommt das? — Seine Virtuosität ist in keiner Weise abgeschwächt, im Gegentheil wagt er noch kühnere Sprünge, zuweilen gradezu halsbrechender Art, und niemals macht er einen Fehlsprung. Die Stoffe sind freilich zuweilen sehr häßliche, und man weiß nicht, zu welchem Zweck man in die unheimlichen Spelunken geführt wird; aber das kam früher auch vor, und man ließ es sich gefallen.

Die ersten Eindrücke eines Dichters von gewaltiger Kraft, der etwas Neues bringt, erfolgen durch Ueberraschung; er gewinnt die Gemüther im Sturm. So war es mit Schiller in den „Räubern." Je länger es aber die Aufmerksamkeit des Publicums beschäftigt, desto schwieriger wird die Ueberraschung, desto genauer sieht man ihn sich darauf an, ob auch der Zweck den Mitteln entspricht. Bildet er nun immer nur die Herrschaft über die Mittel weiter aus, so hat das einerseits die Wirkung, das Publicum abzustumpfen, da sein verwöhnter Gaum einen immer stärkeren Reiz verlangt, der doch zuletzt ausbleibt; andrerseits verführt es den Dichter zur Manier. Man hat Goethe und Schiller getadelt, daß sie es mit ihrem Handwerk zu leicht nahmen und Allotria trieben, die ihnen doch in ihrem Geschäft nichts nutzen konnten: der Eine legte sich auf Botanik, Farbenlehre, Zeichnen, Modelliren u. s. w., der andre auf Geschichte und Kantische Philosophie. Für das Theater konnten sie es nicht brauchen, und sie hätten in der That bessere Theaterstücke geliefert, wenn sie sich in der Technik eine größere Virtuosität erworben hätten. Aber jene Beschäftigungen hatten das Gute, sie selbst zu bilden; von der höhern Warte, die ihr Geist erreicht, erschauten sie ein höheres Ideal. Sie dachten über die letzten und größten Zwecke nach, und wenn sie sich öfters vergriffen, so gewann ihre Dichtung selbst durch die Irrwege einen Gehalt, der sie über den Erfolg des Tages hinaus zu einem bleibenden Studium kommender Jahrhunderte erhebt. Goethe's

Theaterstücke sind äußerst anfechtbar, dafür hat man in seinen Schriften die volle geistige Bildung des Jahrhunderts in einem Umfang, daß man sie in ihrer Vollständigkeit wenigstens ahnen könnte, wenn alles Uebrige verloren ginge.

Hier nun hat es Dickens versehn. Er hat sein eminentes Talent durch immer neu gefundne Kunstmittel gesteigert, aber er hat das Studium dessen versäumt, was der höchste Zweck der Kunst ist, der Wahrheit des Lebens. Er weiß den Schein des Lebens mit einer Täuschung hervorzubringen wie kein andrer Dichter: und dieser Schein ist nichts Unwesentliches, denn das Wesen giebt sich nur in der Erscheinung: aber um die Einheit der Erscheinung, das Wesen zu finden, muß man sich überwinden können, auf die augenblickliche Wirkung zu verzichten. Dickens begann mit Scheinfiguren, die keinen Anspruch auf Wirklichkeit machten, die nur Gelegenheit bieten sollten, glänzende Scenen aneinander zu reihen. Dann rundeten sich allmählich seine Figuren und bekleideten sich mit dem Schein der Wirklichkeit. Für eine Reihe von Charakteren reicht das aus, wo eben kein tieferes Leben in Anspruch genommen wird, aber nicht bei Naturen, die ein großes Räthsel umschließen, ein Räthsel, das mit den Geheimnissen der menschlichen Natur überhaupt in Zusammenhang steht. Auch bei leichtern Menschen konnte Dickens sich niemals überwinden, wo er eine starke Wirkung hervorbringen wollte, den Respect vor ihrem innern Kern festzuhalten. Er war nie selbstlos genug, Andacht für eine Persönlichkeit zu hegen, die sich ihm nicht unbedingt fügen wollte, und diese Selbstsucht des Coloristen hat sich, da er nicht gegen sie ankämpfte, an dem Zeichner gerächt, und ihn immer mehr zur Manier verführt; er hat seine Virtuosität zu stark entwickelt, um ein Künstler im höhern Sinn zu werden.

Noch nach einer andern Seite hin macht sich sein Mangel innrer Bildung fühlbar. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als

er seine „Skizzen" schrieb; seitdem ist er so in sein Schaffen aufgegangen, daß ihm zu sonstiger Arbeit keine Zeit blieb. Das würde weniger zu bedeuten haben bei einem ganz naiven Schaffen; aber bei Dickens blickt überall das Bestreben hervor, die Welt nicht blos zu unterhalten, sondern zu belehren. Unsre Zeit ist schwanger von großen und tiefen Gedanken, die man aber nicht flüchtig dem Schaum des Lebens abschöpfen kann: sie zu fassen und von ihnen mächtig bewegt zu werden, um die Bewegung weiter zu leiten, das erfordert eine ernste und schwere Arbeit. Diese Arbeit hat Dickens gescheut. Er steht noch heute auf dem Standpunkt des Naturalisten, den er in den „Skizzen" einnahm, und eben so wie der Reichthum und Glanz seiner Bilder und Stimmungen, überrascht die Armuth seiner Gedanken. Das hat auch auf den Künstler eine nachtheilige Wirkung. Indem er sich auf seinen Naturalismus steift, verfehlt er die großen Probleme, welche die Zeit bewegen, und vergreift sich in seinen Stoffen. Das bloße gute Herz und sein Kampf mit den Gesetzen des Weltlebens, wie es in seinen ersten Romanen verherrlicht wird, giebt sich allmählich aus, und wenn nicht vertiefte Bildung dem Dichter die Stelle zeigt, den Puls des echten Lebens zu fühlen, und er doch ein starkes Interesse erregen will, verfällt er ins Phantastische und Unkünstlerische.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß in der einseitigen Entwicklung der Virtuosität, wenn nicht andre Bildungsmotive corrigirend dazwischen treten, die Negation mehr und mehr die Oberhand gewinnt, daß die Fähigkeit, Wohlwollen auszudrücken, sich mehr und mehr verliert. Im nächsten Roman „Bleak House" 1852 drängt sich eine solche Masse von Ungeheuern und Mißgeburten zusammen, daß es scheint, als ob alle Irrenhäuser und Lazarethe ihre wüsten Bewohner in diesen engen Raum ausgespien hätten; die „Mysterien von Paris" sehen bescheiden aus neben dieser Häufung von Greueln.

Zum Theil nur werden dieſe häßlichen Bilder motivirt durch den Gegenſtand. Es iſt einer von jenen ungeheuren Erbproceſſen vor dem Chancery-Court, die über mehrere Generationen hinaus dauern und bei denen ſchließlich alle Parteien gleichmäßig verlieren, weil die Koſten das Rechtsobject überſteigen: der Dichter will darſtellen, wie zahlreiche Menſchen durch die Betheiligung an dieſem Proceß und die dadurch erregten unbeſtimmten ſanguiniſchen Hoffnungen aus dem Kreiſe der praktiſchen Beſchäftigung, aus der ernſten einem beſtimmten Zweck nachgehenden Arbeit herausgeriſſen und zu träumeriſchem Müßiggang verleitet werden, bis ſie endlich auf die traurigſte Weiſe endigen.

Dieſe Aufgabe iſt mit außerordentlichem Talent durchgeführt, wie denn überhaupt, was die Spannung der Intriguen und die Deutlichkeit der Phyſiognomien betrifft, dieſer Roman den Vergleich mit den beſten von Dickens nicht ſcheuen darf. Aber es iſt keine Freude in der Ausübung dieſes Talents: es ſcheint, als ob der Glaube an das Leben über die Seele des Dichters keine Macht mehr hätte. Die Greuel, welche der Proceß unmittelbar mit ſich führt, ſind ſchon arg genug, aber damit nicht zufrieden, führt der Dichter noch eine Reihe andrer mißgeſchaffener Perſonen ein, die zu dem Proceß in gar keiner oder nur ſehr mittelbarer Beziehung ſtehn, und man ſieht, daß er bereits eine unmittelbare Freude an der Darſtellung des Häßlichen empfindet. Die Freude am Grotesken und Fratzenhaften endigt faſt regelmäßig ſo, wenn das Talent ausſchließlich die Leitung behält.

Was von „Bleak House“ geſagt iſt, würde faſt auf alle ſpätern Romane Anwendung finden „Hard Times“, „Little Dorrit“, „Great Expectations“, „Our mutual Friend“: überall eine Häufung häßlicher zum Theil widerwärtiger Scenen, die nicht einmal wie in „Bleak House“ durch einen großen tra-

giſchen Hintergrund geboben werden, und ein immer weitres Zurückdrängen der Figuren, an denen man unbefangne Freude haben könnte. Es gilt auch von den „Tales of two Cities". In den kurzen Bildern aus der franzöſiſchen Revolution zwar iſt großer hiſtoriſcher Stil, aber der Dichter verkümmert ſeine Wirkung durch Einmiſchung von Londoner Leichenräubern und ähnlichem Geſindel, das nicht zur Sache gehört. Das Talent iſt ſo groß wie je, aber es bietet der Beobachtung keine neuen Seiten, und ich glaube, auf eine eingehende Beſprechung um ſo eher verzichten zu dürfen, da die Neigung des Publicums ſich doch immer an ſeine ältern Romane heften wird, die trotz der dunkeln Geſtalten, die ſie heraufbeſchworen, im Ganzen die Freude am Leben vermehrten.

Dickens' Herrſchaft über das europäiſche Publicum hat aufgehört; ſie wird nicht wiederkehren, da der Reiz der Neuheit vorüber iſt, und es kann wohl ſein, daß jüngre Dichter von mäßigerm Talent aber reinerm Geſchmack ihn in der Gunſt der Menge überholen. Aber ſeine Werke werden immer ein Schatz der engliſchen Nation bleiben, ſie ſind das Werthvollſte auf belletriſtiſchem Gebiet, das im Lauf eines Menſchenalters hervorgebracht iſt. Goethe und Schiller haben in einer Xenie von dem Reichthum Jean Paul's geſprochen, den dieſer nur nicht zuſammenzuhalten wiſſe: was will dieſer Reichthum gegen den Reichthum von Dickens ſagen! gegen dieſen Schatz von glänzenden Einfällen komiſcher und rührender Art, gegen dieſes Ueberquellen von Phyſiognomien und Landſchaften, von Bildern und Stimmungen! Schon für die Sprache iſt er eine unerſchöpfliche Fundgrube; er wagt Alles, in neuen überraſchenden Wendungen, und überall auch in den ſonderbarſten Abenteuern des Denkens und Empfindens lebt der Geiſt der Volksſprache in ihm. So oft man in ſeinen Werken blättert, man findet immer wieder einen neuen Reiz, man wird immer von Neuem

überraſcht, denn bei ſeinem überſprudelnden Reichthum, wo Eins an das Andere ſtößt, iſt es kaum möglich, alles Einzelne in Acht zu behalten.

Charles Dickens wird auch hiſtoriſch von Werth bleiben, denn ſo phantaſtiſch er über ſeine Beobachtungen verfügt, es bleibt bei ihm doch ein viel größerer Fond echter ſinnlicher Realität zurück als bei irgend einem andern gleichzeitigen Dichter, und wenn auch moderne Eſſayiſten wie Auguſtus Sala correcter ſind in ihren Skizzen von London: wo hätte einer von ihnen die Macht, das Londoner Leben nicht einem Sinn, ſondern allen Sinnen gleichzeitig ſo ſtark aufzudrängen, wie es Dickens kann!

Noch viel folgenreicher iſt ſeine Einwirkung auf die übrigen Schriftſteller. Man mag ihn loben oder ſchelten, ſeinem Einfluß kann ſich Keiner der Neuern entziehen. So wenig es möglich iſt, zu der einfacheren muſikaliſcheren Technik des vorigen Jahrhunderts zurückzukehren, nachdem durch glänzende Virtuoſen jeder Art die Inſtrumentation, alle Kunſtmittel ins Unendliche geſteigert ſind; ſo wenig es möglich iſt, die beſcheidne Farbe der Düſſeldorfer Zeit wieder aufzunehmen, ſeitdem man Gallait und ähnliche niederländiſche Coloriſten kennt: ebenſo wenig kann man der glänzenden Farbenpracht von Dickens gegenüber in der Poeſie ſich des ältern ſchulgerechten Stils bedienen. Und bei Allem, was er gefehlt, im Weſentlichen hat er doch den Schatz unſrer geiſtigen Genüſſe vermehrt, indem er mit der Aufmerkſamkeit für alles Lebendige auch die Freude am Leben geſteigert hat. Sein Humor iſt freilich nicht die reine epiſche Kunſtform, er iſt ſubjectiver Art, er rundet die Gegenſtände und macht ſie körperlich dadurch, daß er ſie in die Atmoſphäre der eignen Stimmung taucht, daß er ihre verſchiednen Seiten durch raſcheres Bewegen, als in der Wirklichkeit vorzukommen pflegt, zur Anſchauung bringt; Beobachtung und Darſtellung iſt nicht

immer correct; es kommt wohl vor, daß er den Schein einer Kugel hervorbringt, indem er eine Scheibe rasch um ihre Axe dreht, und wem es mehr um die Wahrheit zu thun ist als um den augenblicklichen Genuß, muß ihm scharf auf die Finger sehn: aber bei allen kleinen Künsten der Taschenspielerei, die er anwendet, bleibt er doch ein genialer Beobachter und genialer Darsteller; er hat unsern Blick, er hat unsre Beobachtung, unser Genießen und Empfinden in einen schnellern Kreislauf gebracht, und diese Beschleunigung, so fieberhaft sie zuweilen aussieht, ist doch eine Steigerung der Lebenskraft.

Fernan Caballero und Alt-Spanien.

I.

November 1868.

Wenn man sich ein Land vorstellt, das man nicht aus eigner Anschauung kennt, schieben sich der Phantasie gewöhnlich gewisse volksthümliche Charaktertypen unter. Wenn in den letzten Jahren Spanien erwähnt wurde, dachte man nicht an die Politiker der Hauptstadt, sondern an Pepita, Lola Montez, allenfalls an die schöne Kaiserin der Franzosen. Seit der neusten Revolution ist das anders geworden: nachdem die unschuldige Isabella und Marfori vertrieben sind, lesen wir wieder die Zeitungen, und grade diese könnten leicht unsre Vorstellung irre führen. Wie der Pariser Frack in den gebildeten Kreisen aller Völker die Eigenthümlichkeiten nivellirt hat, so haben die französischen Zeitungen, von 1815 bis 1848 die Hauptlectüre aller europäischen Staatsmänner und Volkstribunen, überall einen conventionellen Stil der Politik eingebürgert. In den Kammerverhandlungen aus Madrid hören wir, grade wie bei uns und in Paris, von rechter und linker Seite, vom Centrum, vom Budget, von volkswirthschaftlichen Rücksichten, von der socialen Frage u. s. w., und in den Manifesten von Prim und

Serrano herrscht der liebenswürdigste landläufige Liberalismus. Es wäre ein gefährlicher Fehlschuß, sich daraus eine Meinung über den Charakter des spanischen Volks zu bilden. Glücklicherweise war eine der ersten Festlichkeiten zu Ehren der neuen Freiheit ein Stiergefecht, uns zu erinnern, daß die spanischen Zustände für die Rechnung moderner Culturmenschen etwas Irrationelles enthalten.

Vor ungefähr acht Jahren erschien eine deutsche Uebersetzung der spanischen Novellen von Fernan Caballero. Ich hatte sie damals mit Interesse gelesen, aber doch mit nicht mehr Interesse, als eine Dilettantenarbeit in Anspruch nimmt, die freilich viel Geist, viel Charakter und Eigenthümlichkeit verräth. Das Dilettantische in der Form, fast möchte man sagen, die geflissentliche und böswillige Auflehnung gegen alle echten Gesetze der Kunst, hat bewirkt, daß die Novellen im deutschen Publcium wenig Beifall fanden; sie sind eigentlich nur in den Kreisen gewürdigt, die das Studium der südeuropäischen Cultur als Beruf treiben. In Spanien dagegen sind sie sehr populär, obgleich sie eine scharf prononcirte Parteifarbe tragen. Die Revolution dieses Jahres veranlaßte mich, sie von neuem aufmerksam anzusehn. Ich glaube zwar nicht, daß sie jemals bei uns viel gelesen werden. Artistisch sind wir zu sehr verwöhnt — selbst unsre mittelmäßigen Romanschriftsteller haben eine leidliche Schule durchgemacht; sie wissen, worauf es ankommt, wenn man die Aufmerksamkeit des Lesers reizen und festhalten will; sie ebnen die Bahn und räumen die Hindernisse aus dem Weg. Fernan Caballero dagegen häuft wie absichtlich vor den Eingang ihrer Phantasiewelt so viel Schutt und Unkraut zusammen, daß man viel Geduld und guten Willen mitbringen muß, auch nur ein Ende Wegs mit ihr fortzugehn. Die Mühe ist aber nicht verloren, denn man hat es mit einer sehr bedeutenden Erscheinung zu thun.

Fernan Caballero ist das Pseudonym für eine Dame, Frau Cecilia de Arrom, eine geborne Deutsche, die Tochter des Literarhistorikers Böhl, der in Campe's Robinson als „Johannes" auftritt, und später nach Spanien auswanderte. Im fünfzehnten Jahr folgte ihm seine Tochter, die bis dahin in Hamburg erzogen war; sie war von ihrem Vater früh in die Kenntniß der spanischen Literatur eingeführt, in dem Geist, wie er damals in Deutschland bei den Literaturfreunden der herrschende war, d. h. in dem Geist der romantischen Schule.

Das Studium der spanischen Literatur in Deutschland hat eine eigne Geschichte. In der Periode von Wolf und Gottsched war die frühere Beziehung zwischen den beiden Culturvölkern völlig abgeschnitten. Die Spanier wurden durch die Franzosen bei uns wieder eingeführt; von ihnen geleitet, gab Bodmer bereits 1740, in einer Zeit, wo er von Shakespeare kaum noch den Namen kannte, eine ausführliche Analyse des Don Quixote, von dem zugleich eine mittelmäßige Uebersetzung nach dem Französischen erschien. Sie erregte die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, Wieland versuchte im „Don Silvio" eine wunderliche Nachahmung. Eine wirkliche Uebersetzung aus dem Spanischen erschien erst 1775. Der Uebersetzer, Bertuch, Wieland's Freund, hatte die eingewebten Novellen theils weggelassen, theils verkürzt; im Uebrigen seine Aufgabe, soweit sie sich auf das Humoristische bezog, im Ganzen gut gelöst. Und der Humor war in einer Zeit, wo Sterne, Fielding, Smollet das deutsche Publicum beherrschten, ausschließlich dasjenige, was man bei der spanischen Literatur ins Auge faßte. Noch vor Bertuch's „Cervantes" erschien eine Uebersetzung des „Lazarillo de Tormes" und des „Gil Blas", dessen Verfasser freilich ein Franzose war, der aber auf einen spanischen Ursprung zurückführt; gleich darauf die Uebersetzung des „Gran Tacanno;" als ein Verwandter dieser Schelmenromane wurde auch „Don Quixote" aufgefaßt.

Von dem spanischen Theater hatte man wenig Kunde. Lessing, der sich eine Reihe spanischer Originalstücke verschafft hatte, sagt in seiner „Dramaturgie“ 1767: „In allen spanischen Stücken einerlei Fehler und einerlei Schönheiten: mehr oder weniger, das versteht sich. Eine ganz eigne Fabel, eine sehr sinnreiche Verwicklung, sehr viele sonderbare und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen, meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdruck. Das sind allerdings Schönheiten, nicht eben die höchsten: nicht zu leugnen, daß sie zum Theil sehr leicht bis ins Romanhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden: daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind.“

Das Interesse für die spanische Literatur hatte also damals eine entgegengesetzte Richtung, als dreißig Jahre später. Es war das Komische, Volksthümliche, Genrehafte, was man aufsuchte. Und in der That war dies Element im sechzehnten wie im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in der spanischen Literatur stärker vertreten als in irgend einer andern. Es ist in sämmtlichen Schelmenromanen eine solche Kraft der Striche, eine so volle satte Farbe, eine so bunte Mannichfaltigkeit der Figuren und Situationen, ein so kräftiges autonomes Verhalten, daß man bei einiger Kenntniß dieser Bücher nicht wenig erstaunt, bei Calderon kaum noch eine Spur davon zu entdecken. Calderon giebt zwar auch in seinen ernsthaften Stücken dem komischen Element einen weiten Spielraum, die Späße seiner Graciosos mischen sich viel zudringlicher in die Tragik der Ereignisse als bei Shakespeare, aber es sind frostige und stereotype Späße; kennt man einen von ihnen, so kennt man sie alle auswendig, und könnte halb im Schlaf weiter reimen. Man nehme jeden beliebigen Maulthiertreiber, Bandit oder Schäfer aus Cervantes: wie steht da Alles fest auf seinen Füßen! welche

Freiheit, welche beständige Ueberraschung, welch gediegner Naturwuchs!

In Calderon's Zeit hatte der Hofdienst das Mark der Nation ausgesogen, soweit sich der unmittelbare Einfluß der Regierung erstreckte; es gab nur noch Cavaliere und Bedienten. Daß es im Volk besser stand, sieht man aus Murillo, dem Zeitgenossen Calderon's: seine Madonnen freilich und Heiligen in Ekstase stimmen mit der schwungvollsten Lyrik in der „Andacht zum Kreuz;" sieht man aber seine köstlichen Straßenjungen, so findet man, daß die Nachkommenschaft Sancho Pansa's noch lange nicht ausgestorben war, und wenn in dem darauf folgenden Jahrhundert unter dem Einfluß der französisch-academischen Literatur das Humoristische und Volksthümliche immer weiter in den Hintergrund gedrängt wurde, so zeigt Fernan Caballero, daß es in der Stille in den entlegnen Provinzen aus eigner Kraft in der bunteften Fülle sich fortgepflanzt und gewuchert hat.

Der erste, der die spanische Literatur, wenn sie ihm auch nur unvollkommen bekannt war, in ihrer Eigenart zu würdigen verstand, war Herder. Ihm war der Roman des Cervantes niemals eine bloße Humoreske, er fand das tief Ernste und Menschliche in den Figuren heraus: ja, ihm hatte Don Quixote selbst etwas Bängliches, da er zu viel Züge seines eignen Geistes darin wiederfand. In seinen Volksliedern 1778 nehmen die spanischen Romanzen einen großen Raum ein. Sie sind hauptsächlich der „Historia dellas guerras civiles" entnommen, jenem Roman, der, auf das Zeitalter der Zegris und Abenceragen übertragen, das altkastilische Ritterthum überhaupt verherrlicht. Herder hat den Ton dieser Romanzen prächtig getroffen.

Unter die spanischen Volkslieder hat er verschiedne Marienlieder aufgenommen. Es war eine Ueberzeugung, die er schon in seinen ersten Jugendschriften aussprach, daß die Mythologie

eines jeden Volks die natürliche Bildersprache, die Hieroglyphe ist für seine Art, die Natur und Geschichte anzusehn; eine von den verschiednen Farben, in welche das reine Licht des menschlichen Denkens sich zertheilt. In diesem Sinn stellt er den Cultus der heiligen Jungfrau als den sinnlichen Ausdruck einer echt menschlichen Empfindung dar, die nur die Maske eines bestimmten Volks und einer bestimmten Zeit trage, und zog den Kreis der katholischen und südeuropäischen Mythologie in das Pantheon der dichtenden Betrachtung, die sich der griechischen, orientalischen und nordischen Mythologie bereits bemächtigt hatte.

Als der Sturm der großen Revolution sich ankündete, wurde durch Schiller's „Don Carlos" und Goethe's „Egmont," die ungefähr gleichzeitig erschienen, 1787 und 1788, dem deutschen Volk ein ganz neues Bild von dem spanischen Wesen gegeben. Die humoristischen Züge verblaßten, und die finstern Gesichter des Königs Philipp, des Herzogs Alba und Pizarro's wurden für unsre Phantasie die Typen der spanischen Nation.

Seit dem Frieden von Basel aber, als man des Freiheitrufens müde war, wirkten Herder's „Ideen" nach. Die Dichter der „Horen" verlangten von der Kunst — dem Mädchen aus der Fremde — Darstellung einer idealen Welt; Costüm, Sprache, Versbau, Vorstellungen, Alles sollte die Weihe eines höhern fremden Tons haben. In dieser Jagd nach fremden Himmelsgestalten war die Entdeckung der Spanier hoch willkommen, die an Fremdartigkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Tieck war es, der die Entdeckung machte. Er führte die literarischen Freunde in die Bekanntschaft Calderon's ein; er gab den „Don Quixote" in einer neuen Uebersetzung, die von dem Inhalt nichts ausließ, und die, was den Ton betrifft, noch heute als musterhaft gelten kann. Das Publicum wurde nun darüber aufgeklärt, daß Cervantes keineswegs blos ein geist-

reicher Humorist gewesen sei, daß seine Poesie in dem Contrast zwischen parodischen und romantischen Massen liege. A. W. Schlegel übersetzte Calderon. Die ganze Schule wetteiferte in Sonetten und Canzonen zur Verherrlichung der spanischen Dichter und ihres sittlich-religiösen Inhalts, und eifrige Poeten, die das Publicum durch Neuheit fesseln wollten, bemächtigten sich der eben erlernten Kunstform, um in ähnlicher Weise zu produciren. Friedrich Schlegel mit dem „Alarkos" eröffnete den Reigen, es folgte Tieck's „Octavianus," Zacharias Werner, W. v. Schütz, Fouqué u. s. w., ja Schiller selbst war von Calderon nicht wenig eingenommen, und seine „Braut von Messina" und „Jungfrau von Orleans" haben einen ziemlich starken spanischen Hautgout.

Kaum erkannte man in diesen Productionen der neuen Schule noch den alten deutschen Rhythmus. In der volltönenden vocalreichen spanischen Sprache finden sich die künstlich verflochtenen Reimgruppen und Assonanzen so leicht ein, daß Lope de Vega eine vollständig versificirte Tragödie in zwei bis drei Tagen verfertigte und es glücklich auf die Zahl von zweitausend brachte: dem deutschen Dichter würde das schwer gefallen sein. Man sah den deutschen Sonetten, Canzonen und Assonanzen den Schweiß an, es schien, als ob der Schweiß die Inspiration ersetzen sollte. Und dabei blieben die Verse doch immer geleimt; sie kamen nicht in freien natürlichen Fluß.

Die Verehrung vor den spanischen Dichtern hätte bald der natürlichen Abneigung der Menge weichen müssen, wäre nicht ein Umstand eingetreten, auf dessen Bedeutung die Berichterstatter dieser Begebenheiten noch nicht das nöthige Licht geworfen haben.

Die spanische Nation selbst nämlich kam plötzlich in einen bessern Ruf, und die Vorstellungen, die man aus „Egmont" und „Don Carlos" geschöpft, erfuhren eine wesentliche Berichti-

gung. Als Napoleon die Bourbons um ihr Königthum betrog, war die Theilnahme anfangs nicht groß; nun aber erhob sich das spanische Volk unter selbstgewählten Führern und führte auf eigne Hand einen Freiheits- und Rachekrieg gegen die Franzosen, von dessen Art man im übrigen Europa keine Ahnung gehabt. Es war das eigentliche Volk, zum großen Theil aus den untern Classen, das den Stamm der Insurrection hergab, aber es focht unter den Symbolen des Königthums und der altkatholischen Kirche. Jetzt wandte man sich wieder zum spanischen Theater und zum spanischen Epos zurück, und Gegenstände und Ideen gewannen eine ganz neue Beleuchtung. Den Zeitgenossen, welche mit ebensoviel Bewunderung als Schauder die Tragödie von Saragossa erlebten, wurde verständlich, was Cervantes mit seiner „Numancia" gemeint. Wenn in dem altspanischen Theater die Abgötterei mit dem Königthum befremdete, und man sah, was für greuliche Folgen dieser blinde Servilismus gehabt, so erwies sich nun der Royalismus als eine Macht und gewann einen symbolischen Sinn. Nie hat es erbärmlichere Fürsten gegeben, als die beiden spanischen Prätendenten, Vater und Sohn, Carl und Ferdinand, aber der Glaube an das Königthum schien unabhängig von dem Werth der Persönlichkeiten. Wenn der spanische Bauer mit dem Feldgeschrei: es lebe der König! — derselbe König, der ihn schon einmal schmählich verrathen! — gegen die Franzosen zog, so liefen bei der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen in seine Staaten zwei der edelsten deutschen Männer, die Brüder Grimm, unter Thränen und Jauchzen neben seinem Wagen her und segneten ihn. Und doch kannten sie ihn und sollten ihn noch besser kennen lernen; und so sollten auch Mina, Empecinado und die andern Guerillachefs erfahren, was sie mit ihrem so ersehnten Ferdinand in's Land gebracht. Aber gegen den ruchlosen Eroberer, der Alles gleich machte, um Alles niederzutreten, war die Legitimität eine

mächtige Waffe, und der Glaube an die Legitimität wurde geheiligt.

Wie sehr sich die Stimmung auch außerhalb der poetischen Kreise geändert hatte, zeigt das Beispiel E. M. Arndt's, den man gewiß katholischer oder absolutistischer Sympathien nicht zeihen wird. Im „Geist der Zeit," in einer Rundschau über die Völker Europa's, wo nicht blos die Franzosen, sondern auch die Engländer ziemlich schlecht wegkommen, wird neben den Skandinaviern ausschließlich das „ritterliche Volk" der Spanier verherrlicht.

Ebenso stand es mit der Kirche. Was Marquis Posa von der Inquisition gesagt, blieb ja im vollen Recht, aber nun wurde das Kreuz im vollsten Sinn des Worts zum Schwert gemacht, und es schlug den Feinden Deutschlands und Spaniens tiefe Wunden. Diese Wahlverwandtschaft der Principien und Interessen muß man in Anschlag bringen, wenn man die Schwärmerei der jungen Romantiker für Spanien begreifen, wenn man an ihrem Verstand nicht irre werden will. Denn nun kam es wie mit einer Fluth, die Stücke Calderon's und andrer spanischen Dichter wurden massenhaft übersetzt, und wer auf dem Theater zur Geltung kommen wollte, Werner, Müllner, Houwald, Zedlitz, Grillparzer, Alles legte das spanische Costüm an, schmückte sich mit einem Kreuz, und redete, wenn nicht in Sonetten, doch wenigstens in vierfüßigen Trochäen.

Nicht wenig wurde das europäische Interesse für Spanien durch zwei Dichter von großem Namen geweckt.

Anfang 1807 kam Chateaubriand, achtunddreißig Jahre alt, von seiner Pilgerfahrt aus dem gelobten Lande nach Spanien; eine hochgestellte Dame, die er liebte, hatte ihm in der Alhambra ein Stelldichein gegeben. In seiner Jugend den schwersten Zweifeln preisgegeben, hatte er im „Genie du Christianisme" Weltleute und Aesthetiker auf die Kunstseite der christlichen Religion

aufmerksam gemacht und den Geschmack für die Frömmigkeit gewonnen. Im Herzen, wie sein René, ein Virtuose des Weltschmerzes und der mit dieser düstern Stimmung nicht unvereinbaren skeptischen Frivolität, gewohnt, das Leben für eine traurige Monomanie auszugeben, und doch nicht abgeneigt, die Reize dieser Monomanie im vollsten Maß auszukosten, legte er sich nun auf den Cultus der Ruinen und besang die Erinnerungen seines spanischen Aufenthalts in dem prosaischen Gedicht „Le dernier des Abencerages", einem Nachklang aus der „Historia dellas guerras civiles", mit der obligaten Begleitung moderner Sentimentalität.

1800 erschien ein jüngrer Geistesverwandter, Lord Byron, in Spanien. Zweiundzwanzig Jahre alt, hatte er bis jetzt sein Leben in wüsten Ausschweifungen zugebracht und suchte, der Heimath satt, neue Aufregungen in der Fremde.

„Oh lovely Spain! renown'd romantic land!" Er denkt an seine alte glorreiche Geschichte:

> Awake, ye sons of Spain! awake! arise!
> Lo! Chivalry, your ancient goddess, cries.

Und schon klingen um ihn die Fanfaren des Kriegs; er kann ihnen aber vorläufig kein Interesse abgewinnen, weil die Sache, um die es sich handelt, ihm fremd ist; mit größerer Theilnahme sieht er bei Sevilla dem Fandango zu, und bedauert, daß der lustige Maulthiertreiber, statt, wie früher, von Liebe, Andacht und Romantik zu singen, in den Ruf einstimmt: viva el Rey!

> And must they fall? the young, the proud, the brave,
> To swell one bloated Chief's unwholesome reign?
> No step between submission and a grave?

Er wendet sich ab, und vertieft sich in die stillen und lauten Intriguen der Liebe und ihrer Abenteuer.

Der erste Gesang des Childe Harold, der diese Schilderungen enthielt, erschien Februar 1812, eben als die Begeisterung für die Spanier in Deutschland nahe an ihrem Höhepunkt war, ein Jahr ehe Fernan Caballero nach Spanien ging. Ungefähr um dieselbe Zeit erschienen Croker's „Battle of Talavera", W. Sotheby's „Constance de Castille", Southey's „Chronicle of Cid" und „Roderick."

Lord Byron berührte sich im Thema mit dem Dichter, den er in der Gunst des Publicums abzulösen berufen war: eben vorher war Walter Scott's „Vision of Don Roderick" erschienen. Beide Gedichte sind in der alterthümlichen Spencer-Stanze. Walter Scott faßt die Sache überwiegend politisch auf, die Einleitung enthält eine Verherrlichung des Lord Wellington und der tapfern Guerillakrieger, die sich gegen das französische Joch erhoben; der romantische Inhalt des Gedichts ist unbedeutend und gipfelt in einer Prophezeihung, die dem Erneuerer des westgothischen Königthums über die Zukunft seines Vaterlandes zu Theil wurde. An den natürlichen Tonfall der volksthümlichen Ballade gewöhnt, bewegt sich der Dichter in den etwas steifen Rhythmen der Stanze mit minderer Freiheit. Schon in der Handhabung der Sprache ist Lord Byron sehr im Vortheil, mehr noch dadurch, daß er aus der Mitte seines Gegenstands dichtet; das größte Interesse aber bei dieser versificirten Reisebeschreibung übte die Persönlichkeit des Reisenden aus: der liederliche und etwas blasirte, mit der Welt zerfallne, aber doch liebenswürdige, geistreiche und edel denkende Gentleman war ein willkommener Fund für das erregungssüchtige Publicum.

Sechs Jahre darauf, im „Don Juan", gab Lord Byron von den spanischen Zuständen eine andre Schilderung. Das Costüm des treu Liebenden war abgeworfen, Childe Harold sah scharf und mit bitterm Hohn in die wirklichen Dinge. Er fand das Leben lügenhaft, aber es kam ihm amüsant vor. Man kennt

die reizende Ehebruchsgeschichte, mit welcher der junge Don Juan oder Faublas seine Eroberungen beginnt.

Auch in Deutschland wußte man Don Juan zu würdigen. Diese altspanische sehr charakteristische Figur hatte sich durch Mozart in Deutschland eingebürgert, und wenn Leporello in seinem berühmten Register die Opfer seines Herrn aufzählt, und in Spanien tausendunddrei namhaft zu machen wußte, so nahm man diese Frivolität unbefangen mit in den Kauf zu den Bildern steifer tugendhafter Grandezza, wie sie in dem spanischen Raritätenladen aufgespeichert waren. Hofmann machte aus dem liederlichen Cavalier einen René oder Childe Harold, der nur darum ein Weib nach dem andern verführte, weil keine dem Ideal genug that, das er in seinem Innern hegte. Bei der Einzigen, die ihm ebenbürtig hätte sein können, kam ihm das Schicksal in den Weg; er war im Fall, ihren Vater zu tödten, und ihre heiße Liebe zu ihm mußte die Maske des Hasses anziehn, wie bei Ximene gegen Cid.

Wäre die gesammte spanische Literatur auf einmal den Deutschen bekannt geworden, statt einzeln Stück für Stück sich ihrer Phantasie einzuschmeicheln, so hätte sich ein objectives Urtheil herausstellen können. So aber hatte man kein Arg daran, unvermerkt eine Paradoxie nach der andern anzunehmen und sie so weit in den Kreis der gewohnten Vorstellungen zu übertragen, daß, was nun noch weiter Wunderbares und Unmögliches hinzutrat, in der bereits fertigen Bildergalerie irgend einen Platz fand, in den es eingefügt werden konnte. Anstatt zu beobachten und so sich ein Urtheil zu bilden, ahmte man augenblicklich nach, und das war nicht ohne einen Assimilationsprozeß möglich.

II.

Die deutsch-spanische Wahlverwandtschaft erreichte ihren Siedepunkt in der Periode der Freiheitskriege. In seinen Vorlesungen über die Literatur erzählte Friedrich Schlegel, der Convertit, den Wienern, Calderon habe die spanische Poesie aus dem Chaos gerettet, „um sie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchsten Ziel zuzuführen." Er stellt ihn über Shakespeare, da dieser das höchste Ziel der Dichtkunst nicht gekannt habe. „Sie soll das Räthsel des Daseins nicht blos darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus bis zur endlichen Entscheidung hin führen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgene klar und jede Verwickelung gelöst wird, und indem sie den sterblichen Schleier lüftet, läßt sie uns das Geheimniß der unsichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief sehenden Phantasie erblicken." Bei Calderon ist „auch da, wo der Stoff keine Veranlassung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollständig sich entwickeln zu lassen, doch alles im Geist der christlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Licht gesehn, in ihren himmlisch glänzenden Farben gemalt." „In Calderon, als dem letzten Nachklang wie im strahlenden Abendroth des katholischen Mittelalters, hat die Wiedergeburt und christliche Verklärung der Phantasie, welche den Geist und die Poesie desselben überhaupt charakterisirt, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht." Seine Dichtung ergreift „voll und tief den Geist der christlichen Symbolik", und diese „ist die Symbolik der Wahrheit."

„Es ist bei uns dahingekommen," schreibt 1819 Tieck's Schüler und Freund Ernst v. d. Malsburg in der Vorrede zum ersten Band seiner Uebersetzung Calderon's, „daß der Name Calderon überall, auch von den Unwissenden, mit Ehrfurcht und einem Gefühl

genannt wird, daß er zu den Propheten, wenn gleich unbekannt, gehöre." Aber das ist ihm noch zu lau. „Je tiefer man in Geist und Kenntniß unsres Dichters eindringt, desto lebendiger muß die Bewunderung werden. Wenn Himmel und Erde und alle seine Geschöpfe in dem Glanz seines Geistes eine höhere, bis zur Symbolik gesteigerte Verklärung erhalten, worin alle Elemente in seliger Verschmelzung die Bilder der Natur eine leuchtende Vermählung feiern lassen, so ist es klar, daß dieser Genius der Poesie am Herzen gelegen, daß er aus dem Urborn aller Poesie getränkt ist. Wenn der Dichter zu Gott emporsteigt, und Blicke in die Geheimnisse der Weltschöpfung wirft, wie sie gewiß nur wenige vor und nach ihm gethan haben, wenn er dann, von der Gottesmilch der Offenbarung durchdrungen, die Ewigkeit des Christenthums beweist, wenn ihm das Kreuz als der erhabene Mittelpunkt dasteht, zu dem alle vorherige Religionen hingestrahlt haben und von dem die Erlösung und Versöhnung in alle spätern Religionen strahlen muß, so sagt uns das innerste Entzücken: dieser Dichter ist von Gott. Wenn wir ihn dann sich, ich möchte sagen, herablassen sehn, wohin Andre kaum sich haben aufschwingen können, zu dem Menschen, zu allen Verschlingungen und Verkettungen des menschlichen Herzens und seiner Gefühle, von den kindlichsten, heitersten Spielen der Laune und Zärtlichkeit bis zur Begeisterung der Ehre und des Vaterlands und der Liebe, und immer über Allem die Religion und die Unschuld, dann steht uns der göttliche Dichter in dem mildernden Schein des Reinmenschlichen so nahe, daß wir mit ihm lächeln, lieben, kämpfen und siegen müssen." —

Dieser Ueberschwenglichkeit gegenüber ist sehr der Mühe werth, Calderon's Vorstellungskreis in einem Gesammtbild zu übersehn.

In der Mitte seiner Weltanschauung steht der König, nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich über das Gesetz erhaben.

Zwar sind die Begriffe der Gerechtigkeit ihm nicht fremd, in seiner Eigenschaft als höchster Richter, der die Urtheilssprüche der Gerichtshöfe nach Belieben ändert, läßt er sich nicht selten durch Motive der Billigkeit oder des Rechts bestimmen. Aber ihm gegenüber giebt es kein Recht. Mit der ganzen empirischen Unmittelbarkeit seiner Natur, von Leidenschaften der verschiedensten Art bestimmt, greift er in die Schicksale der Menschen ein, und was er will und thut, ist die letzte Instanz. Der Mörder, den das Gericht zum Tode verurtheilt, wird freigesprochen, sobald der König erklärt, er habe den Mord auf seinen Befehl verübt. Auch daß er diese Erklärung abgiebt, ist nur Großmuth: nöthig hatte er es nicht, auch vor seinem Gewissen nicht. Großmuth ist die einzige menschliche Eigenschaft, durch die er mit den übrigen Sterblichen in Beziehung steht. Seine Gnade zu suchen, ist der höchste Zweck aller Edelleute, ihm den Fuß zu küssen, eine Ehre, um welche sie wetteifern. Wenn er eine Leidenschaft durch den Verstand, d. h. durch die Sitte meistert, so wird das als ein leuchtendes Tugendbeispiel im Staube verehrt.

Wenn auch in geringerm, so doch recht bedeutendem Grad gilt dasselbe von den Großen, die ihm nahe stehn. Auch auf diese findet Gesetz und Sitte nur selten Anwendung; auch ihre hervorragende Tugend ist Großmuth.

Allein courfähig für das Schauspiel, gleichviel ob Tragödie oder Komödie, sind die Cavaliere. Nicht was man bei uns Junker nennt: auch sie haben ihre Würde nur durch den Abglanz des Hofs und der höfischen Sitten. Ein Landedelmann, der nicht weiß, was sich schickt, ist nur als komische Figur zu brauchen. Für die Cavaliere ist das höchste Gesetz die Ehre, aber nicht im germanischen Sinn, wo die Ehre gewogen wird, wo sie mit den innern Regungen des Herzens, mit der Eigenthümlichkeit des Charakters in Dialektik steht, sondern als ge-

prägte Münze, die klingend ausgegeben und angenommen wird. Wem diese Begriffe nicht vollkommen geläufig sind, ist kein echter Edelmann, und der Theaterdichter darf keine Notiz von ihm nehmen. Das Gesetz der Ehre bezieht sich hauptsächlich auf die Verletzungen der Persönlichkeit, auf die Injurien. Wie diese Verletzungen abzuwenden oder zu rügen sind, das ist im Gesetz des Adels mit einem Scharfsinn, der an den Talmud erinnert, vorgeschrieben. Shakespeare glaubte in „As you like it," mit den „sieben Ehrenpunkten" des Narren Probstein eine komische Wirkung hervorzubringen; was Calderon im baaren Ernst über diese Ehrenpunkte wiederholt docirt, geht in unfreiwilliger Komik weit darüber hinaus. Da die Ehre ein todtes Gesetz ohne alle Vermittlung ist, sind sämmtliche Cavaliere von einer traurigen Monotonie; man kann sie nicht von einander unterscheiden und sie erscheinen wie Automaten. Conflicte kommen vor, aber nur äußerlicher Art, nur zwischen den verschiednen Ehrenpunkten oder zwischen der Leidenschaft und dem Verstand. Von lebendigem Ineinandergreifen, von Fortbildung des sittlichen Begriffs durch das individuelle Leben ist keine Rede; es wird Alles durch äußerlichen Calcul abgemacht und entschieden. Das einzige, wodurch in diese hölzernen Gliederpuppen Leben kommt, ist das Spiel des Zufalls. Darin ist Calderon von einer reichen Erfindung: aber das beständige Schillern der bunteſten Zufälligkeit bringt doch zuletzt ein mattes Grau hervor.

Am wunderlichsten gestaltet sich der Ehrenpunkt, wenn der König in's Spiel kommt. Die Lehnspflicht geht über Alles, und sie beschränkt sich nicht auf die Grenzen, die sonst der sittlichen und politischen Machtsphäre der Monarchie gezogen sind, sie umfaßt gradezu Alles. Wenn z. B. der König seinem Cavalier befiehlt, ihm seine Braut auszuliefern, so taucht nicht der entfernteste Gedanke an die Möglichkeit auf, diesem Gebot ungehorsam zu sein: es zu umgehn und den König durch List

und Ränke zu betrügen, das freilich ist nicht nur erlaubt, sondern gerathen, und an spitzbübischer Erfindung sind die spanischen Cavaliere grade so reich, wie die Sclaven bei Plautus oder Terenz ihrem Herrn gegenüber, der über Leben und Tod gebietet.

Das ist eben die schlimmste Seite dieser Weltanschauung, daß durchweg die Klugheit das letzte Wort hat. Das Leidenschaftliche und Individuelle wird nicht erzogen, es findet keine Ausgleichung und Vermittlung, es wird nur an Ketten und Banden gelegt. Die Ehre, das Rechts- und Selbstgefühl lebt nur im Schein; der Mensch will Nichts sein, sondern nur gelten. In einem Stück Calderon's giebt ein König, der ein Edelfräulein begehrt, dem Bruder derselben, der ihm dabei unbequem wird, eine Maulschelle: sofort zieht dieser den Degen und stößt ihn, da die Person des Königs unantastbar ist, einem beliebigen Andern in den Leib. Nicht als ob er durch die Ehrenkränkung seiner Sinne beraubt und in eine Art Berserkerwuth versetzt wäre: es ist Berechnung. Die Ehre ist verletzt; um sie zu sühnen, muß Blut fließen, und da des Königs Blut nicht fließen darf, wird ein Andrer verwundet, um der Meinung genug zu thun.

Ganz eigen gestaltet sich dadurch das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Calderon zeichnet nicht etwa blos zahme Schülerinnen der Sittlichkeit: im Gegentheil sind bei ihm, abgesehn von den Heroinnen, die mit einer Art wilder Wuth gegen jedes Gefühl des Rechts und der Menschlichkeit zu Felde ziehn, alle Frauenzimmer ohne Ausnahme geneigt, über die Schnur zu hauen, d. h. unsittlich zu werden. Eben darum verlangen sie die strengste Ueberwachung. Dem Anschein nach waltet über dem Verkehr der Geschlechter eine orientalische Galanterie; den Damen wird nur der Fuß geküßt; wenn sie auftreten, folgen wenigstens zwei Seiten Canzonen oder Assonanzen zum Lob ihrer Schönheit; jeder Cavalier ist durch seine Ehre verpflichtet, der belie-

bigen Dame, die ihn anspricht, seinen Dienst zu weihn, und fast in jedem Lustspiel ziehn die jungen Mädchen frischweg auf Abenteuer aus, um Anbeter anzureizen. Aber wenn Vater oder Bruder sie auf solchen Irrgängen antreffen, so rennen sie ihnen ohne Weiteres den Degen in den Leib, es müßte denn sein, daß der betreffende Cavalier oder ein beliebiger Andrer erklärt: ich will sie heirathen. Wenn das geschieht, ist Alles in Ordnung, einerlei, ob es der Mann ist, den sie liebt, oder nicht, ob er ein Ehrenmann ist oder ein Schurke; das Frauenzimmer ist unter die Haube gebracht, und so waschen Vater und Bruder wie nach wohlgethaner Arbeit ihre Hände in Unschuld.

Und nun die Ehe! Ein innerliches Verhältniß zwischen den Gatten besteht nicht, es wird auch nicht für nöthig gehalten. Aber Vater und Bruder haben ihre Aufsicht über das gefährliche Frauenzimmer dem Ehemann anvertraut, und seine Ehre ist verletzt, sobald er sie über die Schnur hauen läßt. Auch hier kommt es nur auf den Schein an. Cäsar sagte, seine Gattin dürfte nicht einmal beargwohnt werden, aber Cäsar beschränkte sich doch darauf, der beargwöhnten Gattin den Scheidebrief zu schicken. Für den Spanier würde das eine doppelte Kränkung sein; denn nun würde ja die Welt durch ein authentisches Document die Kränkung seiner Ehre erfahren. So bringt er denn die beargwöhnte Frau auf irgend eine raffinirte Weise um, als sei sie durch einen Zufall umgekommen, während er dem Näherstehenden durch feine Stichelei zu erkennen giebt, was er gethan. Je verschmitzter und raffinirter er dabei zu Werk geht, desto mehr wird er bewundert, und die Quelle alles Rechts, der König, stellt ihn als Muster aller Ehemänner dar, und giebt ihm seine Tochter zur zweiten Frau.

Um das Abscheuliche dieser Weltanschauung so recht zu empfinden, muß man „Don Gutiere" neben „Othello" stellen. Was der Mohr thut, ist entsetzlich, aber es entspringt aus einem

in seinem heiligsten Glauben gekränkten und betrogenen Gemüth, das darüber innerlich zusammenbricht; der Spanier geht mit äußerster Kaltblütigkeit zu Werk, höchstens mit bedauerndem Achselzucken.

Dies Mitwirken der Reflexion wirft auch auf die einzige Tragödie Calderon's, in der eine sonst dem Theater fremde Menschenclasse auftritt, den „Alkalden von Zalamea", ein falsches Licht. Der Bauer Crespo, der die Ehre seiner geschändeten Tochter rächt, ist der Anlage nach eine prächtige Figur, ein wahrer Trost und eine Herzstärkung, wenn man der physiognomielosen Hofleute müde geworden ist; aber er kann sich nicht enthalten, bei der Ausführung seines Plans Pfiffigkeit anzuwenden, und dadurch die gerechtfertigte Wildheit seiner Leidenschaft schnöde zu entheiligen.

Das letzte Wort des Räthsels in dieser Sittlichkeit des Scheins spricht die Religion aus, wie sie der Dichter kennt. Es ist ungerechtfertigt, wenn man der katholischen Religion überhaupt vorwirft, sie fasse die Pflichten gegen Gott und die Menschen, Schuld und Buße, rein äußerlich auf. Aber bei Calderon ist der Vorwurf vollkommen gerechtfertigt.

Das erste Stück Calderon's, welches A. W. Schlegel in die Literatur einführte, die „Andacht zum Kreuz", gehört in der Technik zu den vorzüglichsten, und wenn es allen Bemühungen Schlegel's nicht gelang, es auf dem norddeutschen Theater einzubürgern, da es den protestantischen Begriffen zu hart widersprach, so fand es desto mehr Beifall in Bamberg, wo T. A. Hoffmann, Preuße und Protestant, es mit allem Aufwand sinnlicher Reizmittel in Decoration und musikalischer Begleitung ausstattete. Die Tendenz des Stücks ist, nachzuweisen, daß kein Verbrechen, keine innre Verworfenheit stark genug sei, die Gnadenwirkung aufzuheben, welche vom Kreuz ausgeht. Und zwar ist das Kreuz hier gar nicht symbolisch gemeint, sondern

als äußeres magisches Zeichen, als Holz und Stein. Eusebio, Mörder und Räuberhauptmann, hat von der frühsten Jugend an unter dem Schutz des Kreuzes gestanden, mehrmals ist durch dasselbe sein Leben wunderbar gerettet worden. Dafür hat er nie unterlassen, wo er es sah, seine Knie zu beugen, er unterläßt's auch mitten in seinen Frevelthaten nicht. Wenn er eine Mordthat begehn will, und ihm das Zeichen des Kreuzes vorgehalten wird, tritt er sofort zurück. Dieser Kreuzesdienst („Andacht zum Kreuz" drückt nicht genau dasselbe aus, was „devocion de la cruz") trägt seine herrlichen Früchte. Eusebio fällt im Gefecht, ohne Beichte, er würde infolge dessen der Hölle verfallen sein, wenn das Kreuz nicht ein Wunder thäte. Aus dem Grabe heraus ruft er einen Priester, dem er früher im Namen des Kreuzes das Leben geschenkt und der ihm versprochen hatte, ihn nicht ohne Beichte sterben zu lassen. Der Priester, der in entlegnen Ländern weilt, hört dennoch die Stimme des Erschlagnen, und wird durch ein Wunder zu ihm geführt; Eusebio steigt aus dem Grabe, legt seine Beichte ab, empfängt die Absolution und ist in die Gnade wieder aufgenommen.

Bei der Ausführung dieses Problems hat der Dichter die äußerste Paradoxie nicht gescheut. Kein Gegner könnte, um ihn zu widerlegen, eine absurde Consequenz ersinnen, die hier nicht im besten Glauben gezogen wäre. Durfte man im Jahr 1808 in Deutschland, nachdem Voltaire gelebt, ohne große Gefahr diese Erfindungen ästhetisch bewundern, so lag historisch die Sache anders. Das Stück wurde geschrieben und aufgeführt, nachdem Deutschland im dreißigjährigen furchtbaren Kampf gegen eben dasselbe unheilige Princip gerungen hatte, welches das Stück verherrlicht, gegen das Princip der Werkheiligkeit, d. h. die Sühne der Sünde durch äußerliche Acte des Glaubens; gerungen gegen dieselben Spanier, aus deren Fanatismus es hervorging, gerungen gegen dasselbe Haus Oesterreich, das im

Theater der „Andacht zum Kreuz" Beifall klatschte; und im Hintergrund, um dem Stück die rechte Farbe zu geben, leuchteten die Flammen der Scheiterhaufen, auf denen, unter dem Beifall der Menge, die Ketzer zu Ehren des Kreuzes verbrannt wurden. Das Stück steht keineswegs vereinzelt in seiner Tendenz: überall, wo Calderon die Religion berührt, wird Götzendienst, d. h. Anbetung von Stein und Holz gepredigt. So in der „Morgenröthe von Copacavana," so in der „Sibylle des Orients." Ueberall ist die Andacht des Kreuzes nicht eine symbolische, sondern sie gilt dem Stoff, sie ist gewissermaßen vegetabilisch erläutert: der Stamm, aus welchem das Holz gezimmert wurde, an dem Christus starb, ist von einer eignen Baumgattung, eine Baumgattung, die auf den Beschauer den wunderbaren Eindruck macht, als ob sie zugleich Palme, Ceder und Cypresse wäre; darin spiegelt sich das Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit.

Wenn man sich diese Art der Religion als Motiv für eine Welt des Handelns, als Maßstab des sittlichen Urtheils vorstellt, so fühlt man sich empört; dennoch übt Calderon, und grade durch seine katholische Mythologie, einen eignen Reiz. Es ist eine wunderbar phantastische Welt, deren schillernde Farben zu fixiren, deren innern Sinn zu errathen die Einbildungskraft beschäftigt. Man fühlt heraus, daß der Dichter das Alles nicht selbst erfunden hat, daß seine Vorstellungen eine nationale Grundlage haben, die er aus ästhetischen Gründen benutzt. Es ist eine höchst interessante, aber freilich nach artistischen Zwecken umgearbeitete, in den Zusammenhang einer fremden Civilisation gebrachte und dadurch verdrehte Mythologie. Man möchte den Firniß des modernen Künstlers wieder abwischen, und zu dem elementaren Urgemälde vordringen, das der Seele des Volks entsprang, das in dieser Seele wirkliches Leben hatte.

Calderon selbst macht auf den nüchternen Beobachter, der sich nicht mit dem Eindruck eines einzelnen Stücks begnügt,

sondern ihn in der Gesammtheit seines Schaffens zu belauschen sucht, gar nicht den Eindruck eines leidenschaftlich Gläubigen. Zwar ist in seiner Seele nichts, was den Glaubensartikeln der Kirche ernsthaften Widerstand entgegensetzte: er acceptirt sie ohne Arg, und weiß sie geschickt zu verwerthen. Aber es ist nicht alle Tage das Fest eines Heiligen, und wenn es eine andre Aufgabe gilt, so verschmäht er durchaus nicht, andre Mythologien zu benutzen, die gegen die katholische im härtesten Widerspruch stehn. Eine ganze Reihe seiner Stücke behandeln Themata aus dem Ovid, in denen vom Kreuz gar nicht, desto mehr von Venus, Bacchus und andern Heidengöttern die Rede ist. Ja in dieser heitern, farbenreichen, durch die Schriftsteller der Renaissance bereits vielfach zurechtgemachten Mythologie bewegt er sich eigentlich mit weit mehr Freiheit und weit mehr Behagen, als in den düstern Bildern der heiligen Geschichte. Das ist der tiefste Kern der Romantik, der innerste Quell ihrer Unwahrheit, daß sie in diesem Durcheinander von Widersprüchen sich gefällt. Nimmt doch Camoëns, der in seiner Art viel frömmer war, als Calderon, und der an den Thaten, die er besang, selber mitgewirkt, keinen Anstand, den Zug nach Indien, der nach seiner eignen Versicherung zu Ehren des Kreuzes unternommen ist, unter den Schutz der Göttin Venus zu stellen. Wir sind seit Jahrhunderten so anhaltend in unsrer protestantischen Ehrlichkeit erzogen, daß wir uns eine solche Gemüthsbeschaffenheit schwer vorstellen. Als man am Ende des vorigen Jahrhunderts aus innrer Entwicklung des protestantischen Gefühls heraus, über die modernste Erscheinung des Protestantismus Mißvergnügen empfand, und sich nach überliefertem Glauben zurücksehnte, hörte man allgemein den Satz, die Blüthe der Kunst im sechzehnten Jahrhundert sei aus dem Glauben hervorgegangen; Rafael und die Uebrigen hätten darum so gute Madonnen gemalt, weil sie an sie geglaubt, sie als lebendige Erscheinungen

angeschaut hätten. Das letzte ist gewiß richtig; aber man stelle z. B. Correggio's „Heilige Nacht" gegen seine „Jo" oder „Leda" und frage sich, in welchem von beiden die Vision echter und wahrer ist. Der Glaube dieser Künstler war sinnlicher Art, er war gesteigerte Anschauungs- und Productionskraft; mit der sittlichen Welt, die denn doch immer das Rhodus bleibt, auf welchem sich die Religion bewähren muß, hatte er nichts zu thun.

Dasselbe gilt von den Dichtern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Calderon's reale Weltanschauung zeigt sich mehr im „Leben ein Traum" als in sämmtlichen Stücken des fanatischen Katholicismus. Prinz Sigismund ist wegen eines Orakels, das von seinem Leben die schlimmsten Unthaten prophezeiht (Christenthum und Orakel!) von seinem Vater in einen einsamen Thurm gebannt und mit Ketten belastet. Er grübelt darüber nach, durch welches Verbrechen er diese Strafe verdient habe, bis er zuletzt entdeckt, er sei geboren worden, das sei sein Verbrechen. Nur versteht er nicht, warum die andern Geschöpfe, die doch auch geboren sind, nicht dieselbe Strafe erleiden. — Man beschließt, mit ihm einen Versuch zu wagen; er wird in einen künstlichen Schlaf versetzt, in diesem Zustand an den Hof geführt, und mit seiner Würde und seiner Geschichte bekannt gemacht. Empört über die Behandlung, die er erlitten, begeht er nun wirklich die Unthaten, die das Orakel vorhergesagt, und man muß ihm endlich wieder einen Schlaftrunk geben, und ihn in seinen Thurm zurückführen, wo ihm erzählt wird, er habe von all der Herrlichkeit nur geträumt. Im Grunde sei es mit dem ganzen menschlichen Leben nicht anders beschaffen: „das Leben ist ein Schatten, denn es geht vorüber; alle Wünsche und Sorgen, alle Bestrebungen sind eitel und hohl, denn sie haben ein Ende. Was kann das Glück uns Andres gewähren, als einen Traum, daß wir leben? Was wir empfinden und

was wir denken, ist Traum; Gewißheit giebt es nicht; ja, wenn wir zu träumen glauben, so träumen wir nur, daß wir träumen."

In einem Auto sacramentale Calderon's hat die nämliche Geschichte ihre symbolische Bedeutung gefunden. Sigismund ist der Mensch selbst, sein Erdenleben, seine Sünde, seine Erlösung. Das Erdenleben ist nur Schein; Wahrheit ist nur in der Gnade und im Wunder. Im „Standhaften Prinzen" beschränkt sich die Religiosität inmitten einer Reihe zarter, aber für das Thema nicht sehr ersprießlicher Liebesgeschichten auf die Sehnsucht nach dem Tode für das Kreuz. „Der Traum dieses Lebens ist Buße, Mensch sein heißt sterben, die größte Krankheit ist das Dasein."

Die Menschen dieser Weltanschauung sind in der That Geschöpfe des Traums. Wie Schatten gleiten diese seelenlosen Wesen, in denen kein eignes Leben und keine Geschichte wohnt, an uns vorüber; sie bewegen sich unter den seltsamsten Formen der sinnlichen Natur, in dem mystischen Licht einer der Welt entgegengesetzten Idee. Eine innre Dialektik der Handlung, des Charakters ist nicht vorhanden; ohne Vermittlung, plötzlich flammen die Leidenschaften in die Gewohnheit des Lebens hinein, und wunderbare Töne klingen aus dem Jenseits herüber. Aber sie sagen uns nichts Bestimmtes davon, denn ein Gott, dessen Geschöpfe nur Schatten und Traumgestalten sind, wird selbst zu einem Traumwesen, das mit seinen Gedanken spielt oder mit dem seine Gedanken spielen. Die Poesie Calderon's und seiner Zeitgenossen ist von einer seltsamen Farbenschönheit, aber dieser Glanz ist nur das Phosphoresciren der Fäulniß.

Kurze Zeit nach Calderon's Tod wandte sich Literatur und Publicum, abgeschwächt durch die Ueberreizung der Nerven, den nüchternen Franzosen zu: sie gingen bei Boileau in die Schule, und das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch wurde classisch

und academisch geschrieben. In derselben Zeit, wo Deutschland für Calderon schwärmte, war die altspanische Poesie im eignen Lande fast ganz in Vergessenheit gerathen.

„Die Spanier," schreibt Joseph v. Rehfues, der spätre Dichter des „Scipio Cicala", der 1808 sich längre Zeit, in Spanien aufhielt, „gestehn ein, daß ihr Theater im größten Verfall sei, und schreiben dies Lope und Calderon zu, die durch ihre ungeheure Fruchtbarkeit die Repertoiren der Theater auf Jahrhunderte versehn haben. Calderon dürfte sehr über die Bewundrer erstaunen, die er bei einer fernen, der seinigen so fremden Nation gefunden hat. Desto rühmlicher ist es für die Spanier, daß sie diese beiden Dichter weit strenger und richtiger beurtheilen, als es in Deutschland geschieht, wo man für manchen ihrer Fehler nicht einmal mehr eine Entschuldigung nöthig hielt, und in den wahnsinnähnlichen Verirrungen der Phantasie und dem gesunkensten Geschmack nichts als die Kraftäußerungen eines tiefen Gemüths zu finden gutmüthig genug war. Die spanische Nation bekannte frei, daß Calderon neben unzähligen einzelnen poetischen Schönheiten, und besonders der unübertroffnen Gewandheit im Gebrauch seiner Sprache, dennoch der geschmackloseste, an Menschenkenntniß ärmste, unmoralischste, und als Muster für die Nachahmung gefährlichste dramatische Dichter Spaniens sei."

Er findet in den Spaniern jener Zeit lauter Ebenbilder des Don Quixote, „lange hagere Physiognomien, mit tiefem lächerlichem Ernst, düstern Augen, die nur durch ein Stiergefecht aus dem Gleichgewicht gebracht werden." Die Frauen dagegen schätzt er sehr: „süße Anmuth, zärtlich schwimmende Blicke, die in der Eifersucht Funken sprühn; das macht diese Weiber so unwiderstehlich hinreißend, sättigt aber auch früh die Männer. Nur unter ihnen konnte die Bacchusfeier der Mänaden entstehn; aber wer nicht rasen kann wie sie, der bleibe ja fern."

In seinen politischen Ansichten ist er ganz Josephinisch; die Erhebung der Spanier bespricht er mit Verachtung. „Was gewinnt die Geschichte durch Aufzählung aller Scenen von Raserei und Blutdurst! .. Ueberall war es doch nur dieselbe Empörung gegen die Sache des gesunden Menschenverstandes; denn wenn sich ein Volk für Fürsten, die sich der nie verdienten Rechte auf ihren Thron selbst begeben haben, zu seinem eignen Verderben aufopfern will, so reicht die Lobenswürdigkeit jeder kraftvollen Anstrengung der Liebe kaum zu seiner Entschuldigung hin. Zuverlässig verstanden sich die meisten Spanier in ihrer Leidenschaftlichkeit selbst nicht; es war nicht der Kampf für ihre eigne, sondern für eine fremde Sache, in der sie ihre Kräfte aufzehrten. Leider brach hier die allgemeine Krankheit unsrer Zeit los, und grade derjenige Stand, welcher durch die energische Durchführung des Napoleonischen Systems gegen England am meisten gewinnen muß, der Kaufmann, ließ sich verführen ... Die anscheinenden Erfolge bliesen den Dünkel des Volks auf, der Ehrgeiz hob sich selbst aus der Hefe desselben empor, und die Rasereien der revolutionären Versammlungen kannten bald keine Grenzen mehr."

In der That trug die politische Erhebung keine Frucht. Der greulichen Mißregierung Ferdinand's gegenüber wurden die Patrioten von 1808 oppositionell, und es schien ein liberales Regiment in dem Lande, das früher die Jungfrau als Generalissimus gefeiert, sich zu bilden, bis der Dichter des „Letzten Abenceragen" 1823 durch französische Bayonnette Thron und Altar, Nonnen und Maitressen rehabilitirte. Seitdem windet sich das Land in den traurigen Zuckungen, die endlich selbst die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums ermüdeten.

Dafür fingen die Franzosen an, sich um ihre Nachbarn zu kümmern. 1825 schrieb Prosper Mérimée das „Theater der Clara Gazul", angeblich aus dem Spanischen übersetzt, in Prosa;

Bilder wild glühender Leidenschaft und tollster Auflehnung gegen die Sitte, die man in dem historischen spanischen Theater, wenn man es nur auf der Oberfläche betrachtet, vergebens suchen würde, die aber hervortreten, sobald man in die Tiefe geht. Julia in der „Andacht zum Kreuz", die sich mit einem gewissen Fanatismus dem Teufel ergiebt, als ihr der Weg der Gnade verschlossen scheint, würde ihre Stelle sehr bequem in der Bilderreihe der Clara Gazul finden. Freilich hat sie nichts von der diabolischen Anmuth, die Mérimée in den Bewegungen seiner katzenartigen Geschöpfe zu entwickeln versteht.

1829 folgte Victor Hugo's „Hernani". Das war nun freilich noch spanischer als Calderon. Bei Calderon war der Ehrenpunkt doch einigermaßen auf der nationalen Heerstraße geblieben; in den französischen Romantikern bewegt er sich in ganz unberechenbaren Sprüngen vorwärts. Wie spanisch sehn diese Charaktermasken aus! Der alte Silva, der immer von den Herrlichkeiten des spanischen Ritterthums declamirt, König Karl mit seinem Adlerblick, der Räuberhauptmann Hernani, eigentlich Grand von Spanien, mit seinem glühenden Weltschmerz! Der Ausgang läßt Alles hinter sich, was die Spanier selbst versuchten.

Hernani wird von dem alten Silva ertappt, wie er seiner Braut den Hof macht; trotzdem beschützt ihn der Alte, weil er sein Gast ist, gegen die Verfolgung des Königs Karl, und giebt zu, daß dieser König, zur Strafe für seine Widersetzlichkeit, ihm seine Braut entführt. Nachdem so das Gastrecht gewahrt, will er Hernani im Duell tödten; dieser erklärt, keinen Widerstand leisten zu wollen; aber die Rache wird aufgeschoben, da sie erfahren, daß der König der Nebenbuhler beider ist. Zuerst wollen sie diesen strafen: Hernani verpflichtet sich, in jedem Augenblick zu sterben, wo Silva es gebietet. Als Symbol dieser Verpflichtung übergiebt er ihm ein Horn, sobald Silva

darauf bläst, will er sterben. Vorläufig sind sie mit andern Verschwörern, den König umzubringen, im Keller des Doms versammelt, wo Jener grade als Karl V. zum römischen Kaiser gewählt wird. Karl, von seiner neuen Würde tief ergriffen, pardonnirt beide und giebt Hernani seine Braut. Aber vor der Brautnacht, als sie träumerisch im Garten sitzen, erschallt das verhängnißvolle Horn; Hernani muß sterben, sie sterben Alle. Daß nachher aus dem Stück eine Oper gemacht ist, war nicht wider den Sinn der Calderon'schen Tragödie, in der doch immer ein musikalischer Zug nicht blos äußerlich, sondern motivirend die Handlung bestimmt.

Eine ganze Zahl spanischer Stücke folgte auf „Hernani", bis endlich 1837 auch die Spanier zu ihrer alten Weise zurückkehrten. Der Gründer dieser Richtung, Don Eugenio Hartzenbusch, war deutscher Abkunft; sein Vater, ein rheinischer Kunstschreiner, war in Spanien eingewandert. Eine Reihe eingeborner Dichter schlossen sich ihm an. Es ist im Ganzen nicht viel dabei herausgekommen: es sind die alten Weisen, aber aus zweiter Hand, und mit jungfranzösischer Romantik zersetzt, mit jenem Hautgout der Libertinage, die für Camelien-Damen sich trefflich eignet, aber zu den fixirten Sitten der alten Bühne nicht stimmen will.

III.

So war für die Romantik der Boden in Spanien geebnet, als 1849 Fernan Caballero auftrat. Kurz vorher, 1846, hatte Adolph von Schack in seiner „Geschichte des spanischen Theaters" noch einmal die alte Begeisterung der Schlegel'schen Schule für Calderon ausgesprochen. Wenn er aber mit seinem Urtheil sich der Richtung von 1808 anschließt, so hat dasselbe

eine ganz andre kritische Basis. Die Vorarbeiten gründlicher Gelehrten, unter denen Caballero's Vater eine ansehnliche Rolle spielt, hatten ihn befähigt, viele von Calderon's Erfindungen auf die erste Quelle zurückzuführen.

Noch lebhafter als die Deutschen nahmen sich die Amerikaner der spanischen Literatur an. Washington Irving, der im „Skizzenbuch" ein feines Verständniß für Sitten und Empfindungen der untern Volksclassen gezeigt, verschaffte sich in einem fünfjährigen Aufenthalt in Spanien die Materialien, aus denen 1829 die „Eroberung von Granada", 1832 die „Alhambra" hervorging. Prescott gab 1838 seine „Geschichte Ferdinand's und Isabella's" heraus, ein historisches Musterwerk, dem später die „Eroberung von Peru und Mexiko" folgte. Endlich 1849 erschien Ticknor's „Geschichte der schönen Literatur in Spanien", die das kritisch gesichtete Material so vollständig enthielt, daß die deutschen Gelehrten nur noch zu Erläuterungen im Einzelnen Raum hatten. Durch diese Forschungen schwand nun Manches von dem Nimbus, der früher das romantische Zeitalter umgeben hatte, dafür gewann man das Bild einer erstaunlich reichen und auch qualitativ für die Entwicklung des europäischen Geistes höchst bedeutenden Literatur.

Dies wissenschaftliche Interesse muß man mitbringen, um für Fernan Caballero's Novellen den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Das Talent, gut zu erzählen, fehlt ihr nicht, sie weiß in einzelnen Partien den Leser fortzureißen; aber sie hat wiederholt erklärt, es käme ihr nicht darauf an, Kunstwerke zu schaffen, sondern getreue Sittenbilder. Von Seiten der Kritik ließe sich Manches dagegen einwenden. Was sich dem künstlerischen Zweck entzieht, muß eine wissenschaftliche Form suchen, sonst verwirrt der eine Gesichtspunkt den andern, und der Leser wird weder gründlich unterrichtet noch gefesselt. Aber es handelt sich hier nicht darum, die Dichterin, die jetzt eine Dame von ein-

und siebzig Jahren sein muß, zu belehren und
mäßigen Form zu veranlassen, sondern das
giebt, zu verwerthen und auszubeuten. Bei der
kann man ihre offenbaren Mängel gern mit
Noch etwas Andres muß man überwinden, we
Werken einen reinen Eindruck haben will, di
Tendenz. Ursprünglich wohl bestimmt durch
Jugenderziehung unter den Einflüssen der
dann durch ihre persönlichen Beziehungen i
ihre zweite Heimath wurde, steht sie auf der ä
hat einen wahren Haß gegen Alles, was i
tik nach Liberalismus schmeckt. Sie sch
und deren heilsame Einwirkung auf das
nen Versuch gelten, den Dogmen der
nur ein Titelchen zu entziehn, sie sprid
und deren Stellung im Staat und im
in den Ausdrücken eines französischen
französischen Socialisten, die in dieser
die Hand reichen. Sie begnügt sich
empfinden und ihren Sympathien in
lichen Ausdruck zu geben, sondern
digt auf eine resolute Art, als wenn
stände, als irgend Einer, der praktisc
diesen Predigten kommt selten ein ho
Umfang vor, und wenn man erw
ihr empfohlene Politik an den Ges
so kann man sich sehr wohl vorste
Lande heftig angefochten wird.

Indeß geht es mir mit ihr
lich, mit Jeremias Gotthelf.
Lützelflüh verliert, wenn er in's
die Besinnung; sein Verdruß

das

ten Ge
ver Ding
die schlicht
rühmt wird
kann Fernan
drücken, wen
Junge aus de
beigebracht werde
und heiliger Geis
Hier reicht die Einfal
das Gelingen ihre
rnan Caballero nimmt
den Ständen, die sie an
nimmt, er sei der ewigen
n, aber daß sie ferner über
wanz, wird vom Standpunkt
ron würde so etwas ganz in

seiner Nachbarschaft, der das Landvolk aufwiegelt, verleitet ihn, sich rückhaltloser auf die conservative Seite zu stellen, als er bei gehöriger Ueberlegung gethan haben würde. Allein bei seinen heftigsten Capucinaden ist man doch immer geneigt, ihm zu sagen: Freund, rede dich nur aus, um dein Herz zu erleichtern! Wenn du fertig bist, wollen wir versuchen uns zu verstehn. Dein Verstand ist so gesund und dein Herz schlägt in so richtigem Tact, daß es doch wunderbar zugehn müßte, wenn wir nicht endlich auf einen Punkt kämen, der uns einigte.

Nun läßt sich freilich mit einem protestantischen Pfarrer, der sein Amt nicht auf die Kanzel beschränkt, sondern sich um das materielle Wohl seiner Gemeinde ebenso kümmert als um ihr geistiges, leichter verständigen als mit einer Dame von Stand, die immer Mittel findet, sich den Unbequemlichkeiten ihrer Kirche persönlich zu entziehn, und die daher leicht in den Wahn verfällt, sie wären nicht vorhanden. Jener urtheilt aus dem handelnden Leben heraus, diese nur betrachtend, und ohne Zweifel ist das Urtheil des Handelnden zuverlässiger als das des blos Betrachtenden. Jener kann in der Hitze des Gefechts zu argen Einseitigkeiten verführt werden, aber es ist ihm nicht möglich, mit seinem Gegenstand zu spielen. Selbst der Haß und die Geringschätzung des Gegners ist bei dem praktischen Parteimann kaum jemals so schrankenlos, als der Haß, der aus einer Doctrin hervorgeht.

Sowohl in der Polemik wie in dem dogmatischen Ausspruch ihrer Ansichten finden sich bei Fernan Caballero ziemlich starke Dinge. Mitunter glaubt man sich zwei Jahrhunderte zurückversetzt; selbst die „Andacht zum Kreuz" taucht wieder auf. In einer ihrer Novellen findet ein Uebelthäter einen schrecklichen Tod, indem er langsam in ein Moor versinkt und darin stirbt. Aber seine Hand ragt hervor und zeigt, indem sie mit den Fingern ein Kreuz bildet, daß er versöhnt mit seinem

Schöpfer gestorben ist. Durch ein eifriges, wiederholtes Gebet erzwingt es ein wackrer, ehrlicher Mann aus dem Volk, in der Lotterie zu gewinnen, und die Verfasserin setzt in der Anmerkung ausdrücklich hinzu, die Sache wäre historisch. Eine englische Lady, die zu vielen Verirrungen und Vergehen gegen die Gesetze der Gesellschaft auch die Bosheit fügt, die Irländer und ihre Kirche leidenschaftlich zu hassen, wird endlich durch die Reue über ihre Schuld dahin gebracht, in Spanien zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, in deren Schooß sie allein Versöhnung finden kann. Die Protestanten werden stets mit den Menschen, die keine Religion haben, in eine Classe gestellt. Man kann sich nicht wundern, daß Donoso Cortez, der Vorfechter des Ultramontanismus, einer ihrer Novellen, die recht stark mit solchen Calderon'schen Reminiscenzen angefüllt ist, das Zeugniß vortrefflicher Wirkung ausstellt.

Wenn aber in all diesen Erzählungen die sogenannten Gebildeten derb angelassen werden, sie sollten nicht über Dinge urtheilen, von denen sie nichts verstehn, und wenn die schlichte Einfalt des Landvolks als das geeignete Gefäß gerühmt wird, den Glauben und die gute Sitte zu fassen, so kann Fernan Caballero doch mitunter das Lachen nicht unterdrücken, wenn ihr diese Einfalt wirklich gegenübertritt. Ein Junge aus dem Volk, als ihm die Grundlehren der Religion beigebracht werden, rechnet fünf Götter heraus: Vater, Sohn und heiliger Geist; die Dreieinigkeit und der einige Gott. Hier reicht die Einfalt denn doch nicht aus. Räuber beten um das Gelingen ihres Werks; das ist echt katholisch, aber Fernan Caballero nimmt Anstoß daran. Daß eine Frau aus den Ständen, die sie am meisten hegt, von jedem Juden annimmt, er sei der ewigen Verdammniß verfallen, geht noch hin, aber daß sie ferner überzeugt ist, jeder Jude habe einen Schwanz, wird vom Standpunkt der Bildung widerlegt. Bei Calderon würde so etwas ganz in

der Ordnung sein, denn bei ihm ist der Glaube etwas Vornehmes, er strahlt vom Hof und den gebildeten Classen, allmählich sich abschwächend, bis zu den dunklen Kreisen des Volks hin; wenn diese ihn mißverstehn, so ist es lächerlich, aber es kommt nicht viel darauf an. Bei Fernan Caballero dagegen wird er als Naturwuchs aufgefaßt; er blüht hauptsächlich in den untern Schichten, während die feine Gesellschaft, zum größten Theil verdorben, in Unfruchtbarkeit verfallen ist; und da ist es zuweilen sehr komisch, daß sie an den Mißgeburten, die nothwendigerweise eine sehr complicirte Religion in einem ungebildeten Gemüth erzeugen muß, kein Arg nimmt.

Fernan Caballero haßt die moderne Gesellschaft und die moderne Cultur wegen ihrer Unsittlichkeit, wegen ihres Mangels an Physiognomie, wegen ihres Unvermögens, sich zu einem Glauben, zu einer Ueberzeugung zu fixiren. Am meisten haßt sie die französische Literatur, welche diese Gesellschaft vertritt und sie zu noch weitern Verirrungen verleitet. Aber sonderbar! Nichts citirt sie so gern, als Schriftsteller des neuern Frankreichs; und einen namentlich feiert sie nicht nur als großen Kopf, sondern als den Propheten der neuen Weltanschauung, der wahrlich erstaunt sein würde, sich in dieser Gesellschaft zu finden: Niemand anders als Balzac. Freilich finden sich in diesem raffinirtesten Apostel des Materialismus Stellen, die mit dem katholischen System im besten Einklang zu stehn scheinen; aber grade diese Fähigkeit, das Heterogene gelten zu lassen, ist das Product der äußersten Blasirtheit. Fernan Caballero hält die Einfalt des Volks für ein wichtiges und nützliches Moment der Gesellschaft; sie selber aber ist nicht gemeint, sich die Vorzüge dieser Classe anzueignen, sie bleibt bei ihrer Bildung. Ihre Weltanschauung setzt also eine bleibende Trennung der Classen voraus: die eine kann und darf von der andern nicht absorbirt werden. Hier bewährt sich, was vorher von

den Irrthümern der bloßen Reflexion gesagt worden ist: nur praktische, dem eignen Leben sich aufdrängende Folgen sind im Stande, die Uebereilungen des Urtheils zu berichtigen.

Es ist ein richtiges Gefühl, wenn Fernan Caballero in den Erscheinungen, die sich aus den herrschenden Classen grade am meisten vordrängen, die Oberflächlichkeit des Gemüths, die Unselbständigkeit, das Egoistische und Unwahre verabscheut; es ist ferner künstlerisch vollkommen berechtigt, wenn sie an Volkstypen selbst fratzenhafter Art, die aber eine eigne Physiognomie haben, größeres Interesse nimmt als an den Gliederpuppen der Salons, von denen die eine so aussieht wie die andre. Aber da sie nicht innerhalb des handelnden Lebens steht, verwechselt sie Ursache und Wirkung. Sie will blos betrachten, d. h. sie will blos genießen, sie verlangt die fertige Erscheinung; es erregt ihr Widerwillen, die Gestalten und Zustände in Fluß zu sehn, in der unschönen, widerspruchsvollen Arbeit. Ihr künstlerisches Auge steht nicht ganz im Verhältniß zu ihrer künstlerischen Hand, sie ist unfähig, die Gestalten im raschen Vorübereilen zu fassen, und darum richtet sie Anklagen gegen das Zeitalter, die eigentlich dem Mißverhältniß ihres eignen Innern gelten.

Ihre Hand reicht nicht ganz aus, um auszuführen, was ihr Geschmack verlangt; aber es ist doch eine Künstlerhand, und wie ihr Auge sehr scharf das Charakteristische eigner Naturen herausfindet, so gelingt ihr die Zeichnung, wenn sie unbefangen bleibt. Ihre Tendenzfiguren sind blaß und unscheinbar, was sie aber wirklich und zwar mit einem gewissen Behagen gesehn hat, weiß sie in recht derben, kräftigen Strichen wiederzugeben und es dem Gedächtniß einzuprägen. Sie hat offenbar viel mit dem kleinen Volk verkehrt und es ausgefragt, und da, wo die Voraussetzungen ihrer frühern Bildung ihr behülflich waren, sehr anerkennenswerthe Resultate erlangt.

Wie im Volksmund religiöse Ueberlieferungen sich fortbilden, sich verwandeln, mit den übrigen natürlichen Vorstellungen in Rapport treten, Farbe annehmen und geben, das ist mit großer Sinnigkeit und Naturtreue dargestellt. Der russische Dichter Turgènjew hat in seiner Jagdnovelle „der Teufelsgrund" etwas Aehnliches versucht; er hat es mit größerer Künstlerschaft ausgeführt; aber der Stoff der spanischen Dichterin ist ergiebiger. Denn die Spanier sind in der That ein Volk von höchst poetischen Anlagen, und ihre Mythen finden ohne mühsames Suchen fast augenblicklich Farbe und Melodie. Hier wird man nun auf die Elemente zurückgeführt, die Calderon chemisch aufgelöst hatte, und die Sagen, Märchen und Legenden gewinnen nicht blos eine lebendigere, sondern auch edlere Form, indem man sieht, wie sie entstehn. Die Art, wie Fernan Caballero sie in die Erzählung eingewebt hat, ist anfechtbar. Wir Deutsche sind darin viel gründlicher und gewissenhafter, wir besitzen eine reiche Literatur, in der die Sagen, Märchen, Sprichwörter, Bauernscherze, Wahrsprüche, wie sie im Munde des Volks leben, auf das genauste registrirt, mit Beglaubigungen ihres Ursprungs versehn und wie in einem Herbarium mit Schonung aller Zufälligkeiten aneinandergereiht sind. Das ist wissenschaftlich die einzig correcte Art, und wenn man bei Fernan Caballero's episodisch eingeschalteten Liedern, Romanzen und Anekdoten nicht immer weiß, was der Dichterin angehört und was dem Volksmund, so rechtfertigt sich die Methode auch künstlerisch nicht: für den gewöhnlichen Leser wird das Interesse an der Erzählung durch diese Episoden eher gehemmt als gefördert. Gleichwohl möchte ich das Verfahren, abgesehn von der mangelhaften Ausführung, in Schutz nehmen. Unsre Herbarien aus der Physiologie des Volks sind in der schönsten Ordnung und lassen den Gelehrten selten im Stich, aber sie haben einen Fehler: sie werden nicht gelesen, wenigstens nicht von dem Publicum, auf

dessen Bildung sie am günstigsten wirken könnten. Man sieht die Blumen doch lieber in einem Garten als in einem Herbarium. Und in einem reizenden Blumengarten findet man sich bei Fernan Caballero, wenn man sich nur erst orientirt hat. Sehn die Pflanzen dieses Gartens auch etwas fremdartig aus, so ist es doch eine verwandte, eine deutsche Hand, die uns führt, Mir wenigstens war es ebenso rührend als komisch, als Fernan Caballero, um den Eindruck einer spanischen Romanze zu charakterisiren, keinen bessern Vergleich findet, als den Ton eines Posthorns im deutschen Walde. Vieles ist uns auch dem Stoff nach heimisch vertraut; die Sagen von den Hähnen, Schwalben, Nachtigallen kennen wir aus unsrer Heimath, was uns gar zu fremd vorkommt, wird uns näher geführt, indem wir die Personen kennen lernen, die es überliefern oder empfangen. Es klingt ganz gut, wenn es heißt: es ist aus der Seele des Volks entsprungen; aber anschaulicher wird es, wenn der Schweinehirt Pedrillo dem Gänsemädchen Inez erzählt, was sein Vater ihm mitgetheilt und was er darüber gedacht habe. Viele von den Sagen, die bei Calderon eine narkotische Wirkung üben, machen einen reinern Eindruck aus diesem unschuldigen Munde, und der feine Humor, mit dem Fernan Caballero zuhört und gleichsam einhilft, giebt auch dem Bekannten einen eignen Reiz.

Bei uns pflanzen sich die Sagen und Sprüche des Volks unabhängig von der Kirche fort, in Spanien werden sie durchweg in den Rahmen der christlichen Mythe eingefügt. Was es auch sei, ernst oder komisch, es hat stets eine Beziehung zu der heiligen Jungfrau. Der Rosenkranz, zu Ehren der Mutter Gottes geflochten, sieht aber viel reizender und naiver aus, wenn er aus wirklichen Rosen besteht und nicht aus goldnen Betknöpfen.

Die ganze Richtung Fernan Caballero's, wenn man auf

die tiefern Gründe zurückgeht, führt auf eine allgemeine Bewegung der deutschen Wissenschaft. Wenn sie für Spanien das Recht der Eigenart in Anspruch nimmt, gegen die Alles ausgleichenden, Alles nivellirenden Tendenzen der Pariser Weltbürger eifert, und, um Wurzel und Stamm ihres Volks zu ehren, die knorrigsten Stellen mit besondrer Vorliebe hegt, so ist das, auf den einzelnen Fall angewendet, was Herder als allgemeinen Grundsatz für die historische Betrachtung aufgestellt hat. Herder war es, der die naturwidrigen Uebergriffe christlicher und aufklärerischer Bekehrer in das innerste Geheimleben der Völker rückhaltlos verdammte, der für jede Volksindividualität das Recht in Anspruch nahm, auf eigne Art zu sein, zu empfinden, zu urtheilen, ja überhaupt zu denken. Man mißverstehe ein fremdes Volk durchaus, wenn man es nach Analogien der eignen Sitte beurtheile, und man mißverstehe den Plan Gottes, wenn man verlange, daß allen Bäumen eine Rinde wachse, daß das Handeln aller Völker von einem gleichen Gewande der Sittlichkeit umschlossen werde. Das eigenste, geheimste und innerste Leben eines Volks sei gradezu dasjenige, wodurch es allen übrigen Völkern fremd würde.

Herder hat nicht blos das Princip ausgesprochen, sondern den Weg gewiesen und selbst betreten, auf dem die Nachfolger, zu denen, bewußt oder unbewußt, auch Fernan Caballero gehört, weiter fortgeschritten sind. Er hat bei den verschiedenartigsten Völkern und auch bei den Spaniern in Gesängen, Sagen und Gebräuchen grade dasjenige aufgesucht, was uns zuerst spanisch, d. h. seltsam erscheinen mußte, um auf diesem Wege zum innersten Kern ihrer Individualität vorzudringen.

Wenn Fernan Caballero den Katholicismus verherrlicht, so geschieht das wenigstens zum Theil deshalb, weil sie ihn als eine angestammte, historisch wohlbegründete Eigenthümlichkeit des spanischen Volkslebens betrachtet. Sie hält es für einen

pedantischen Despotismus, wenn man diesem individuellen Leben zu Gunsten allgemeiner Bildung Abbruch thun wollte; sie hält es für ebenso grausam als geschmacklos, wenn man den kräftigen Wuchs der Bäuerin in ein Pariser Schnürleib pressen wollte, geistig wie leiblich. Ja die Geschmacklosigkeit erscheint ihr schlimmer als die Grausamkeit. Wie lange sie auch in Spanien lebt, sie hat doch immer etwas vom Touristen behalten, und wie die Scenerien sich dem Auge darstellen, ist ihr doch auch für das Urtheil über das, was geschieht, von eminenter Wichtigkeit. „Was zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt," streicht sie auch aus der Sphäre des sittlich Berechtigten aus.

Für den Naturwuchs dieser von der Civilisation noch nicht angegriffnen Volksclassen hat sie nicht blos eine starke Empfindung, sie weiß sie auch treffend wiederzugeben. In keinem von den neuern Schriftstellern über Spanien ist mir der Stallmeister des Ritters von der traurigen Gestalt so gegenwärtig geworden als hier. Man könnte von den humoristischen Redewendungen, die daran erinnern, ein reichhaltiges Verzeichniß anfertigen. Nur daß ihre Landedelleute, überhaupt die Figuren, mit denen sie es gut meint, fast ebensoviel von Sancho haben, als ihre Knechte und Maulthiertreiber; und sie weiß es so darzustellen, daß der Leser daran glaubt.

Um von ihrer Art ein Bild zu geben, gehe ich auf ihre erste Novelle, die zugleich ihre beste ist, etwas näher ein. „Die Möve" erschien 1849. Die Erzählung beginnt in einem zerstörten Kloster an der andalusischen Küste. Das Landschaftliche wird deutlich, aber nicht grade mit Virtuosität ausgemalt. „Die Spanier," bemerkt sie einmal, „haben keine Leidenschaft für landschaftliche Schönheiten, sie sind darin mehr classisch als romantisch." Ihr Gefühl für die Natur spricht sich anders aus: um seinen kleinen Töchtern eine Freude zu machen, bringt der Bauer auf einem steilen Weg, den er mühsam heraufkeucht,

ihnen Blumensträuße mit, die er unten gebunden; natürlich sind sie bestimmt, das Bild der heiligen Jungfrau zu schmücken.

In dem Kloster, das die Liberalen zerstört haben, wohnt nur noch ein alter vergessener Mönch in halbem Stumpfsinn. Er wird von einer wackern Bauersfrau, der Tante Maria, beschützt, in deren Familie sich der Leser behaglich einlebt. Ein deutscher Doctor (nächst dem Priester ist für Fernan Caballero am ehrwürdigsten der Arzt, weil er die Leiden seiner Mitmenschen lindert) wird nach und nach als Glied in diese Familie aufgenommen. Er ist der Deutsche noch ganz nach der Idee der Frau von Staël, äußerst tugendhaft, gläubig und unbeholfen, der reine Idealist, von einer vollkommenen musikalischen Bildung. Die Musik bringt ihn in Beziehung zu einem jungen Fischermädchen, das er ärztlich behandelt, eben jener „Möve," einer ganz herzlosen Creatur, die aber mit ihrer derben Art, den Sachen auf den Leib zu gehn, etwas ungemein Anmuthiges hat. Ihre einzige echte Leidenschaft ist die Musik, und da der Doctor diese hinreichend befriedigt, so kommt sie endlich dazu, ihn zu heirathen. Sie liebt ihn nicht, aber sie weiß, daß sie mit ihm auskommen kann. So geht im ersten Theil die Handlung bequem und läßig vorwärts. Das Stillleben wird anschaulich gemalt: wie die Großmutter sitzt und Palmenkörbe flickt, der Sohn das Riemenzeug des Esels ausbessert, die Tochter Tabak schneidet, während ein Kessel mit Bataten, weißem Wein, Honig und Zimmt am Feuer kocht. Daneben ein alter, würdiger „Commandant," Don Modesto, der geduldig auf den Tag wartet, wo man ihm eine Festung bauen wird, um sie zu commandiren, und der mit einer alten Frau von Haushälterin in komisch gravitätischer Ehrbarkeit zusammenlebt.

Diese friedliche Existenz wird unterbrochen durch die Ankunft eines jungen, vornehmen, sentimentalen Herzogs, der, von der Stimme der Möve bezaubert, sie veranlaßt, mit ihrem Mann

nach Sevilla zu gehn und im Theater aufzutreten. Der gute Deutsche scheidet von seinem liebgewonnenen Dorf mit tiefer Wehmuth, sie mit völliger Kälte.

In Sevilla sucht sich der Doctor mit deutscher Gründlichkeit zu orientiren und führt dadurch auch den Leser in die Localitäten ein. Die Möve spielt bald eine große Rolle, ihr Gesang erregt allgemeine Bewunderung; von allen Ständen werden ihr Huldigungen zu Theil. Nur die frommen Cirkel bleiben ihr verschlossen: hier gilt eine barmherzige Schwester mehr als die glänzende Sängerin. Die Schwächen der Gesellschaft durchschaut sie bei ihrer Kälte sehr bald und weiß sich ihre Manieren anzueignen, aber Interesse hat sie für dies Treiben ebensowenig, als für die platonische Liebe, mit der z. B. jener Herzog ihr entgegenkommt. Ihre grob organisirte Natur verlangt eine derbe Kraft, um gebändigt zu werden. Mit dieser männlichen, aber etwas bestialen Kraft tritt ihr der Stierfechter Pepe Vera entgegen, und nun entspinnt sich ein Liebesverhältniß wie zwischen zwei wilden Bestien, — „ein Verhältniß," bemerkt die Verfasserin, „wie es die neuste Literatur auch den Herren und Damen der feinen Welt zuschreibt." Es ist eine äußerst komische Scene, wie sie sich bei den Sonetten langweilt, die der platonische Herzog ihr zu Ehren gemacht hat und ihr vorliest, während sich der Stierfechter im Hintergrund in's Fäustchen lacht. Endlich überrascht sie ihr Mann bei einer Orgie, mitten unter dem verworfensten Gesindel der Stadt; er geht mit gebrochnem Herzen nach Amerika und stirbt dort. Auch der Herzog, „in dessen stolzem und gradem Gemüth Liebe und Verachtung nicht zusammenwohnen können, während für die grobe Genußsucht die Ausschweifungen einer Frau ein Reizmittel zu sein pflegen," läßt sie im Stich; Pepe Vera kommt in einem Stiergefecht um, sie verliert in einer Erkältung ihre Stimme und muß in ihr Heimathdorf zurückkehren, wo sie sich mit einem

liederlichen Barbier verheirathet, der sich für ihre schlechte Behandlung dadurch rächt, daß er ihr Ohr durch gräuliche Melodien beleidigt.

Die zweite Erzählung, „Lagrimas," ist viel schwächer. Eine Schwindsüchtige fast von der Geburt bis zum Tode durch alle Stadien ihrer Krankheit zu verfolgen, ist ein sonderbarer Vorwurf für eine poetische Erzählung, und ein Opfer des Schicksals, das ihm nichts weiter entgegenzusetzen weiß als ewige Thränen und Seufzer, ermüdet zuletzt.

Eine anziehendere Figur ist „Reina," die stolze Schönheit der Salons, die mit ihren Bewerbern ein leichtsinniges Spiel treibt, bis sie endlich ihren Pepe Vera findet. Diesmal ist es ein junger Edelmann von reinstem Blut: „einer von jenen Männern von zähem Eigenwillen, die in keiner Sache nachgeben, welche die Hartnäckigkeit für Charakter und den Mangel an Herz für moralische Kraft halten, die sich für Stahl halten und doch von Holz sind." So urtheilt die Verfasserin über ihren Helden, etwas hart, denn Genaro mit seiner schneidigen, sarkastischen, zuweilen harten aber immer klaren, durchdringenden, ruhigen Beobachtung, und seinem Willen, den er nie aus den Augen verliert, ist doch der Einzige, der Leben in diese etwas eintönige Leidensgeschichte bringt.

Nebenbei behandelt der Roman den Kampf der Bourgeoisie und des Adels auf wirthschaftlichem Gebiet. Die erste wird durch zwei gräuliche Wucherer vertreten, die mehr an Vogelscheuchen erinnern, die zweite durch eine Marquise, Reina's Mutter, die gern sich einschränken, aber von ihren Lebensgewohnheiten nicht das Geringste aufgeben möchte. Ganz wie bei uns.

Der Gegensatz ist, sittlich beleuchtet, zugleich der zwischen Cavalieren und positiven Menschen. Und dieser Gegensatz wieder, wenn man ihn weiter verfolgt, führt auf den tiefern

zurück zwischen dem cynischen Individualismus und der Herrschaft der Tradition in Erziehung und Sitte. Nur der ist echter Cavalier, in dem das Gesetz der Ehre durch frühe Erziehung und Gewohnheit Fleisch und Blut geworden ist. Fernan Caballero glaubt nicht, daß der Mensch von Natur durchaus gut sei. „Das Kind hat noch keinen Begriff davon, was unschöne Handlungen sind, und es giebt Regeln der Ehre, welche die Mutter ihren Söhnen sorgsamer einimpfen sollte, als die Kuhpocken." — Noch eine Regel giebt Fernan Caballero dem, der ein echter Edelmann sein will: er darf keine Schulden machen. Indem er Schulden macht, wird er abhängig, und Abhängigkeit ziemt nicht dem Edelmann.

Erfreulicher ist der nächstfolgende Roman, „Clemencia," Mai 1852. Er interessirt auch insofern, als Fernan Caballero diesmal deutlicher als sonst von dem redet, was sie für den Beruf des Weibes hält. Clemencia ist eingestandnermaßen ihr Ideal.

Sie lebt in dem Hause ihrer Tante in Sevilla; diese selbst und ihre Lieblingstochter Alegria unterscheiden sich wenig von andern Tanten und Cousinen der Pariser Novellen. Mehr Spanisches hat die älteste Tochter Constancia. Sie hat eine ernste, starke Liebe im Herzen, die sie mit dem Willen ihrer Mutter in Conflict bringt. Infolge dessen ist sie in sich gekehrt, abstoßend, schweigsam und nervös. Sie erlebt es, daß ihr Verlobter gleichsam vor ihren Augen im Schiffbruch umkommt. Das Ereigniß selbst und ihre Verzweiflung ist grandios ausgemalt. Sie findet ihren Trost in der Religion, in einer Frömmigkeit, wie sie der Verfasserin als Ideal, aber auf Erden selten erscheinend vorschwebt. „Was hast Du gethan, um zu vergessen?" fragt sie ihre Cousine. — „Ich habe die Erinnerung nie zurückgerufen." — „Und wenn sie kam?" — „So habe ich zu Gott gebetet, sie zu entfernen." —

Einige vortreffliche Hausfreunde finden sich in der Familie. Die grimmige Obristin Euphrasia Matamoros und der etwas furchtsame, aber brave und treue, komische Don Galo Pando, der mit 700 Thaler Einkünften als Cavalier lebt, mit drei Perrücken wechselt, um seinen Kahlkopf zu verbergen, und dem Worte wie „lamentabel" oder „deplorabel" wie rossinische Musik klingen.

Clemencia ist ihrer Tante im Wege; siebzehn Jahre alt, wird sie an einen Wüstling verheirathet, der sie auf jede erdenkliche Weise mißhandelt. Um ihre Pflicht zu thun, studirt sie religiöse Bücher. Glücklicherweise stirbt er bald, und die Sache wird so kurz als möglich abgemacht. Als Wittwe kommt sie auf das Landgut ihres Schwiegervaters, Don Martin Guevara.

Hier ist nun die Verfasserin recht in ihrem Element. Es ist ein häusliches Gemälde voll Kraft und Wahrheit, das nicht nur durch den ganzen Zug, sondern auch in Einzelheiten an eine russische Geschichte erinnert: „die Familienchronik von Aksakow." Don Martin ist ein Edelmann aus der alten Schule, streng gegen seine Leute, aber hülfreich, wo es darauf ankommt; derb in seinen Formen und herrisch in seinem Willen, aber voll Gemüth und Humor. Er ist altgläubig, aber auch hier versteht er Spaß: „Alles Gute," sagt er einmal zu seiner frommen Frau, „kommt von Gott; das gesteh' ich zu: aber der Honig kommt von den Bienen." Auch in seiner Tracht folgt er der alten Sitte; es wird von Interesse sein, sie kennen zu lernen (die Geschichten passiren durchweg in der Zeit, wo sie geschrieben sind): blauseidne Strümpfe, Schuhe von dickem Tuch mit silbernen Schnallen, Hosen von schwarzem Casimir, große bunte Weste von schwerem Seidenstoff, weites, kurzes Wamms, mit kurzen Schößen von Seide, auf dem Kopf ein Netz, in welchem seine unverschnittnen Haare zusammengebunden

sind; Morgens ein schwerer Mantel von Tuch mit seidnen Borden, Abends ein Mantel von hellem Atlas mit Scharlach gefüttert.

Die Art dieses wackern Landedelmanns prägt sich auch in seinen Umgebungen aus, die in ergötzlichem Durcheinander die friedliche Existenz beleben. Den Preis der Komik verdient Tante Latrana, die durch unverschämte, beständig wiederholte und durch eine wunderbare Erfindungskraft ausstaffirte Betteleien dem guten Don Martin eine angenehme, launige Beschäftigung giebt. Martin's Gattin, Donna Brigitta, verbirgt unter einer anscheinend kalt verschlossenen, selbst zurückstoßenden Außenseite ein tiefes, ernstes Gefühl, das aber spanisch gefärbt ist; in ihrem Zimmer, das kein Andrer betreten darf, liegt ein Todtenkopf, sie an die Nichtigkeit alles Irdischen zu erinnern. Nach dem plötzlichen Tode ihres Gemahls geht sie ins Kloster. Martins Bruder, ein Geistlicher, ist ebenso das männliche Ideal der Verfasserin, wie Clemencia ihr weibliches. Streng religiös, ist er doch mild in seinem Urtheil und verschmäht nicht die ganze Breite weltlicher Bildung. Die junge Wittwe, die sich ihm innig anschließt, weckt er zu reicherem geistigem Leben, indem er zugleich ihren Charakter religiös zu entwickeln sucht. Der Neffe des Hauses, Pablo, eine einfache Bauernnatur, ist seiner schwachen Fähigkeiten wegen beständig Ziel des Spotts von Seite seines Oheims; praktisch ist er tüchtig, und bei seinem unerschütterlichen Muth und seiner Riesenstärke hat er einmal Gelegenheit, Clemencia, die er mit unbedingter Hingebung liebt, aus furchtbarer Lebensgefahr zu retten. Sie nimmt sich seiner Bildung an, veranlaßt ihn sogar zu einiger Lectüre (wahrscheinlich Balzac), welches pädagogische Verhältniß freilich in ihren Augen den Nimbus des jungen Mannes nicht erhöhen kann. Als daher der alte Don Martin ihr seine Willensmeinung erklärt, sie solle Pablo heirathen, fügt sie sich zwar als gehorsame Verwandte,

aber Pablo, welcher fühlt, welches Opfer ihr es kosten würde, nimmt großmüthig die verneinende Erklärung auf sich. Don Martin stirbt. Der Geistliche wiederholt ihr kurz vor seinem eignen Ende denselben Rath; sie zaudert: „sie hätte gewünscht, daß die Liebe ihre Strahlen in die wolkige Atmosphäre der Pflichten und Mühen des Ehestands geworfen hätte." „Dann," erwidert der Geistliche, „heirathe nicht! Deine Illusionen würden sich zwischen Dich und Dein Glück stellen, gleich jenen Luftspiegelungen, welche dem Reisenden täuschende Gegenstände vorführen, ihm dadurch den gebahnten Weg verbergen und ihn von der großen Heerstraße des Lebens ablenken. O verführerische Welt," setzt er hinzu, „falsche Sirene, die Du Deinen Gesang den Empfindungen eines Jeden anpassest!"

Zehn Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten, in der höchsten Reife ihrer körperlichen Schönheit und ihrer geistigen Bildung, kehrt Clemencia nach Sevilla zurück, wo sie bald von dem Hauch der Liebe berührt wird. Ein junger englischer Lord, in den glänzendsten Verhältnissen, von reichen Anlagen und reichem Wissen, aber durch zu frühes Leben blasirt und in seinen Neigungen willkürlich und despotisch, wirbt um ihre Hand. Es ist nicht eine Liebe, wie sie Pablo kennt; er ist gewissermaßen pikirt über ihre eigenthümliche Natur, und der Reiz ersetzt die Unmittelbarkeit der Hingebung. Sie liebt ihn, aber kann sich nicht enthalten, über ihn zu urtheilen. Ihr mißfällt seine Frivolität in religiösen und sittlichen Dingen, von der sie allmählich entdeckt, daß sie tiefer wurzelt als sie ursprünglich glaubte. Sie macht die noch schlimmere Entdeckung, daß seine Empfindungen, ja seine Gedanken, so glänzend sie erscheinen, dennoch nicht echt sind, daß sie oft künstlich hervorgerufen werden. Endlich verletzt sein herrisches Wesen ihre weibliche Würde. Als er ihr Zumuthungen macht, die nach ihrer Meinung ungehörig sind, erwidert sie ihm: „Ich habe

schon gewählt, wie Damen meines Standes zu thun pflegen." Sie bricht mit ihm.

„Und das ist die Liebe? Das ist das Glück, welches man so hoch preist, und welches die Frauen so begierig sind einzuflößen!" — Sie hat das Glück der Liebe auf die Wage gelegt und zu leicht befunden; sie läßt Pablo kommen und reicht ihm ihre Hand, er liegt ihr zu Füßen.

„Befriedige eine Laune meines Herzens," sagt sie zu ihm; „was hat Dich bewogen, mich zu lieben?"

Er spricht nun seine unbedingte Anbetung aus: sie gilt ihrem ganzen Wesen; er würde sie lieben, auch wenn sie ihre Schönheit verlöre, auch wenn sie wahnsinnig würde.

„Das heißt geliebt werden!" sagte sie gerührt, „und das ist das Glück." —

Ist es das wirklich? — Von dem sogenannten Glück, das diese oder jene Natur aufsucht und zu finden glaubt, kann nicht die Rede sein, denn das entzieht sich jeder Untersuchung; auch die Möve war in ihrer Art glücklich, als sie von dem brutalen Stierfechter gepeinigt wurde und ihn wieder peinigte. Es handelt sich um die Frage: Ist so das Glück, das ein edles Herz ersehnt? — Mir scheint, daß einseitiges Geben oder einseitiges Empfangen ein edles Herz nicht glücklich machen kann; daß echte Liebe in der Wechselbeziehung besteht, und daß die Resignation, mit der Clemencia die Huldigungen einer untergeordneten Natur annimmt, mehr weltliche Weisheit als Wärme und Tiefe des Herzens verräth. Es steckt doch ein gutes Stück von der Gräfin Ida Hahn-Hahn in dieser Dichterin.

Auch die scheinbare Gleichgültigkeit, welche sie den Vorzügen eines äußerlich reich ausgestatteten Lebens entgegenbringt, ist mehr Weisheit als Empfindung. Sie würde als stolze Seele wohl bereit sein, sich in das rauhe Nonnengrau zu kleiden, aber in ihrer Phantasie nehmen glänzende Toiletten und vor-

nehm ausgestattete Wohnungen einen unverhältnißmäßigen Raum ein. Sie ist vornehm in ihren Neigungen, vornehm in ihren Ansichten: das ist vielleicht der Hauptpunkt, denn man für und gegen sie anführen kann. Vor allem aber: sie ist eine wirkliche Existenz, und darum werth, daß man sie kennen lernt.

---

16. Juli 1870.

Die Beziehungen Deutschlands zu Spanien haben eine ungeahnte Wendung genommen. Bei ihrer Irrfahrt nach einem Könige sind die Machthaber in Madrid endlich auf einen dem preußischen Hof verwandten Prinzen gestoßen, und der Kaiser der Franzosen hat, gestützt von der Stimme seines Volks, den frivolen Vorwand benutzt, uns mit Krieg zu überziehn. Der Verzicht des Prinzen Leopold war eine sittliche Nothwendigkeit: die furchtbare Verantwortlichkeit für ein Blutbad, wie es die Welt vielleicht noch nicht gesehn, kann der nicht auf sich nehmen, der nicht die Macht besitzt, ein erhebliches Gewicht in die Wagschale zu werfen.

Wohl uns, daß es so gekommen ist! — Wie ging es zu, daß als Ludwig XIV. nach seinen vielfachen Unthaten gegen Deutschland endlich besiegt wurde, durch den glorreichen Krieg von 1702 bis 1714 das deutsche Nationalgefühl kein erhöhtes Leben gewann? daß keine lebendige Ueberlieferung die Heldenthaten von Höchstedt und Malplaquet den spätern Geschlechtern anpreist?

Jeder Krieg, dessen Andenken fortleben soll, muß irgendwo das Gefühl des Volks treffen. Was aber hatte das deutsche Volk mit der spanischen Erbfolge zu thun? Es war nicht ein Krieg zwischen Deutschen und Franzosen, sondern zwischen den

Häusern Habsburg und Bourbon. Ein neuer spanischer Erbfolgekrieg wäre dem Volk nie verständlich geworden. Erst seitdem das dynastische Interesse völlig beseitigt ist, weiß alle Welt, um was es sich handelt. Das ganze Volk kämpft nicht blos mit, es weiß, wofür es kämpft, und das Andenken an sein Thun und Leiden wird ein ewiges sein.

Lamartine.

März 1869.

Mit dem alten Wort de mortuis nil nisi bene kann unmöglich gemeint sein, daß man zu Gunsten Todter lügen solle. Bei der Charakteristik von Personen ist es aber nicht blos Lüge, wenn man Thatsachen erdichtet, sondern auch wenn man wesentliche Thatsachen verschweigt, vertuscht oder beschönigt.

Gleichwohl hat jenes Wort eine tiefere Bedeutung, als die bloße Rücksicht auf gerechtfertigte Trauer, die man nicht gern stören möchte. Wo es sich um das Urtheil über einen Lebenden handelt, stehn wir unter dem Bann des Moments; wir haben wissentlich oder unwissentlich, mit dem zu thun, was er eben geleistet, was er eben gesündigt hat, wir machen seine Sache zu der unsrigen und kämpfen für sie gegen böswillige oder einsichtlose Widersacher, oder wir erwehren uns des Einflusses, den er zum Nachtheil unsrer heiligsten Ueberzeugung auf die Welt ausübt; die Kritik nimmt eine apologetische oder polemische Färbung an. Bei einem Todten dagegen erscheint es als Pflicht, die Summe seines Lebens zu ziehn, mit Beiseitsetzung dessen, was uns in seiner letzten Thätigkeit berührt, den bleibenden Kern seines Wesens

aufzusuchen, die Stelle zu finden, die ihm in der ewig fortwirkenden Kette der Geister zufällt. Gerecht zu sein, ist immer unsre Aufgabe, aber alle Seiten eines Charakters zugleich aufzufassen und gegen einander abzuwägen, ist erst möglich, wenn er uns objectiv geworden, d. h. dem Kreise der streitenden Interessen, die auch uns beschäftigen, entrückt ist.

Wer in der Lage war, Lamartine im Lauf der letzten zwanzig Jahre beurtheilen zu müssen, vermochte nur selten, ganz objectiv zu sein. Was er seit seiner „Geschichte der Girondisten" schrieb, sündigte gegen alle Gesetze der Wissenschaft und Kunst, und wie er mit seiner eignen Seele kokettirte, konnte uns Deutschen nicht gleichgiltig sein, da die Krankheit der ewigen Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung auch bei uns in Wissenschaft und Kunst, im politischen und socialen Leben den heillosesten Unfug anrichtete. Gegen Lamartine's Vergangenheit gerecht zu sein, wurde dem Kritiker um so mehr erschwert, da er selbst sich in seinen letzten Werken hauptsächlich mit dieser seiner Vergangenheit beschäftigte, und in der besten Absicht, sie auf den Altar zu erheben und den Gläubigen zur Anbetung auszustellen, ein Licht auf sie warf, das Alles, was er gethan, als Ausfluß der überspanntesten Eitelkeit erscheinen ließ.

Unter dem Eindruck dieser Alterswerke ist auch das geschrieben, was ich in meiner französischen Literaturgeschichte (1858) über Lamartine gesagt habe. Ich finde zwar nicht, daß ich, was das künstlerische Urtheil betrifft, seinen „Meditationen" oder „Harmonien" Unrecht gethan habe, aber die Färbung des Urtheils ist doch durch die Commentare bestimmt, die er selber in den „Bekenntnissen", in „Rafael", „Graziella" und ähnlichen Schriften über seine Jugendwerke gegeben hat. Wir Deutschen sind zu ehrlich, um an eine Wirkung ohne Ursache zu glauben; wir setzen bei einer Dichtung, die das Gemüth ergreifen und deren Eindruck wir uns unterwerfen sollen, voraus, daß sie aus

einem vollen Gemüth hervorquillt, und wenn der Dichter selbst in nachträglichen Erörterungen zeigt, daß diese Voraussetzung falsch war, so werden wir mißtrauisch gegen den Eindruck und neigen uns zu der Annahme, daß die Eingebungen eines werthlosen Herzens auch künstlerisch werthlos sein müssen. Dabei wäre dann freilich noch zu untersuchen, ob die Sünde des Alters auch die Sünde der Jugend war, ob die unschönen und, ich möchte sagen, unkeuschen Bilder, die in der Erinnerung des eitlen, durch übertriebnen Ruhm verwöhnten Mannes von seiner Jugend auftauchen, der Wirklichkeit entsprechen. Jdenfalls ist jetzt, wo das gesammte Leben des Dichters vor uns liegt, eine Revision des Urtheils nothwendig.

Zunächst ist festzustellen, daß Frankreich Lamartine für einen großen Dichter hält. Dies Urtheil kommt um so mehr in Betracht, da im vorliegenden Fall die Nation nicht zweifelhaft darüber ist, worauf sie es begründet. Nicht immer ist sie darüber im Klaren. Wenn sie z. B. die nämliche, ja eine noch größere Bewunderung für Chateaubriand, den Dichter, ausspricht, so geräth sie in Verlegenheit, wenn man sie fragt, was Chateaubriand Großes gedichtet habe? Seine beiden Epopöen „Les martyrs" und „Les Natchez" scheinen wenig mehr gelesen zu werden; von den beiden kleinen Episoden „Atala" und „René" ist eigentlich nur die letztere in das Blut des Volks übergegangen und die Bewunderung vor dem großen Dichter kommt auf den Gesammteindruck der Persönlichkeit heraus, die bei allen Sünden und Schwächen etwas Fascinirendes hat. Auch bei Lamartine thut die Persönlichkeit viel, aber hier wird doch von der Kritik ein Unterschied gemacht. Das Epos „La chûte d'un ange", das Drama „Toussaint L'Ouverture" und die Novellen der spätern Jahre läßt man fallen; dagegen werden die „Meditations poëtiques" von 1820, die „Harmonies poëtiques et religieuses" von 1829 und der „Jocelyn" von 1836 als bleibende classische

Werke bezeichnet. Die Werke, auf die Lamartine's Ruhm sich begründet, sind also durchaus lyrischer Natur; denn auch im „Jocelyn" ist das epische Moment nur der Rahmen, der eigentliche Inhalt sind die lyrischen Empfindungen.

Wenn wir nun das Urtheil der Nation über ihren Dichter an unserm eignen Urtheil messen wollen, so haben wir bei allen lyrischen Gedichten Grund, vorsichtig zu sein und zu prüfen, ob uns von dem, was jene sympathisch berührt, nicht die Hauptsache entgeht. Im Epos und Drama ist das weniger der Fall: ein Epos oder Drama, das nach Abstreifung des äußern Firnisses, allenfalls in einer prosaischen wortgetreuen Uebersetzung, nicht noch genug innern Werth behält, um sich uns als bedeutend aufzudrängen, gehört jedenfalls nicht in die erste Classe der Dichtung. In der Lyrik dagegen ist Form und Inhalt unbedingt Eins, auch in der besten Uebersetzung kann man niemals ein lyrisches Gedicht nach seinem wahren Gehalt würdigen, und die Originale selbst, wenn sie von dem Fremden, der der Sprache mächtig ist, in derselben Art empfunden werden sollen, wie von der eignen Nation, setzen eine gewisse Wahlverwandtschaft der Sprache voraus. Eine solche findet zwischen Deutschen und Engländern statt. Ich glaube ein Gedicht von Lord Byron, Moore oder Burns eben so richtig empfinden zu können als ein Engländer oder Schotte, wie denn auch die Engländer, die sich unsre Sprache angeeignet haben, Goethe's Gedichten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit den romanischen Sprachen ist es anders. Geistreiche Wendungen freilich oder rhetorischer Schwung werden Jedem verständlich sein, der überhaupt für diese Formen Sinn hat. Aber das eigentlich Poetische, dasjenige, was unmittelbar wirkend ist, findet weniger Eingang in unser Gemüth. Die Romanen legen einen andern Werth auf den sinnlichen Klang der Worte als wir. Für uns ist das Wort nur der Vertreter des Sinns, der Anreger des Bildes; den Werth des rein Musikalischen müssen wir uns erst

zurecht legen. Wenn daher ein Franzose unserm Urtheil über Lamartine's Gedichte die Bemerkung entgegensetzt, es sei eben etwas darin, das wir nicht hören, also auch nicht nachempfinden können, so müssen wir die Möglichkeit zugestehn.

Deshalb haben wir doch nicht nöthig, uns jedes Urtheils über die romanische Lyrik zu enthalten. Es bleibt, abgesehn von der Klangfarbe, genug übrig, das wir verstehn und prüfen können: die Gedanken, die Bilder, die Energie der Stimmung; es bleibt uns ferner die Vergleichung der verschiednen französischen Dichter untereinander. Wir können die neufranzösische Romantik mit ihren classischen Vorgängern, wir können die ganze moderne academische Literatur mit den Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts zusammenstellen; wir können die einzelnen Dichter der Schule gegen einander messen. Nicht alle Lyrik der Franzosen läßt uns kalt. Die dichterische Kraft von André Chénier drängt sich auch uns auf; einzelne Chansons von Béranger sind bei uns fast eben so populär als in Frankreich, und ein Dichter, der in seinen ernsthaften Poesien offenbar in Lamartine's Fußstapfen tritt, Alfred de Musset, ist uns verständlicher und eindringlicher als sein Vorbild. Wenn diese Vergleichungen unserm Urtheil keinen absoluten Werth geben, so führen sie uns wenigstens der Wahrheit näher.

Es ist von Wichtigkeit, den ersten Eindruck der Dichtungen Lamartine's historisch festzustellen. Was Lamartine der Jugend von 1820 geleistet, ist nicht ohne Einfluß auf das spätere Urtheil der Franzosen geblieben, die in dieser Beziehung mehr Pietät haben als wir: der momentane Eindruck eines Werks, wenn er nur stark genug war, pflanzt sich durch Ueberlieferung fort, und es gilt als Ketzerei, an ihm zu zweifeln.

„Bei meinem Eintritt in die Welt", erzählt Lamartine, „war nur eine Stimme darüber, daß die Poesie auf immer untergegangen sei. Das Kaiserreich war eine Incarnation der

materialistischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Die Mathematiker, die damals allein zu Wort kamen, und die uns junge Leute niederhielten, glaubten alles Göttliche und Melodische im menschlichen Denken unterdrückt zu haben. Mit Triumph sagte man zu uns: Liebe, Philosophie, Religion, Begeisterung, Freiheit, Poesie, alles das sind leere Worte; Berechnung und Gewalt, Ziffer und Säbel, darauf kommt alles heraus; wir glauben nur, was sich beweisen, empfinden nur, was sich greifen läßt; die Poesie ist gestorben mit dem Spiritualismus, aus dem sie entsprungen war. — Mit der Rückkehr der Bourbons nahm die Poesie eine neue Richtung; die Jugend, die jetzt auf dem Schauplatz erschien, war ein neues, besseres Geschlecht."

„Die Poesie, aus welcher eine Art geistiger Profanation unter uns so lange eine raffinirte Folter der Sprache gemacht hatte, ein unfruchtbares Spiel des Geistes, erinnerte sich ihres Ursprungs und ihres Ziels: Tochter des Enthusiasmus und der Inspiration, wurde sie wiedergeboren als der ideale Ausdruck dessen, was in der Seele Unaussprechliches schlummert.

„Vor allen Dingen ward der menschliche Gedanke durch die religiöse Gluth in seinen innersten Tiefen aufgewühlt."

Die Anklage gegen die Poeten des Kaiserreichs ist nicht so unbedingt anzunehmen. Abgesehn von Chateaubriand und Frau von Staël, die Opposition gegen Napoleon machten, konnte man z. B. dem Abbé Delille nicht nachsagen, daß er ein gemüthloser Atheist und Mathematiker war. Aber so viel ist richtig, erstaunlich nüchtern war mit wenig Ausnahmen Alles, was von Beginn der Revolution bis zur Rückkehr der Bourbons in Frankreich Poetisches geschrieben wurde. Die Nüchternheit zeigte sich in den Stoffen wie in der Form. In den einzelnen Ausdrücken wie in den Sprachwendungen herrschte die Convenienz ebenso streng wie in den politischen Gedanken, und der Kaiser duldete eben so wenig Verstöße gegen den Anstand des Stils,

wie gegen das Gesetz des Staats, d. h. seinen Eigenwillen. Daß Frau von Staël aus Frankreich vertrieben wurde, weil sie die deutsche Literatur lobte, und durch ihren Geschmack an idealen Dingen gegen die Gesetze der Academie verstieß — das gehört wol zu den bezeichnendsten Zügen dieser merkwürdigen Epoche.

Die Bourbons brachten den Adel, die Priester und nebenbei auch das freie Wort zurück, das freilich zunächst von ihren Anhängern gegen die gestürzten Voltairianer angewendet wurde. Opposition gegen die herkömmlichen politischen Begriffe, Opposition gegen den herkömmlichen academischen Stil, freie ungenirte allenfalls etwas unbändige Bewegung, das waren die nächsten Lebensäußerungen der neuen Poesie, die plötzlich von ihrem Schnürleib befreit wurde.

Lamartine hatte den großen Vorzug, daß er zuerst kam. Chateaubriand war ganz Politiker geworden, die eigentlichen Romantiker tauchten erst fünf bis sechs Jahre später auf. Wenn wir heute die „Meditationen" aufschlagen, können wir uns schwer die Paradoxie vergegenwärtigen, die zur Zeit ihres Entstehens in ihnen zu liegen schien. Religiöse Empfindung, keusche, platonische Liebe, ein wenig an Anbetung streifend, Empfindung für die Natur, für den Mondschein und das tiefe Schweigen der Nacht, entschiedne Neigung zu Thränen, Aufmerksamkeit auf das Leben der einzelnen Naturgegenstände, eines Eichbaums, des Oceans, eines Schmetterlings, einer Schwalbe, gelegentliche Sehnsucht nach dem Tode, das Alles ist seit der Zeit so häufig dagewesen, daß man ohne viel Aufregung darüber hingeht. Aber im Jahr 1820 sah es für die Franzosen paradox aus, und wenn die herrschende Gewalt sich der „Meditationen" annahm, weil sie mit ihrer Tendenz auf Thron und Altar ihr nützlich waren, so erfreute sich die Jugend an ihnen, weil sie ihr etwas Neues boten, und eine Abwechslung in den eintönigen Kriegslärm brachten. Freilich entstanden gleichzeitig die ersten Gedichte von

Béranger und die Flugschriften von Paul Louis Courier, die sich des gestürzten Regiments im Interesse und unter der Devise der Freiheit annahmen, und die mit ihrem Spott gegen dieselben Mächte, die Lamartine verherrlichte, eine nicht geringere Wirkung hervorbrachten.

In der Form weicht Lamartine weniger vom Herkommen ab, als er selbst annahm. Allerdings hält er es für die Aufgabe des Poeten, nicht, wie es bisher geschehn, den prosaischen Gesetzen der Logik zu folgen, sondern mit Beobachtung der Naturgesetze des Traumlebens eine freie musikalische Stimmung anzuschlagen; darin wird ihm der deutsche Kritiker gewiß Recht geben. Aber es kommt ihm hauptsächlich darauf an, diese Ansicht auszusprechen, und in der rhetorischen Ausführlichkeit, mit der er sich selbst über seine Träume, Empfindungen und Stimmungen verbreitet, bleibt dem Leser nichts zu ahnen und zu träumen übrig; er wird nicht, wie bei den eigentlich großen Lyrikern, zum Selbstschaffen angeregt, er hat nicht nöthig, die einzelnen Gesichte des Dichters an einander zu reihen, in seine eigne Stimmung aufzunehmen; der Dichter hat, was die Meditation betrifft, Alles für ihn gethan, und ein Bild kommt doch nicht zu Stande.

Um einen Begriff von seinem Schaffen zu haben, schlage man das gefeiertste seiner Gedichte auf, den „See".

Der Dichter hat zu einer Frau, die er Elvira nennt, ein zartes, zugleich reines und inniges Verhältniß gehabt; er hat sie verlassen müssen, sie ist gestorben, und er sucht an dem See, auf dem er mit ihr früher glückliche Stunden verlebt, die Erinnerungen seiner verschwundnen Liebe auf.

Er redet den See an, indem er sich an sein Ufer setzt, und erinnert ihn an die Tage, die auch ihm bekannt sein müssen, als der Schaum seiner Wellen die angebeteten Füße seiner Geliebten bespritzte. Vor allem eines Tages soll er gedenken, als Elvira mit ihrer süßen Stimme den Widerhall des entzückten

Ufers erweckte. Sie sang ein Lied, das der Dichter mittheilt. Es ist das alte Horazische:

„Laßt uns lieben und genießen,
Denn die Zeit vergeht zu rasch!"

Da die erhabenen Erregungen nicht wieder kommen, so fordert der Dichter den See auf, wenigstens das Andenken derselben zu erhalten. Er soll es erhalten in seiner Ruhe, in seinen Stürmen, in den dunklen Tannen und den wilden Felsen, die sich auf das Wasser herab neigen, in Luna mit der Silberstirn, die den Wasserspiegel mit ihrer weichen Klarheit bleicht. Das Seufzen des Windes und des Schilfs, der leichte Duft, Alles, was man hört, sieht und athmet, sollen erzählen: sie haben geliebt!

Die Ausführung ist eben so artig als der Gedanke. Im Rhythmus ist zwar keine Kraft, aber ein angenehmer Fluß; das Bild hat keine besondre Farbe, aber man wird wenigstens nicht aus der Stimmung gebracht. Was der Dichter von der Liebe mittheilt, ist in keiner Weise neu, hat aber auch keinen Mißton. Ein Deutscher, der nicht wüßte, wie dies Gedicht bei den Franzosen gefeiert wird, würde es etwa den bessern Liedern von Matthisson, Salis oder Tiedge an die Seite stellen. Und wenn er es weiß, so wird sein Urtheil sich nicht wesentlich ändern. Man empfindet in der Reihe der Bilder und Stimmungen nicht den freien und natürlichen Pulsschlag des Herzens, der in jedem derartigen Gedicht von Goethe die verwandten Saiten mächtig berührt. Es ist ein runder, wol erwogner Periodenbau, der alles Spiel der Phantasie und alles wirkliche Träumen ausschließt.

Alfred de Musset hat in einem seiner spätern Gedichte, „Souvenir", mit offenbarer Reminiscenz an Lamartine eine ähnliche Stimmung dichterisch entwickelt. Das Gedicht ist viel weniger rund, es ermüdet durch seine unendliche Länge und stört durch seine Abschweifungen auf das literarische Gebiet: aber nicht

blos die Gedanken sind kräftiger, unmittelbarer, eigenartiger, sondern auch die Naturbilder, die es theils wirklich giebt, theils in der Seele hervorruft, sind von einer ganz andern Macht der Farbe. Allein als diese Schöpfung des jüngern Dichters erschien, wimmelte es schon von Poeten der Thränen und der leidenden Liebe, während Lamartine die Gattung geschaffen hat. Und so ist es wol nicht zu gewagt, anzunehmen, daß die historische Stellung der „Meditationen" für das bleibende ästhetische Urtheil entscheidend gewesen ist.

Auch in den übrigen Gedichten ist der Gegensatz gegen den ältern Ton der französischen Poesie nicht so stark; er tritt eigentlich nur in einzelnen Einschiebungen hervor. So beginnen die „Préludes" mit einem allerdings neuen Bild. „Ein Wind spielt um meine Lyra: ist es der Flügel eines Vogels? Seine Stimme erstirbt im Herzen, und die arme Saite seufzt wie ein biegsames Schilf." Aber dann folgt sofort mit verändertem Versmaß das bekannte „Beatus ille", wie es allenfalls auch der Abbé Delille hätte dichten können, und wenn Lamartine vermeidet, sich direct auf Horaz zu beziehn, so wird der Kenner doch stets auf das uralte Vorbild der französischen Poesie zurückgeführt.

Bei einem andern Gedicht, „der Abend", wird der Deutsche unwillkürlich zu einem Vergleich geleitet. „Der Abend führt das Schweigen zurück. Hingestreckt auf den wüsten Felsen, verfolge ich in der Unbestimmtheit der Lüfte den Wagen der Nacht, der heran kommt. Venus erhebt sich am Horizont; mit seinem geheimnißvollen Licht bleicht der verliebte Stern den Rasen zu meinen Füßen. Ich höre die Zweige dieser Buche mit ihren dunklen Blättern zittern; man sollte denken, daß man einen Schatten um die Gräber schweben hört. Plötzlich gleitet, vom Himmel sich lösend, ein Strahl des Mondes auf meine schweigende Stirn und berührt sanft meine Augen. Lieblicher Abglanz einer Flammenkugel, was willst du von mir? Kommst du, in mein

niedergeschlagenes Herz Licht zu bringen? Steigst du herab, um mir das göttliche Geheimniß der Welten zu enthüllen, das sich in der Sphäre versteckt, wohin der Tag dich wieder bringen wird? Schickt dich eine verborgene Weisheit zu den Unglücklichen, kommst du, Nachts über ihnen leuchtend, wie ein Strahl der Hoffnung? Kommst du, dem müden Herzen, das dich anruft, die Zukunft zu enthüllen? Göttlicher Strahl! bist du die Morgenröthe des Tages, der nicht enden soll? Mein Herz glüht auf bei deiner Klarheit, ich fühle unbekannte Regungen; ich denke an die, welche nicht mehr sind. Süßes Licht, bist du ihre Seele? Vielleicht gleiten so die seligen Manen über den Hain. Eingehüllt von ihrem Bilde, fühle ich mich ihnen näher. Ja, ihr seid es, geliebte Schatten! Fern von dem Geräusch der Menge kehrt ihr jede Nacht zurück, und mischt euch in meine Träumereien. Führt den Frieden und die Liebe in meine erschöpfte Seele zurück, wie der Nachtthau, der in die Flammen des Tages fällt! — Kommt! — — Aber finstere Nebel steigen am Horizont auf; sie verhüllen den süßen Strahl, und Alles kehrt in's Dunkel zurück."

Das Gedicht, welches dem Deutschen dabei in Erinnerung kommt, Goethe's Mondlied, hat allerdings keinen so correcten Gang: es ist nur einem Herzen verständlich, das selbst träumen und den Träumen des Dichters nachfühlen kann. Lamartine läßt nichts ungesagt, und wenn er durch seine contemplative Stimmung einen genetischen Zusammenhang zwischen dem Naturleben und den Gedanken der Seele, also eine Art von realer Bewegung entwickelt, sehr unterschieden von der ganz äußerlichen Aufeinanderfolge der ältern französischen Gleichnisse, so ist dieser Unterschied jedenfalls geringer, als der Unterschied gegen das, was wir Deutsche lyrische Stimmung nennen: die Fortbewegung auf den Flügeln des Traums, der alle äußern Beziehungen löst, von einem Bild und einem Gedanken zum andern, das flüchtige, aber

ſcharfe Licht, das die berührten Gegenſtände mächtiger in der Seele haften läßt, als die ausführliche und bei allem Aufwand von Gefühl zuletzt proſaiſche Beſchreibung.

Dabei iſt noch in Betracht zu ziehn, daß Lamartine durch ſeine Gleichgiltigkeit gegen die äußere Form der Correctheit zwar jene Gemüthlichkeit des Ausdrucks erreicht — die Franzoſen nennen es Abandon — die ſich leichter der Seele einſchmeichelt, daß er aber auch ebendeshalb leichter in Trivialitäten und Weitſchweifigkeiten verfällt. So iſt in ſeinen religiöſen Gedichten, wenn man ſie mit Jean Baptiſte Rouſſeau oder einem andern Odendichter aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vergleicht, die ſubjective Betheiligung des Gemüths reicher und voller, und die Thräne wird faſt im Uebermaß vergoſſen; was aber den Gedankeninhalt betrifft, der ſich an der Betrachtung des göttlichen Weſens aufbaut, ſo geben die alten Katholiken immer noch eine reichere Ausbeute als der Erbe des revolutionären Zeitalters, der ſich in das göttliche Weſen nur vertiefen kann, wenn er die Beſtimmtheit deſſelben abſchwächt. Sein einziger religiöſer Inhalt iſt Einkehr in die Welt ſeiner eignen ſchmerzlichen Gefühle. „Es giebt Herzen, die durch den Kummer gebrochen, von der Welt verſtoßen, ſich in die Tiefe ihrer eignen Gedanken flüchten, in die Einſamkeit ihrer Seele, um zu weinen, zu harren oder anzubeten; für ſie iſt dieſe einſame Muſe. Die Welt hat ihrer nicht Noth, ſie hat ihre eignen Sorgen und ihre eignen Gedanken.“

In dieſe zarte, weiche und etwas redſelige Gefühlswelt tritt dann freilich von Zeit zu Zeit ein Moment ein, das man nicht überſehn darf, um Lamartine's poetiſche Natur vollſtändig zu kennen. Als Beiſpiel hebe ich die Hymne an den Schmerz hervor.

„Triff noch einmal, wenn du einen Platz findeſt, triff! Dies blutende Herz dankt dir, indem es dich verabſcheut! Obgleich

meine Augen dir keine Thräne mehr geben können, so ist doch vielleicht in mir eine wiederhallende Saite, die unter deinem Blick noch zucken kann, wie eine Schlange, die zertreten auf dem Wege liegt, deren Körper sich aber noch unter dem Fuß des Menschen windet, wenn dieser noch einmal seine fast schon gesättigte Wuth zusammenrafft und den Schmerz sucht, wo kein Leben mehr schlägt! Vielleicht ist in meinem zerrissenen Herzen noch ein Schrei, tiefer und unverhoffter, als den du irgend einer menschlichen Seele entlockt hast, süße Musik für den Haß! Suche! Ich überlasse mich deinem eifersüchtigen Blick, denn mein Herz hat nichts mehr zu retten!"

Diese Fähigkeit, das Gefühl des Schmerzes bis zu einer gewissen Wildheit zu steigern, die in dem Gedicht „La chûte d'un ange" Bilder beschwört, wie sie sonst nur in den Hallucinationen des Opiumrausches vorkommen, hat in „Jocelyn" einige kräftige und bedeutende Töne hervorgerufen. Jocelyn, ein junger Mensch von lebhafter Sinnlichkeit, entschließt sich aus Liebe zu seiner Schwester, die zu ihrer Heirath mit dem Geliebten einer Aussteuer bedarf, der Welt zu entsagen und Priester zu werden. Er tritt in's Seminar, wo er sieben Jahre in ossianischen Träumereien verlebt, bis die Revolution die Anstalt sprengt. Er zieht sich in eine Alpengegend zurück, wo ein junges Mädchen, Laurence, die Tochter eines Geächteten, die in Knabentracht ihren Verfolgern entflieht, sich zu ihm gesellt. Er hält sie für einen Knaben und lebt ein Jahr hindurch mit ihr in der zartesten Freundschaft, bis er endlich ihr Geschlecht entdeckt und nun über die Natur seiner Empfindungen in Gewissensbisse verfällt. Noch hat er das verhängnißvolle Gelübde nicht abgelegt, er wird von der Liebe überwältigt und schwört ihr ewige Treue. Da wird er abberufen, um seinem Abt, der im Gefängniß das Schaffot erwartet, die letzten Sacramente zu ertheilen. Er fühlt, daß in dieser Zeit des Unglau-

bens und der Verfolgung die Gläubigen enger zusammenhalten sollen, und läßt sich durch eine Reihe complicirter Motive bestimmen, Priester zu werden. Laurence geräth in Verzweiflung über seine Untreue, er selber klagt seine Schwäche so wie Gott an und bereut seine falsche Tugend. Es ist zu spät. In der öffentlichen Stimmung ist mittlerweile ein großer Umschlag eingetreten, man verehrt die Priester wie Heilige. Jocelyn hängt in der Einsamkeit seines Klosters faustischen Betrachtungen nach, kämpft noch einmal den Kampf des Unglaubens durch, und verfällt im Nachdenken über die Revolution und die Regierung Gottes auf Erden in communistische Grübeleien. Auf einer Reise nach Paris trifft er Laurence wieder, als Gefallene; sie sucht von Neuem anzuknüpfen. Er flieht sie, findet aber endlich Gelegenheit ihr die letzte Oelung zu ertheilen. Das poetische Tagebuch ist bis zu seinem Tode fortgeführt.

Die Betrachtungen über religiöse, sociale und auch politische Fragen, die einen großen Theil des Buchs ausfüllen, zeichnen sich nicht grade durch Tiefe aus. Aber in den innern Kämpfen des Herzens, in den Irrungen und Wandlungen des Gefühls ist Stimmung und mitunter wirkliche Kraft, und was dem Gedicht einen besondern Reiz giebt, diesmal theilt die Natur energischer das Leben der Seele. Es scheint, als ob Lamartine eine gewisse Breite des Raums bedurfte, um das landschaftliche Leben zur Geltung zu bringen. Obgleich es der Composition des Gedichts an Entschiedenheit fehlt, und der Leser nicht selten durch dürre Steppen sich hindurchwinden muß, bleibt es doch das Bedeutendste, was Lamartine geleistet.

Zwischen die „Meditationen" und „Harmonien" fällt die Bewegung auf dem Gebiet der Lyrik, des Dramas und der Kunstkritik, die man mit dem Ausdruck der romantischen bezeichnet. Sie hielt insofern zu Lamartine, als es den Kampf gegen die herkömmlichen Gesetze der Aesthetik galt; in ihrem

Wesen aber, sowohl was den Inhalt, als was die Form betrifft, war sie seinen Bestrebungen entgegengesetzt.

Die Sprache Victor Hugo's und seiner Schüler ging auf's Imitative. Er bemühte sich, an Stelle der Phrasen und Umschreibungen, wie die Academie sie verlangte, das nackte und derbe Wort zu setzen, dem Vers eine freie Bewegung und Mannigfaltigkeit der Modulationen zu geben.

Von diesem Realismus ist Lamartine weit entfernt. Sein Vers fließt in derselben Art wie der altfranzösische, nur noch weicher und gefälliger, und wenn er gewisse Ausdrücke des Wörterbuchs, namentlich solche, die sich auf den Schmerz beziehn, häufiger anwendet als es früher geschah, und in der Construction eine Nachlässigkeit zeigt, die den Classiker verstimmen würde, so geht er über den anerkannten Umfang des academischen Sprachschatzes nicht hinaus.

Damit hängt ein sachlicher Gegensatz zusammen. Victor Hugo hält es für die Aufgabe nicht blos der dramatischen, sondern auch der lyrischen Poesie, paradoxe Figuren, Empfindungen und Gedanken darzustellen, Figuren, die außerhalb des Herkommens stehn. Wie in seinen Dramen und Romanen die Han d'Islande, die Quasimodo, die Esmeralda, die Triboulet, die Burggrafen und ähnliche Ungethüme den Zuschauer in Erstaunen setzen, so in seinen lyrischen „Orientales" die Bilder und Vorstellungen aus einer ganz entlegnen Zone: Masken, die den Leser durch ihr fremdartiges Aussehn in Verwirrung setzen, aber ihn weder belehren, noch zu positivem Mitgefühl veranlassen wollen.

Ganz im Gegentheil ist Lamartine's Streben überall auf Humanität gerichtet. Er faßt Humanität anders als seine Vorgänger, die sie hauptsächlich in der Aufklärung und Bildung des Verstandes suchten, er will im Gegentheil das Gefühl cultiviren und es zu reicherem Mitleid erziehn; aber in's Allge-

meine ist sein Streben ebenso gerichtet wie das der Classiker, und das Individuelle schroff und gewissermaßen eckig festzuhalten, ist weder sein Talent noch seine Neigung. Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den Lyrikern seine Schule den Vorsprung gewann.

In einem Punkt aber sind beide Schulen einverstanden: in der Ueberzeugung von der göttlichen Sendung des Poeten. Durch diese übertriebne Vorstellung von dem, was der Dichter sein soll, hat die dichterische Persönlichkeit ohne Zweifel gelitten, denn der Dichter hat darüber die Haltung eingebüßt, die ihn früher zum Liebling der Gesellschaft machte. Wenn er in guten Stunden sich schmeichelt, die Welt zu seinen Füßen zu sehn, so tritt doch ebenso oft das Gefühl des Widerspruchs zwischen Traum und Wirklichkeit hervor, er sieht sich einer allgemeinen Verschwörung gegenüber und empfindet die Einsamkeit seiner göttlichen Mission als etwas Krankhaftes.

Eine solche Ansicht modificirt sich nach der Natur, die ihr Träger ist. Da Lamartine's poetische Wirksamkeit nicht wenig durch die eigne Art seiner Persönlichkeit getragen wurde, so haben wir noch auf diese einen Blick zu werfen.

Lamartine war dreißig Jahre alt, als 1820 seine „Meditationen" erschienen. Er hat die Geschichte seiner Jugend später sehr ausführlich beschrieben, Wahrheit und Dichtung; es sind daraus nur einige Notizen von Belang. Er war der Sohn eines burgundischen Landedelmanns; zum Vater hatte er wenig Beziehungen, desto mehr zur Mutter, die eine schöne Seele war, und ihren Umgang mit Gott in Tagebüchern registrirte, von denen der Sohn zwanzig Bände aufbewahrte. Die Familie gehörte in der Revolutionszeit in die Classe der Verfolgten. Zusammenhängender Unterricht fehlte dem Knaben, der seine Hauptbildung während eines dreijährigen Aufenthalts in einem Jesuiten-Collegium gewann. Nach Ablauf derselben führte er ein

regelloſes und wie es ſcheint ziemlich wüſtes Leben bald in Paris, bald in Italien. Ein ſchöner junger Mann, hatte er zahlreiche Liebesabenteuer, von denen er einige der zarteren der Nachwelt aufbewahrt hat. Schlimmer war die Neigung zum Spiel, die ihn einige Jahre in arge Verwirrungen geſtürzt zu haben ſcheint. Im Ganzen fühlte er ſich als René, welche Charaktermaske damals durch Chateaubriand bei der vornehmen und liebebedürftigen Welt in Gang gebracht war: äußerſt ſkeptiſch in ſeinen Ueberzeugungen und äußerſt mißtrauiſch gegen die Treue ſeines eignen Herzens, und doch geneigt, ſich jeder neuen Illuſion, jedem neuen Gefühl, jeder neuen Liebe, jeder neuen Ueberzeugung mit jugendlicher Wärme hinzugeben, kurz, ein intereſſanter und unwiderſtehlicher junger Mann. In den Gedichten tritt der Zweifel und die Blaſirtheit völlig zurück, ſie athmen nur die Sehnſucht und Trauer eines Herzens, das zwar nicht ſicher iſt, aber hofft.

Der ungeheure Erfolg dieſer Gedichte — 47,000 Exemplare in wenig Jahren — ging nicht ausſchließlich aus dem Eindruck ſeiner Perſönlichkeit hervor: der Inhalt war in der That, wie die damalige Jugend begehrte. Aber er wurde geſtützt und erhalten durch ſeine Perſönlichkeit. Die Regierung, die immer noch mit Bonapartiſten und Republikanern zu kämpfen hatte, nahm ſich des poetiſch Verbündeten an. Er wurde der Geſandtſchaft erſt in Florenz, dann in London attachirt, eine junge, ſehr reiche Engländerin, von ſeinen Gedichten gewonnen, gab ihm ihre Hand, er glänzte in den erſten Zirkeln, und wer zur guten Geſellſchaft gehörte, mußte ſeinem Talent huldigen. Hauptſächlich waren es die Frauen, damals im Salon mächtiger als je, die für ihn Anhänger warben. Er trat noch mehrfach als Dichter auf, auch zur Feier der Thronbeſteigung Karl's X. Der intereſſanteſte von dieſen Verſuchen iſt ein fünfter Geſang zum Childe Harold, in welchem diesmal der Dichter von der Höhe

der neubegründeten christlichen Kirche aus Lord Byron wegen seines Unglaubens und seiner Frivolität ernsthaft zur Rede stellt, und sogar einige Zweifel ausspricht, ob solche Frevelthaten nicht im Jenseits gebüßt werden. Dennoch hielt sich Lamartine keineswegs zur klerikalen Partei; das Christenthum, das in den „Harmonien" gepredigt wird, ist nicht zelotischer Art, es sucht vielmehr die Lehren des Glaubens mit den Begriffen der Humanität zu versöhnen. Diese „Harmonien" erschienen Mai 1829, April 1830 öffnete sich ihm die französische Academie, das nächste Ziel des Ehrgeizes für jeden Schriftsteller. Er sollte eben als bevollmächtigter Gesandter nach Griechenland abgehn, als die Julirevolution ausbrach.

Man kann Lamartine ebensowenig starke Anhänglichkeit an Personen, als Festigkeit in den politischen Grundsätzen nachrühmen; was aber an Treue in seinem Gemüth war, wendet sich im Wesentlichen der Restauration zu. Er hat später nach dem Staatsstreich eine Geschichte derselben geschrieben, deren Färbung freilich zum Theil durch seinen Haß gegen den Bonapartismus bedingt war. Aber es ist nicht blos dieser negative Grund, der ihn zu so warmen Ausdrücken für Ludwig XVIII. und Karl X. bestimmte; es war das Geschlecht, in dem sein Ruhm aufgewachsen war, es war die Gesellschaft, zu der er in seinem innern Leben gehörte. An dem Pfaffenregiment nahm er kein Interesse, aber die zart gestimmten Seelen, die seine Dichtung und ihn verstanden, fanden sich doch hauptsächlich in dem Kreise des alten Adels. Die Bourgeoisie, die nun an's Ruder kam, war in ihren Formen womöglich noch nüchterner als das Regiment des ersten Kaisers. Mathematiker, Kaufleute und Industrielle, kurz positive Menschen führten das große Wort; ein König, der mit dem Regenschirm über die Straße ging, um sich beim guten Bürger von Paris populär zu machen, widersprach allen poetischen Begriffen vom Königthum, und in

dem geschäftigen Treiben materieller Interessen schien für die Träumerei kein Spielraum zu bleiben.

Lamartine trat aus dem politischen Leben zurück und reiste Mai 1832 nach dem Orient, wo er sechzehn Monate blieb. Er wurde als vornehmer Mann empfangen, hatte eine Audienz beim Sultan, verkehrte freundschaftlich mit Lady Esther Stanhope, die wie eine Art Fürstin unter den Arabern lebte, und bereicherte seine politischen Ideen durch eine Masse neuer fremdartiger Eindrücke, die von seinen Landsleuten um so weniger controlirt werden konnten, da der Orient ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lag. Als sein Reisebericht erschien, saß er seit Januar 1834 in der Deputirtenkammer.

Er hatte schon vor seiner Abreise nach dem Orient eine Art politisches Manifest veröffentlicht, in dem er Freiheit und Legitimität, Christenthum und Aufklärung, conservative und socialistische Principien zu verbinden suchte. In diesem Sinn schloß er sich in der Kammer keiner von den bestehenden Parteien an, auch nicht den Legitimisten, deren unbedingten Widerstand gegen die neubegründeten Zustände er für unpatriotisch erklärte. Den Conservativen stand er am nächsten, aber auch sie waren ihm zu prosaisch, mit ihren Bestrebungen zu sehr auf die Interessen des Tages gerichtet, als daß er ganz in sie hätte aufgehn können. Bei dem entschiednen System der Camaraderie, das unter dem neuen Regiment stärkeren Einfluß übte als vorher, weil jede politische Action durch Zugeständnisse an Parteien und Persönlichkeiten erkauft werden mußte, bleibt es immer ein bemerkenswerthes Factum, daß Lamartine, der allein stand, seine Reden zur Geltung brachte. Wunderlicher Art waren diese Reden und ganz gegen den herrschenden Ton. Mochte es sich um eine neue Eisenbahn oder eine neue Steuer handeln, Lamartine wußte stets seine orientalischen Anschauungen anzubringen und eine Philosophie der Geschichte aufzustellen, die wenigstens bis auf

Nebukadnezar zurückging. Durch das, was er sagte, wurde die Einsicht in den vorliegenden Gegenstand nicht grade gefördert; aber er hatte eine schöne Suada; und zum Verdruß der übrigen Parteiführer lauschte die Menge dem sonoren Klang seiner Worte, indem er sogar Manches sagen durfte, was andern Rednern verboten war: man ließ Verstöße gegen die parlamentarische Ordnung dem berühmten Dichter hingehn, der im Flug seiner Phantasie und in den Wolkengebilden seiner politischen Anschauungen etwas vom Seher zu haben schien.

Die vollständige Trennung von den Conservativen erfolgte 1843, obgleich er sich auch dann keiner bestimmten Partei der Opposition anschloß. Ludwig Philipp hatte in den Kammern die Majorität, aber er wußte die Phantasie des Volks nicht zu beschäftigen; Lamartine gab das Stichwort aus: La France s'ennuie! Dann, nach den scandalösen Bestechungsprocessen gegen hochgestellte Staatsbeamte, das zweite Stichwort: La France s'attriste! Solche Phrasen sind in Frankreich eine Macht, und die Aeußerungen Lamartine's haben nicht wenig dazu beigetragen, die Unzufriednen von allen Schattirungen um eine gemeinsame Fahne zu sammeln.

Noch kräftiger wirkte dazu seine „Geschichte der Girondisten", 1847. Vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet ist das Buch verwerflich; noch niemals hat die Phantasie eines Geschichtschreibers mit so unerhörter Ungenirtheit mit den Thatsachen gespielt. Aber es war höchst unterhaltend, die Portraits der verschiednen Figuren, die sich darin drängten, sind nicht exact, aber in sehr glänzenden Farben ausgeführt, freilich in den Farben eines Romans, wie sie Balzac zuerst gemischt und zur virtuosen Technik ausgebildet hatte. Der Geschichtschreiber erzählt mit der unumstößlichen Sicherheit eines Wissenden Cabinetsgeheimnisse, die er nicht anders hatte erfahren können, als etwa durch Offenbarung, die aber durch ihren pikanten Anstrich ersetzen, was ihnen an Zuverlässigkeit abgeht.

Am meisten charakteristisch für den Verfasser wie für die Zeit ist die Stimmungspolitik des Buchs. Es beginnt mit einer Apologie der Girondisten, geht aber allmählich zu den Gegnern über und schließt mit eine Apotheose Robespierre's, dessen Fest des höchsten Wesens „la politique élevée à la hauteur du type religieux du philosophe" genannt wird. Zwar schildert Lamartine die Gräuel der Schreckenszeit mit Farben, wie sie die damaligen Romantiker anwendeten, aber er findet doch, „daß eine Nation das Blut nicht bedauern darf, welches geflossen ist, um ewige Wahrheiten aufblühn zu lassen. Die Saat der Ideen wird mit Blut gedüngt; wie auch die Individuen beschaffen sein mögen, deren sich die Idee als Werkzeuge bedient, die Idee selbst schwebt rein und strahlend über dem häßlichen Gewirr der Leidenschaften."

Das Buch wurde verschlungen und warb dem Dichter eine ganz neue Classe von Anhängern. Gegen die Conservativen war man erbittert, der parlamentarischen Opposition traute man nicht recht, weil sie nur die Interessen des höhern Bürgerstandes zu vertreten schien. Lamartine's Buch brachte Jedem, was er wünschte, dem Republikaner, dem Socialisten, dem Anhänger der Kirche, dem Voltairianer.

Während ihn also seine staatsklugen Collegen in der Deputirtenkammer, gelinde gesagt, als einen Schwärmer betrachteten, wurde im Volk sein Name mit der ersehnten Zukunft in Verbindung gebracht. Der Tag des Aufstands kam, in seinen Zielen von keinem übersehn als etwa von Einem, der sich vorsichtig draußen hielt. Und wenn man von Lamartine eine That erwartete, so wurde diesmal die Erwartung gerechtfertigt. Es war der Augenblick, wo die Herzogin von Orleans mit ihrem Sohn in die Deputirtenkammer flüchtete: Lamartine hat den Moment mit allem Aufwand dramatischer Mittel geschildert. Es galt die Ueberwindung eines Herzensconflicts. Das Mitleid

mit einer edlen und unglücklichen Frau, die ihm Vertrauen geschenkt, die vollständige Unsicherheit der Zukunft, wenn man den Pöbel gewähren ließ, alle diese Betrachtungen schaukelten sich in seiner Phantasie; er stützte den Kopf auf den Tisch, wobei er wie in einem Handspiegel seine Physiognomie betrachtete, „er riß sein Herz aus der Brust und preßte es in seiner Hand zusammen, um nur seine Vernunft zu hören." Das Resultat dieser Betrachtung war sein Antrag auf Einführung der Republik, die durch Acclamation angenommen wurde. „Es ist", sagte er, „ein Act der Bürgerpflicht, den wir vollziehn, das Uebrige ist nicht in unsern Händen, es ist in den Händen Gottes."

Wie ungeheuer der Umfang seiner Verantwortlichkeit war, konnte er freilich damals noch nicht ermessen, weil er immer nur gewöhnt war, Ideen, nicht Thatsachen zu sehn, und weil ihm die Thatsache der Macht, die sich rüstete, die Republik zu beerben, unbekannt geblieben war. Er glaubte seine Verantwortlichkeit zu decken, wenn er mit einer Ausdauer, die freilich auch aus Liebe zur Sache hervorging, jedem Pöbelhaufen, der sich auf den Straßen herumtrieb, eine Rede über die Philosophie der Geschichte und die höchsten Begriffe der Humanität hielt. Er hat diese Reden in seinen Memoiren sämmtlich aufgezeichnet, als ob er sie auswendig gelernt hätte. Man hat neuerdings behaupten wollen, er habe die Ordnung in den ersten Zeiten der Republik aufrecht erhalten; ein näheres Studium der Thatsachen spricht nicht dafür. Es ist überhaupt irrig, wenn man annimmt, gleich nach dem Gelingen einer Revolution fiele die Macht an die Kräfte der Zerstörung; im Gegentheil sind diese über das unerwartete Gelingen in der Regel zuerst erschrocken und verwirrt; sie gehn nach allen Richtungen auseinander, und so lange es nicht gelingt sie zu einer festen Organisation zusammenzuraffen, tritt die natürliche Reaction des ruhigen Bürgers ein, der in der Sorge um seine Sicherheit leidlich freien Spiel-

raum findet. Als die Socialisten wirklich organisirt waren, war es nicht eine schöne Rede, sondern das Schwert, das die Sache entschied, und Lamartine war beseitigt.

Er blieb beseitigt, obgleich er durch eine massenhafte Production sich dem Publicum in Erinnerung brachte, und obgleich seine Anhänger und Verehrer unermüdlich waren, Sammlungen zur Bezahlung seiner Schulden und zur Erhaltung seines väterlichen Erbgutes anzuregen. Jene Production für die Schätzung dessen was er werth ist in Anschlag zu bringen, wäre ungerecht, sie ist zum größten Theil durch das Bedürfniß motivirt, sich Geld zu schaffen. Was die Sammlungen betrifft, so geschah damit seinem Ansehn in den Augen der Franzosen kein Eintrag. Bei aller Schwärmerei für die Gleichheit haben sie einen stark aristokratischen Zug, und ein Mann, der über mehrere Hunderttausend Livres Schulden verfügt, gilt ihnen etwas. Bedenklicher war es für ihn, daß bei jedem neuen Anlauf der Kaiser sich bereit erklärte, sich an die Spitze der Subscription zu stellen. Der kluge Mann wußte wol, was er that, denn wenn positiv der Bonapartismus dem Dichter Béranger das Meiste verdankt, der ihm den poetischen Nimbus verschaffte, so ist er nicht weniger dem Politiker Lamartine verpflichtet, der den letzten Wall zerstörte, welcher dem Recht des Schwerts entgegenstand.

Uebrigens hat Lamartine in dieser kritischen Lage, sowol dem Volk als dem Kaiser gegenüber, die Haltung des vornehmen Mannes bewahrt, die sein ganzes Leben auszeichnet; auch wo er annahm, hat er sich nichts vergeben. In dieser vornehmen Haltung wird er im Gedächtniß seiner Nation bleiben, und uns erscheint er als der werthvollste Typus einer Entwickelungsperiode, die mittelbar auch für uns verhängnißvoll war.

Pariſer moraliſche Velleïtäten.

Die folgenden Bilder, die dazu beſtimmt waren, meine „Geſchichte der franzöſiſchen Literatur ſeit 1789" zu ergänzen, wie die Abhandlungen über Sainte Beuve, Erckmann-Chatrian und Lamartine, erſchienen meiſt ſchon vor dem Kriege. Warum ich einige Stimmungs-Artikel aus der ſpätern Zeit hineinverwebt habe, muß ſich aus dem innern Zuſammenhang ergeben.

Eben ſehe ich wieder an, was ich im vorigen Bande über Erckmann geſagt. Wie viel lebendiger wird alles jetzt, wo ſeine Vaterſtadt Pfalzburg von Neuem die deutſchen Kanonen vernommen hat! — Wird er, der innerlich zu uns gehört, ſeine alten franzöſiſchen Sympathien ſo weit überwinden, um dem Geſchick ſeines Heimathlandes zu folgen? — Ich fürchte, nicht. Wie dem auch ſei, wenn das Buch in ſeine Hände fällt, möge es ihm einen recht herzlichen Gruß ſagen!

I.

Wider den Cancan.

19. August 1870.

Es wird in diesen Tagen in Paris ein Schauspiel aufgeführt, dem wir nüchternen Deutschen mit einer seltsamen Mischung von Ekel und Erstaunen zusehn. Es ist so grotesk, daß man herzlich darüber würde lachen können, wenn nicht so viel Blut daran klebte. Da man in dem wüsten Durcheinander, das anscheinend gar keinen Zweck hat, nichts unterscheidet als eine gewisse zappelnde Lebhaftigkeit und unanständige Geberden, so sei mir verstattet, dies Schauspiel nach dem Nationaltanz der modernen Franken den Cancan zu nennen.

Es versteht sich von selbst, daß ich nicht die französische Armee meine: sie hat in den blutigen Schlachten der letzten Tage ebensoviel Bravour gezeigt, als ihre Vorfahren. Ueberhaupt ist jedes Volk tapfer, das eine gute soldatische Schule durchgemacht. Es giebt kein historisches Volk, das an sich feig wäre, nur hat jedes seine eigne Art Tapferkeit.

Ich meine das redende, das schreibende, das lärmende Volk, das, hauptsächlich in der Hauptstadt concentrirt, sich als den legitimen Vertreter der großen Nation darstellt. Dies Volk hatte Kaiser Napoleon recht gut verstanden, als er es nach Beendigung des Freiheits-Cancans von 1848 zwar mit Ruthen und Skorpionen züchtigte, aber ihm zugleich glänzende Spiele bot. Das malerische Costüm der Turcos und Zuaven ist nicht auf den Feind, sondern auf die Pariser berechnet. Jahrzehnte hindurch haben sämmtliche humoristische Blätter von Paris von Croquis militaires gelebt, d. h. von Bildern, in welchen Turcos und Zuaven den Cancan tanzen.

Da aber das Costüm erst in der Bewegung zur Geltung kommt, so mußte für romantische Stellungen, mußte für Kriege gesorgt werden.

Die franzöſiſche Nation, d. h. derjenige Theil, der das große Wort führt, iſt inſofern kriegslüſtern, wie das römiſche Publicum, das den Gladiatorſpielen zuſah, fechtluſtig war: es will das Schauſpiel des Krieges haben, aber ſich womöglich nicht daran betheiligen. Daß Kaiſer Napoleon im Anfang entlegne Plätze für ſeine Kriegsthaten wählte, die Krim, die Lombardei, Mexiko, China, war dieſem Publicum ganz angenehm; die Gegenden ſtimmten zum phantaſtiſchen Coſtüm der Helden, es war keine Gefahr vorhanden, daß jene barbariſchen Feinde jemals den heiligen Boden Frankreichs beträten und ſo das unveräußerliche Recht der großen Nation beeinträchtigten, in fremden Ländern zu plündern und zu brennen.

Aber je länger man im Circus ſitzt, je mehr ſich der erſte ſchauerliche Eindruck abſtumpft, deſto ungeſtümer verlangt man nach neuen Emotionen, nach neuen unerhörten Schaudern. Die bisherigen Kämpfe waren von einem verhältnißmäßig kleinen Zuſchnitt, es ſollte einmal eine Haupttragödie aufgeführt werden.

Das ſtürmiſche Rufen nach der Rheingrenze beginnt nicht, wie man zuweilen behauptet hat, mit den patriotiſchen Beklemmungen von 1866. Es iſt auch nicht richtig, daß der Kaiſer den Ton angegeben hat; er war die natürliche Stimme der Franzoſen. Jede Partei hat ihn ausgeſtoßen, und wenn ſich einmal die orleaniſtiſche oder republikaniſche Oppoſition friedfertig geberdete, ſo war das nur aus Trotz gegen den Kaiſer, der die Kriegsſaite anſchlug; wenn er dagegen mit dem Ausland ſich zu verſtändigen ſchien, ſo wurde ihm vorgeworfen, er verſchachere die Ehre Frankreichs.

In dem großen Cancan, den Rochefort vortanzte, war unter den Scheltworten, die dem Kaiſer ins Geſicht geſchleudert wurden, das wirkſamſte, daß er Sadowa zugelaſſen.

Es war ein populärer Act, als der Kaiſer den unſinnigſten Vorwand, den ein ſchlechter Komödienſchreiber hätte erfinden

können, benutzte, um die Kriegsfanfaren zu blasen. Jetzt also sollte es losgehn; man hatte ein prächtiges Schauspiel zu erwarten, und setzte sich in Loge und Parterre zurecht, um zu applaudiren und zu ziſchen. Der Zuschauerraum galt für heilig und sicher. Keinem fiel es ein, daß die Spieler von dem Kampfplatz auf die Bänke springen könnten. Es war eine recht behagliche Unruhe unter den Leuten: „La Prusse cane!“ höhnte der Eine, d. h. Preußen kneift wie ein Hund den Schwanz ein; „Leckt eure Mäuler, ihr Turcos!“ rief ein Andrer, „es giebt zu beißen, und diesmal wird man euch keinen Maulkorb anlegen!“

Von den Vorwänden zum Kriege war keine Rede mehr, es war die brutale Freude Eines, der sich für stark hält, den Schwächern ungestraft mißhandeln zu können.

So sicher hatte man sich in diesen Wahn eingewiegt, daß als es nun anders kam, als die Feinde es wagten, den „geheiligten“ Boden Frankreichs zu betreten, die plötzliche Enttäuschung das Volk gradezu für die Zwangsjacke reif machte. Ein Durcheinander von Verzweiflung, Wuth und rohen Prahlereien, die an Falstaff erinnern; wilder Hohn gegen den Namen, vor dem man bis dahin den Hut abgezogen, und endlich blinde Fügsamkeit in das Unsinnigste.

Das Schauspiel ist nicht geeignet, die Achtung vor der großen Nation zu erhöhen; doch entschuldigt man es zuweilen damit, daß es ja nur die Wirkung des zweiten Kaiserreichs sei, das, innerlich unsittlich, die ganze Nation entsittlicht habe. Etwas Wahres ist daran, die Franzosen sind in den letzten zwanzig Jahren keineswegs besser geworden. Aber man hat vielmehr das Kaiserthum als die natürliche Frucht des Giftbaums zu betrachten, der schon lange fortwucherte.

Die Geschichte zeigt uns in Krisen ähnlicher Art die Franzosen genau so wie sie heute erscheinen. In der Schreckens-

zeit hieß der Cancan die Carmagnole; man tanzte ſie um die Häupter der Guillotinirten und machte unanſtändige Geberden dazu. Nicht blos Fanatiker wie Robespierre und Marat, ſondern Schurken der gemeinſten Art, wie Collot d'Herbois, waren die Götzen des Pöbels, d. h. des Volks. Als der große König 1715 geſtorben war, die Gebetbücher der Maintenon bei Seite gelegt wurden, und der Regent ſeinen Lieblingsgeſellen den Titel Roués beilegte, tanzte man um das goldne Kalb des Geldſchwindels und der Liederlichkeit. Man gehe weiter zurück, ins ſechszehnte Jahrhundert: die Bartholomäusnacht, was war ſie anders als ein großer Cancan, den das toll gewordne Volk aufführte! Noch weiter zurück ins vierzehnte Jahrhundert, als König Johann von den Engländern gefangen worden war: man hat dieſelben Bilder leibhaftig vor ſich, die heute aufgeführt werden. Schlägt man endlich Cäſar auf, ſo entdeckt man in ſeinen Galliern faſt alle typiſchen Züge des heutigen Franzoſen.

Ich möchte den Grundcharakter der Franzoſen, deren große hiſtoriſche Eigenſchaften ich in keiner Weiſe verkennen will, in einer beſtimmten Formel ausſprechen.

Jeder Franzoſe hat den Willen, ein Cavalier zu ſein, und jeder Franzoſe iſt in Gefahr, dem Pöbel zu verfallen.

Jeder Franzoſe will ein Cavalier ſein: bei Allem was er thut und redet, iſt ſein Augenmerk nicht, was dabei herauskommt, ſondern wie er ſich dabei ausnimmt. Die Würde ſeiner Perſönlichkeit iſt ihm das Höchſte, und die Würde liegt ihm im Schein; das Sittengeſetz kommt für ihn erſt in zweiter Linie in Betracht, in erſter ſteht ihm das Ehrengeſetz, und die Ehre wird nach Münzen gerechnet, die man nicht wägt, ſondern bei denen das Gepräge entſcheidet. Wie für ſich, ſo verlangt er es auch für ſeine Nation: Preſtige, Gloire! Das ſind ſeine Stichwörter; ob die Nation dabei recht handelt, ja auch nur ob ſie wirklich dabei gewinnt, iſt ihm gleichgültig. Europa ſoll die „große Nation"

bewundern und fürchten; jeder Herrscher, der das durchsetzt, ist ihm recht; Ludwig XIV., Napoleon I., Napoleon III.: aber wenn der Erfolg den Helden im Stich läßt, so tritt man ihn mit Füßen.

Jeder Franzose ist in Gefahr, dem Pöbel zu verfallen: es giebt keine Nation, die so blind empfänglich wäre für jede irgend stark angeschlagne Stimmung, so unfähig, ihr Widerstand zu leisten. Wie heute die vernünftigsten Menschen in Paris mit dem Pöbel rasen, so geschah es 1793, so in der Bartholomäusnacht. Die Tollheit ist in Frankreich epidemisch: wenn ein Dutzend Leute den Cancan tanzen, so tanzt ihn bald die ganze Nation. Das Charakteristische des Pöbels ist der Untergang des individuellen Willens und der individuellen Einsicht in den Instinct der blinden Masse.

Die beiden Eigenschaften scheinen sich zu widersprechen, sie kommen aber in einem Punkt überein: sie sind auf den Schein und die Phrase gerichtet, und von dem Schein bis zur Phrase und zur Lüge ist nur ein kurzer Schritt. Man belügt Andre, um zu scheinen, und es gelingt öfters, der Lüge nach Außen hin Glauben zu verschaffen; dann belügt man aber sich selbst, und verliert zuletzt die Fähigkeit, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Von den zahllosen Lügen, denen wir in der heutigen Pariser Presse begegnen, hat mich eine am meisten verdrossen. Einer von den französischen Kriegscorrespondenten wird bei Wörth gefangen, von dem Kronprinzen mit einigen freundlichen Worten entlassen, und sofort berichtet er, der Kronprinz habe ihm gesagt: „nur durch Uebermacht könne man die Franzosen besiegen, und er selbst würde stets zurückweichen, wenn er einer gleich starken Zahl gegenüber stände!“ Nun hat das der Kronprinz gewiß nicht gesagt, dennoch zweifle ich, ob es von Seiten des Franzosen bewußte Lüge war. Sie haben sich die Sache so lange eingeredet und von den Ausländern so viel Compli-

mente darüber empfangen, daß sie zuletzt überzeugt sind, man könne gar nicht anders sich ausdrücken; sie geben sich gar nicht mehr die Mühe, zuzuhören, die Phrase klingt in ihren Ohren, und sie haben keinen Zweifel, daß sie wirklich ausgesprochen sei.

Hier komme ich an unsern wunden Punkt. An dem Hochmuth der Franzosen sind wir mitschuldig. Wir haben ihrem Cancan wie wahnsinnig applaudirt; und darum haben wir nicht das Recht, gegen ihre Eigenthümlichkeit liberal zu sein. Es ist löblich, daß gründliche Geschichtsforscher unser Urtheil von der Einseitigkeit moralischer Voraussetzungen zu läutern suchen, daß sie uns lehren, bei jeder Nation den innern Kern zu respectiren, wie fremd er uns auch erscheinen möge. Wir lesen mit Behagen bei Burckhardt: die Zeit der Lucretia Borgia sei eigentlich recht schön gewesen; wir lesen es mit Behagen, denn wir sind nicht mehr in Gefahr, von Lucretia vergiftet, oder von Cesar erdrosselt zu werden; auch hat es keine Noth, daß die Maximen ihres Handelns sich bei uns einbürgern. Die Franzosen dagegen liegen uns näher, und wir dürfen auch darum nicht gegen sie liberal sein, weil sie uns lange Zeit als ein Ideal gegolten haben und zum Theil noch gelten. Wir lagen vor der Majestät Ludwigs XIV. im Staube, uns lüstete nach der reizenden Frivolität der Pompadour, die Revolution setzte uns in Begeisterung, und was die moderne Zeit betrifft, so hat sich der Cancan mehr als zu wünschen, zwar nicht unsrer Gemüther, aber unsrer Beine bemächtigt.

In unsrer Damenwelt hört man noch heute: die Franzosen mögen böse Leute sein, aber was sind sie galant! was haben sie für feine Manieren! und was sind sie für verzweifelte Don Juans! Man hat aus der Zeit Ludwig's XV. das Vorurtheil beibehalten, alles Französische sei fein, während das jetzige Französisch bei den Loretten in die Schule gegangen ist und in jeder Silbe das Lorettenthum athmet. Aber die Loretten sind ja auch

in andrer Weise unser Vorbild. Ob Kaiser Napoleon der mächtige Mann war, für den er sich hielt, darüber waren bereits starke Zweifel aufgetaucht, aber die Kaiserin Eugenie war in der That eine mächtige Herrscherin: halb Europa lag ihr zu Füßen, und der verrückteste Einfall, den sie oder ihr Schneider hatte, wurde Gesetz für die Hälfte der civilisirten Menschheit, so sehr die andre Hälfte dagegen protestirte. Wo aber die Schneider der hohen Dame ihre Einfälle her haben, das kann man bei Dumas Fils oder Feydeau erfahren: der unfläthige Roman des letztern, den man nur mit der Feuerzange hätte anfassen mögen, um ihn in den Kehricht zu werfen, wurde von einem Theil unsrer Damen mit Eifer studirt, nicht seines Inhalts wegen, sondern weil er über alle Toilettengeheimnisse von Paris die bündigsten Aufschlüsse gab.

Der Krebsschaden der modernen französischen Bildung in der Literatur wie im politischen Leben ist das Regiment der Phrase und der damit verbundnen Unwahrhaftigkeit. Die Phrasen werden doppelt bedenklich in einer Zeit, wo sie nicht mehr das conventionelle Gepräge tragen, sondern auf Paradoxie ausgehn. Die Phrasen der classischen Zeit waren unschädlich im Verhältniß zu denen der romantischen Schule, wo es heißt: „Eigenthum ist Diebstahl", „echte Ehre findet man nur im Zuchthaus, tiefe Liebe nur im Bordell". Solche Phrasen hat nicht etwa das zweite Kaiserreich aufgebracht, sondern sie durchziehn die ganze belletristische Literatur der Jahre 1830—1848.

Freilich setzte die Mehrzahl dieser Schriftsteller vor die lüsternen Bilder ein moralisches Aushängeschild: sie wollten die übeln Folgen derartiger Ueberschreitungen zeigen und jungen Leuten empfehlen, es lieber zu unterlassen. Sie stellten sich auf den Boden der Thatsachen, auf den Boden der französischen Ehe, die durch und durch einen andern Zuschnitt hat, als die deutsche Ehe. Sie hatten selbst das Gefühl, daß diese Art der

Ehe die nationale Kraft und Würde keineswegs fördere, und manche Schriftsteller, wie Michelet und Alfred de Musset gaben diesem Gefühl einen leidenschaftlichen Ausdruck. Aber wenn es ihre Absicht war, die Krankheit der wirklichen Verhältnisse zu zeigen und zu rügen, so war ihre eigne Einbildungskraft von dieser Wirklichkeit angekränkelt, und ihre Dichtung wie ihr Ideal trug die blasse Farbe der Zeit. Es schien als ob ihre Gedanken sich auf gar keinen andern Gegenstand richten konnten, als ob kein andrer Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit würdig sei, und das verräth in der Dichtung wie im Culturleben die Hypertrophie eines einzelnen Organs, die mit der Gesundheit unverträglich ist. „Wir wissen es, daß wir krank sind, schwer krank!" das war der beständige Refrain ihres Liedes, ihres Romans, ihres Theaters. Aber sie haben alles Mögliche gethan, die Krankheit zu steigern, indem sie die Phantasie des Volks mit den Bildern der Krankheit erfüllten.

Wer die neuere französische Literatur genauer kennt, wird sich sagen, daß diese Charakteristik weit mehr auf die Epoche der Julidynastie als auf die des Kaiserreichs Anwendung findet. Was der jüngere Dumas und Feydeau Tolles erfunden haben, reicht nicht an das, was uns in den Werken des ältern Dumas, Balzac's, George Sand's, Victor Hugo's entgegentritt. Der Unterschied liegt nur darin, daß die letztern ein außerordentliches Talent besaßen, während die neusten Romanschreiber hinter den wüsten Combinationen nur die Armuth ihrer Eingebung verstecken. Ich habe von dem jüngern Dumas eine ganze Masse von Bänden gelesen: nimmt man ihnen den Hautgout, so bleibt gar nichts daran.

Auf der andern Seite kommt diesen jüngern Schriftstellern die Entschuldigung zu gut, daß sie wirklich das Erzeugniß ihrer Zeit sind; während jene ältern viel dazu beigetragen haben, die Zeit so zu machen wie sie geworden ist. Und mit der Lite-

ratur, so ist es auch mit dem geschichtlichen Leben. Jetzt soll das Kaiserreich der Sündenbock für alle Verbrechen der Franzosen sein. Es ist wahr, Napoleon III. hat seine Macht durch einen Eidbruch gewonnen, einen Eidbruch unter erschwerenden Umständen; aber hatten die Franzosen das Recht, ihm das vorzuwerfen, bei denen der politische Eidbruch zu einer permanenten nationalen Institution geworden war? bei denen der Satz: der Wille des Volks ist das höchste Gesetz! alle Gewissensbedenken zu Boden schlug?

Es gab eine Zeit, wo jeder Liberale für die Revolution schwärmte, wo jede Revolution als ein heiliger Act der freien Menschheit begrüßt wurde. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß vieles Große in der Geschichte durch Revolutionen bewirkt ist; aber nur wenn sie eine acute Krisis darstellten; sobald sie chronisch wurden, haben sie die sittliche Gesundheit des Volks regelmäßig untergraben. Jede Revolution zerreißt gewisse Bande des Rechts, der Treue und der Sitte; wenn sich das periodisch und zwar in kurzen Zeiträumen wiederholt, so geht nicht blos der Begriff des Heiligen verloren, sondern jene Zucht des Willens, aus der allein seine Kraft entspringt. Wenn man das Recht zu haben glaubt, jeden Einfall, jedes Gelüst, jede Velleität in das Reich der Thatsachen zu erheben, wie soll man sich daran gewöhnen, langathmige Entschlüsse, auf Jahre hinaus gedacht, zu fassen und durchzuführen? und nur in solchen zeigt sich die Kraft des Willens. Als die Februar-Revolution ausbrach, sagte ein geistvoller deutscher Schriftsteller: die Franzosen gefallen sich in der Rolle des Sclaven, der beständig seine Ketten bricht; durch unverdrossene, unabläßige Arbeit es dahin zu bringen, daß man sie ihm nicht mehr anlegt, dazu sind sie unfähig.

In jeder geistigen Erregung zeigen die französischen Schriftsteller kein andres Ideal als den Genuß, das Gefühl der Pflicht

ist ihnen unbekannt. Der Genuß ist zuweilen nicht unmittelbar, man kann auch Genuß haben in Schmerzen, aber überall bleibt es das isolirte Gemüth, das nur in sich selbst lebt, dem die Dinge nur dienen sollen. Es liegt zuletzt auch ein Genuß darin, sich aufzuopfern, aber nur im Rausch. Dieser Rausch schwächt mehr und mehr die Kraft des Denkens und Empfindens in einer Nation; zuletzt bleibt nur die gemeinste Form des Genusses übrig, die Eitelkeit. Das Widerlichste in den modernen Romanen ist, daß die Helden ihre Verbrechen nicht in der Leidenschaft, sondern aus Eitelkeit begehn, um damit renommiren zu können. Ganz zuletzt nimmt man auch mit dem Schein vorlieb, und der Cultus des Scheins endet mit der bewußten Lüge.

Wie kommt es nun, daß diese neuere französische Literatur, die unsern Sitten und Ueberlieferungen so entschieden widerstrebt, dennoch so zahlreiche Anhänger bei uns gefunden hat? Unsre Literatur war doch grade im Kampf gegen die Franzosen aufgewachsen, und der Kampf hatte in den napoleonischen Zeiten noch eine ernstere und blutige Wendung genommen. Von 1806 bis in die Mitte der zwanziger Jahre schien die französische Literatur bei uns im Verruf; der deutsche Geist suchte eigenartige germanisch-burschenschaftliche Formen; dann aber tritt ein allgemeiner Umschwung ein, und wer noch gegen die Franzosen ist, wird als Verbündeter der Reaction gebrandmarkt.

Der Grund liegt in den politischen Verhältnissen. Der burschenschaftliche Geist war nicht im Stande gewesen, Deutschland zu verjüngen, und als in Frankreich die Julirevolution ausbrach, setzten die deutschen Regierungen allen Regungen der Freiheit ein kleinlich widerwärtiges Verfolgungssystem entgegen. Es war natürlich, daß alle Verfolgten sich zusammenfanden, sich verbündeten, ohne genau darauf zu achten, ob sie wirklich zusammengehörten. Menzel war politischer Denunciant und als solcher mit Recht in Verruf; nun aber nahm man sich aller

derer an, die er angriff, und wenn er gegen die Unsittlichkeit, die Frivolität, die Irreligiosität zu Felde zog, so glaubte man, weil er dagegen war, müßte wohl etwas Richtiges dahinter sein. Man ging nicht soweit, von jedem Liberalen zu verlangen, er solle französisch gesinnt, für die Emancipation der Frauen und gegen die Ehe sein; aber wer offen dagegen auftrat, kam in Verdacht, es im Interesse der Regierungen zu thun. Dieser Stimmung des Volks verdankt das junge Deutschland seine sonst unbegreiflichen Erfolge. Sie dauerte lange genug. Noch 1840, als die Franzosen unter Thiers' Leitung das Kriegsgeschrei gegen uns erhoben und Niklas Becker das hübsche Lied dichtete: „sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" wurde zwar die Masse des Volks lebhaft ergriffen, aber die höher gebildeten Liberalen zuckten die Achsel, sie mäkelten an diesem und jenem; sie suchten in alten Taschenbüchern nach und zeigten, daß Becker's übrige Gedichte nichts taugten — als ob Rouget de Lisle außer der Marseillaise etwas Nennenswerthes gedichtet hätte! Der freie deutsche Rhein kam bald wieder ab, dagegen wurden Heine's „Grenadiere" überall mit Begeisterung gesungen, jene Verherrlichung des blutdürstigen Landsknechtthums, als ob alle Erinnerungen an 1813 ausgelöscht wären.

Die Verehrung des Franzosenthums erreichte ihre Höhe 1848, als die Tricolore von neuem die Reise um die Welt zu machen schien. Aber nach dem Staatsstreich konnte man nicht länger behaupten, daß Freiheit und Franzosenthum identisch seien; man ertappte in der Frivolität, dem Unglauben und der Genußsucht die treuesten Verbündeten des Despotismus. So belehrt, sah man in die Vergangenheit zurück, und nahm den Unterschied zwischen Freiheit und Libertinage wahr.

Es ist darin aber noch nicht genug geschehn und wie unsre Brüder in Waffen jetzt im Begriff sind, dem französischen Hochmuth und der französischen Lüge in der politischen Welt gründ-

lich ein Ende zu machen, so wäre es Zeit, die Principien, die mit diesem Hochmuth und dieser Lüge zusammenhängen, einer durchgreifenden Kritik zu unterziehn.

II.

Dumas Fils.

Januar 1869.

Es ist etwa ein Jahrhundert her, daß wir uns von dem literarischen Uebergewicht der Franzosen frei gemacht haben; ihre Tragödie, ihre Lyrik und überhaupt die höheren Gattungen der Poesie finden seitdem wenig Beachtung bei uns, selbst der französische Roman steht im Ganzen an Einfluß hinter dem englischen zurück. Aber in Einem werden wir ihnen wol immer zinspflichtig bleiben: das französische Lustspiel hat keine Concurrenz. Seit Menschengedenken ist keine englische Komödie in's Deutsche übersetzt, während Alles, was in Paris einigen Erfolg hat, bei uns über die Bretter geht. Ich glaube, wir können unbefangen in dieser Richtung den Franzosen den Vorsprung lassen. Es sind nicht allein die Bühnendichter, in denen sich das Talent ausspricht, sondern eben so die Schauspieler, gegen welche die unsrigen nicht aufkommen: die Franzosen sind alle geborne Acteurs.

Das französische Lustspiel, wie es heute alle europäischen Bühnen beherrscht, stammt zunächst aus dem Spanischen und läßt sich schließlich auf Terenz und Menander zurückführen: es ist merkwürdig, wie wenig in diesen zweitausend Jahren sich die Formen der Bühne verändert haben. Nur der Trimeter und die Sclaven haben aufgehört, und das ist wohl der wichtigste Fortschritt des modernen Frankreich. Die Spanier hatten noch

den Vers, und die Sclaven wurden durch die Gracioſos erſetzt. Jetzt hat man gelernt ſie zu entbehren. Der Held ſchwatzt ſeine Geheimniſſe nicht dem Diener aus, er zeigt ſie unmittelbar dem Publicum, und das iſt ein unleugbarer Gewinn. Auch die proſaiſche Form begünſtigt das realiſtiſche, das imitative Moment, und ſo lernt man aus den beſſern Dichtern immer etwas von dem wirklichen Leben der Zeit. Im Uebrigen iſt die Intrigue des Stücks, die Einführung der Figuren und die ſchließliche Löſung des Knotens dieſelbe, die wir aus Terenz kennen. Nur die ſittlichen Vorausſetzungen haben ſich geändert.

Bei Terenz gilt es, ein anſcheinend liederliches Verhältniß in geſetzliche Form zu bringen. Daß der junge Mann von Stande ſich mit Courtiſanen abgiebt, iſt ihm durch die Sitte nicht verſagt; was die Väter dagegen einwenden, geht nur aus Klugheitsrückſichten hervor: der Sohn giebt ihnen zu viel Geld aus, oder er ruinirt ſeine Geſundheit u. ſ. w. Die Sclaven haben die Aufgabe, durch Liſt den Widerſpruch der Alten zu beſeitigen und ſchließlich die Prügel zu empfangen, die eigentlich dem jungen Herrn gebührten. Die Löſung des Knotens liegt in der Regel darin, daß die vermeintliche Courtiſane ſich als freigeborne Bürgerin erweiſt und dadurch heirathsfähig wird: eine Emancipation wirklicher Courtiſanen kommt im griechiſch-lateiniſchen Theater nicht vor.

Bei Calderon fallen die Courtiſanen weg, ſie ſind ſelbſt als Nebenfiguren nicht ſalonfähig; an ihre Stelle tritt das junge Fräulein. Die Sitte iſt ſtreng: wenn Vater oder Bruder ſie auf einem Rendezvous ertappen, ſo wird ſofort getödtet; aber grade dieſe äußern Schranken beflügeln den weiblichen Unternehmungsgeiſt, und an luſtigen Heroinnen, die das Abenteuerlichſte wagen und der ärgſten Gefahr mit Muth und Liſt entgegengehn, iſt kein Theater ſo reich als das ſpaniſche. Die Schlußheirath wird lediglich aus Schicklichkeitsrückſichten geſchloſſen, und

dann fällt der Vorhang: eheliche Conflicte kommen nur im Trauerspiel vor und enden stets tragisch.

Daß die Franzosen von vornherein dies Bedenken wenigstens nicht für unüberwindlich hielten, weiß man aus Molière: übrigens macht das Stück, in welchem er den Ehebruch schildert, einen um so peinlicheren Eindruck, da er sich selbst wol oft zugerufen haben mag: tu l'as voulu George Dandin! Indeß ging man auf dem Theater an solche Verhältnisse nur mit einiger Scheu, selbst in den Zeiten, wo im Roman das Rasendste gewagt wurde: es ist doch ein großer Unterschied, ob man solche Dinge sich erzählen läßt oder vor Augen sieht. Verhältnißmäßig ziemlich spät, in der Aufregung, welche die Julirevolution begleitete, pflanzt das Theater die Fahne der Empörung gegen die sittlichen Voraussetzungen der Gesellschaft auf, und es ist keine geringe Kühnheit, daß die ersten und stärksten Versuche der Art vor den Romanen George Sand's erschienen: von Victor Hugo „Marion de Lorme", 1829, von Dumas dem Aeltern „Anthony", 1831, „Thérèse", 1832, „Angèle", 1834. Als „Anthony" erschien, war Alexander Dumas der Sohn sieben Jahre alt, zwanzig Jahre jünger als sein Vater: der Charakter des Helden und die Bestialität seines Ehebruchs und seiner Mordthat ist motivirt durch seine falsche Stellung zur Welt, die mit seiner Geburt verknüpft ist; man kann sich denken, was das Stück später auf den jungen Mann für einen Eindruck machen mußte, der sich in ähnlicher Lage fand. Manche sonderbare und ganz unverständliche Einfälle in der „Affaire Clémenceau" finden darin ihre Erklärung.

Wenn unternehmende Köpfe eine neue Richtung einschlagen, so finden sie bald Nachfolge. Scribe brachte 1833 „Les malheurs d'un amant heureux" auf die Bühne, und seit der Zeit sind die Conflicte der Ehe der Lieblingsgegenstand sowol in seinen Dramen als in denen der übrigen populären Schriftsteller.

Das beste Stück der Art möchte Scribe's „Une chaîne" sein (1840). Der Ductus ist ganz Calderon, und auch die Heldin wie die übrigen intriganten Frauen Scribe's sind nach spanischen Vorbildern gearbeitet: nur würde Calderon die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, daß es eine verheirathete Frau ist, die dergleichen unternimmt. Uebrigens kann man Scribe nicht nachsagen, daß er die Sache unsittlich auffaßt: er zeigt die Dinge, wie sie im wirklichen Leben nur zu häufig vorkommen, aber er warnt davor. Seine Motive sind nicht hochsittlicher Art: er zeigt, daß das Verhältniß zu verheiratheten Frauen viel Geld und Zeit kostet, daß es in der Arbeit stört, zu Heimlichkeiten und Lügen verführt, daß man doch immer fürchten muß, der Ehemann werde sich mit Degen oder Pistolen in's Mittel legen, und daß diese beständige Besorgniß das Leben keineswegs behaglicher macht; er zeigt, daß es doch lästig ist, einen anständigen Mann, vielleicht seinen Wohlthäter zu betrügen. Wenn man einmal in solche Verhältnisse gerathen ist, so empfiehlt er, sich mit Schonung aber Festigkeit möglichst bald daraus zu lösen; was freilich seine Schwierigkeiten habe, da die Frauen, wenn sie einmal so weit sind, gewöhnlich keine Rücksicht mehr kennen. Es ist eine nüchterne, praktische Moral, ganz im Geist der Julidynastie, deren eifriger Partisan Scribe war, und dabei in so viel Scherz und heitre Einfälle eingewickelt, daß man von ihr nicht belästigt wird. Das ist im Wesentlichen auch der Charakter der Komödien von Alfred de Musset, die freilich mit der Sprache dreister herausgehn und sich auch in Bezug auf den Ausgang größere Licenzen erlauben als Scribe.

In neuster Zeit nun tritt die Moralität anspruchsvoller hervor, und wie der Roman einen lehrhaften Charakter annimmt, so giebt sich auch die Komödie ein feierliches Ansehn; sie läßt es nicht mehr bei Klugheitsrücksichten bewenden, sie versteigt sich zu Principien, freilich meist sehr wunderlicher Art. Unter

diesen moralisirenden Dramatikern zeichnen sich Octave Feuillet und der jüngere Dumas aus. Sie traten ungefähr beide gleichzeitig auf, um's Jahr 1848, wo ohnehin alle bisher für unumstößlich geltenden Begriffe auf den Kopf gestellt wurden.

Diese modernen Talente gewinnen eine ganz eigenthümliche Farbe durch die industrielle Richtung der neusten Literatur. Früher glaubte man, jedes Kunstwerk gewinne durch den Inhalt eine bestimmte Form; jetzt gehört es zur Tagesordnung, daß derselbe Autor erst einen Roman schreibt und ihn dann dramatisirt, um auch von dieser Seite Tantième zu ziehn. Die Frage, ob ein Theaterdichter das Recht hat, auf diese Weise das Werk eines andern Autors auszubeuten, läßt sich vom civilrechtlichen Standpunkt nicht leicht entscheiden; künstlerisch ausführbar ist es gar wol. Denn der fertige Roman tritt dem neuen Dichter wie ein fremder Stoff gegenüber, der ihn auf eigne Weise afficirt und von ihm auf eigne Weise aufgefaßt werden kann. Die Ereignisse und Handlungen sind im Roman ganz anders zu motiviren als im Drama: dem aufmerksamen Leser kann man Manches mit feineren Strichen zeigen; man kann persönlich eingreifen und Manches erklären, was sich aus der Handlung selbst nicht erklärt. Der fremde Dichter kann die Charaktere anders auffassen, er kann neue Motive erfinden und so einen neuen innern Zusammenhang hineinbringen; das kann aber der ursprüngliche Dichter nicht, wenn seine Schöpfung wirklich lebte.

Auch bei dem jüngern Dumas ist die Romanform das Ursprüngliche, das Theater kam erst später hinzu.

Er trat 1848, vierundzwanzig Jahre alt, mit drei Romanen auf, die rasch auf einander folgten: „Le roman d'une femme," „Césarine" und „La dame aux camélias." Den letzten hat er nachher fürs Theater behandelt; außerdem ist eine von Verdi's Kraftopern: „La Traviata," daraus geschöpft.

Im „Roman einer Frau" finden wir ein Ehepaar, das

die beſten Hoffnungen erregt. Sie haben ſich aus Liebe geheirathet, ſie wird uns als reizendes Mädchen vorgeführt, er als kräftige, hochbegabte und edle Natur. Sie leben äußerlich in den beſten Verhältniſſen, er hat aus Liebe zu ſeiner Gattin die politiſche Laufbahn, die früher ſeine ganze Leidenſchaft war, aufgeben wollen, und nur auf ihr dringendes Bitten ſich wieder daran betheiligt. Es iſt Nichts vorgefallen, ihr Glück zu ſtören, als daß Mariens Mutter geſtorben iſt. Aber Marie gerieth durch dies Ereigniß, wie der Verfaſſer erzählt, „in den Zuſtand, in den nervöſe Frauen öfters verfallen, wenn ſie einen Schmerz erlitten haben.“ Sie wußte nicht, was ſie wollte. Bald wollte ſie trotz ihrer Trauer wieder in Geſellſchaften gehn, weil ſie ſich in der Einſamkeit langweilte, dann gab es Tage, wo ſie glaubte, daß ihr Mann ſie nicht liebe, oder daß ſie ihn nicht liebe. In einzelnen Augenblicken zählte ſie ſich zu den unglücklichen und unbegriffnen Frauen. Wenn ihr Mann nach Hauſe kam, machte ſie ihm Vorwürfe, die er nicht verdiente; dann warf ſie ſich ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Einmal iſt ſie bei ſehr ſchlechtem Wetter auf dem Kirchhof am Grabe ihrer Mutter geweſen. Als ſie erſchöpft zurückkehrt, kommt ein junger Mann zu ihr, der ihr vor ihrer Verheirathung den Hof gemacht, den ſie aber zurückgewieſen hat. Sie läßt ſich ihm gegenüber ganz in ihrer Stimmung gehn, und bald liegt er ihr zu Füßen. Sie wird es kaum gewahr, als er ſie leidenſchaftlich in die Arme drückt, als er immer weiter geht — ſie hatte keine Kraft ihn abzuwehren. „In dem Zuſtand, in dem ſie war, hätte jeder Mann ſie beſeſſen, wenn er gewollt hätte, denn ſie war nicht mehr Herr über ihren Körper und über ihre Seele.“ Sie wird erſt gewahr, was geſchehn iſt, als Leon fortgeht, den ſie weder vorher geliebt, noch jetzt liebt. Sie verfällt in einen furchtbaren Thränenkrampf; den andern Morgen ſtürzt ſie Leon zu Füßen, bekennt ihm,

daß sie ihn nicht liebe, und bittet ihn, sie in Ruhe zu lassen. Als er darauf nicht eingeht, verspricht sie seine Sclavin zu sein, sie wolle ihm jeden Morgen und jeden Abend schreiben, nur möchte er sie nicht zwingen — vor ihrem Gatten zu erröthen — und als auch das nicht bewilligt wird, thut sie Alles und thut es täglich. Dabei liebt sie noch immer ihren Mann und liebt Leon nicht. So geht das eine geraume Zeit fort, bis endlich durch eine Nebenbuhlerin die Sache verrathen wird. Das Weitre kann übergangen werden. Zum Schluß, als ihr Mann sich erschossen hat, erinnert sich die junge Frau, daß sie eine Tochter besitzt, die sie im Stich gelassen hat und die sich bei der Schwester ihres Mannes befindet. Sie verlangt diese zurück, und als die Schwägerin ihr erwiedert, sie habe bei ihr nichts zu suchen, die Ehebrecherin gehöre auf die Straße, da wird diese engherzige moralische Person vom Verfasser gehörig abgetrumpft. —

Heilige Eulalia Meinau! Fußfällig bitte ich dir alle Beleidigungen ab, die ich dir angethan! Du antwortetest doch, als man dich fragte: wie so? „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte?" — Marie hat eine bessre Auskunft: sie hat gar nicht gemerkt, was vorgefallen ist! und ihr Dichter findet es ganz natürlich, und meint, daß ein ähnliches Unglück bei einer ähnlichen Stimmung jeder Frau passiren könne! Gott lasse sie eben im Stich.

Ist denn das menschenmöglich? Gegen die Aussage eines Dichters das Inductionsverfahren eintreten zu lassen, würde zu nichts führen, da die sogenannte Wirklichkeit die unglaublichsten Dinge zeigt, ohne doch das Innre der Dinge zu öffnen. Die Aussage ist nach ihrem eignen Gehalt zu prüfen, und trotz alles Aufwandes in der Schilderung gelingt es Dumas, der ein sehr geschickter Colorist ist, nicht, uns den Widerspruch gegen das Naturgesetz glaublich zu machen. Es wäre also überflüssig,

das Benehmen der Betheiligten nach Grundsätzen zu prüfen, beim Eintreten eines Falls, an den wir nicht glauben.

Es hat schon mancher Dichter in seinem vierundzwanzigsten Jahr ein verkehrtes Buch geschrieben, und es später durch bessre Leistungen in Vergessenheit gebracht. Halten wir aber Dumas' letztes Werk „Affaire Clémenceau", das seinem vierundvierzigsten Jahr angehört, neben das erste, so macht es im Wesentlichen denselben Eindruck. Mächtige Declamation, große Gewandheit in der sinnlichen Farbe, aber nicht der mindeste Respect vor der Wahrheit, und sittliche Maximen, an die man nur im Delirium tremens glauben sollte. Der Held heirathet ein schönes Weib, über dessen sittliche Beschaffenheit ihn ihre Vergangenheit bereits hätte aufklären sollen. Er erfährt nach einigen Jahren, daß sie ihn auf das Tollste betrogen hat, trennt sich von ihr, läßt sich aber durch einen Köder, den sie ihm zuwirft, verlocken, sie wieder aufzusuchen, bringt eine Nacht bei ihr zu, und da er beim Erwachen die Empfindung hat, er würde vor dem Publicum auf das Aeußerste prostituirt sein, wenn sie diese Nacht überlebte, so — tödtet er sie. Es ist nicht das viehisch Brutale der Handlung, welches den widerwärtigsten Eindruck macht, sondern die Unfähigkeit des Dichters, eine Paradoxie im großen Stil durchzuführen. Er will die dämonische Macht der Liebe schildern, die den Menschen zum willenlosen Sclaven eines schlechten Geschöpfs macht: aber dazu reicht seine poetische Kraft nicht aus. Was Herrn Clémenceau bestimmt, ist nicht Liebe, sondern erst gemeine Sinneslust und dann gekränkte Eitelkeit. Nachdem er nun die That begangen, die ihn zu einem Vieh stempelt, ergreift er nicht den einzigen Ausweg, der ihm blieb, um über seine elende Existenz einen Schein des Anstands zu werfen, er schießt sich nicht eine Kugel durch den Kopf: sondern er schreibt ein ausführliches Plaidoyer für seinen Advocaten, worin er seine psychologische Entwicklung

von der frühſten Kindheit an gewiſſermaßen als eine Summe mildernder Umſtände ausführlich beſchreibt; angeblich um ſeines Kindes wegen ſein Leben zu erhalten, in der That aber, um ſich intereſſant zu machen. Wenn ſolch ein Geſchöpf möglich ſein ſollte, was in aller Welt hat die Poeſie damit zu thun!

Das Motiv der beleidigten Eitelkeit iſt durchgehend in allen Romanen und Komödien, nur daß Dumas nicht von Eitelkeit, ſondern von „Würde" ſpricht. Er iſt nie im Stande, eine Leidenſchaft rein und voll ausklingen zu laſſen; es miſcht ſich immer der Nebengedanke hinein: was mach' ich für eine Figur? Darum hat er Unrecht, in der „Dame aux Camélias". ſich auf „Manon Lescaut" zu berufen. Manon Lescaut war die hochpoetiſche Ausführung einer argen Paradoxie, ein Virtuoſenſtück, wie es auch dem begabteſten Dichter nur einmal gelingt, und das durch jeden Verſuch der Wiederholung in's Fratzenhafte verzerrt wird. Manon Lescaut und der Ritter De Grieux handeln aus der innerſten Nothwendigkeit ihrer Natur heraus, einer kranken Natur freilich, aber wir beugen uns unwillkürlich unter ihre Gewalt. Von einer ſolchen Naturkraft iſt weder bei Marguerite Gautier noch bei ihrem elenden Liebhaber Armand Duval die Rede: der einen iſt ausſchweifender Luxus ein Lebensbedürfniß, ſie braucht jährlich etwa 100,000 Franken, daneben aber hat ſie das Bedürfniß nach reiner Liebe, daneben iſt ſie auch gutmüthig und möchte nicht gern etwas Uebles thun. Armand Duval hält es für unter ſeiner Würde, ein Liebesidyll in einem Landhaus zu ſpielen, das einem reichern Nebenbuhler gehört, d. h. der homme entretenu einer femme entretenue zu werden, thut es aber endlich doch, und um ihn dem unpaſſenden Verhältniß zu entziehn, veranlaßt der kluge Vater die gutmüthige Marguerite, die Eitelkeit ſeines Sohns zu kränken. Jetzt macht dieſer es nur halb wie Clémenceau, er ſchenkt ihr eine Nacht, aber er bringt ſie nicht um; ſtatt deſſen verfolgt er ſie mit einem

so kleinlichen und schäbigen System der Rache, daß man sich seiner Gesellschaft schämt.

Marguerite hat sich durch ihre Ausschweifungen die Schwindsucht zugezogen und stirbt daran. Die Krankheitsgeschichte wird mit unschöner Ausführlichkeit vorgetragen, und damit noch nicht zufrieden, läßt Duval, als er reuig zurückkehrt und findet, daß Marguerite eine tugendhafte Person war, ihre Leiche ausgraben, um zu sehn, was die Würmer und die Fäulniß aus ihr gemacht!

„Die Liebe einer Courtisane", heißt es einmal, und darin scheint die Moral der Geschichte zu liegen, „wird ihre Strafe; sie wird durch ihre Liebe verzehrt. Aber wenn der Mann, der diese entsühnende Liebe einflößt, edel genug fühlt, um sie anzunehmen, dann kann er in einem Zug die ganze Fülle aller irdischen Erregungen schlürfen, und nach dieser gewaltigsten aller Leidenschaften ist sein Herz für jede weitere verschlossen." —

Zwischen der „Welt" der anständigen Leute und den ganz gemeinen Personen liegt eine mittlere Schicht, zu welcher Courtisanen aus den niedern Ständen sich emporarbeiten, in welche Damen der höhern Stände, die wegen Ehebruchs von ihren Männern fortgeschickt sind, herabsinken. Von dieser „Demimonde" hat Dumas in dem Stück gleichen Namens ziemlich alle Typen zusammengestellt, nicht um sie zu rühmen, sondern vor ihnen zu warnen. Im Urtheil über diese Menschenclasse wird der Leser dem Autor gewiß beipflichten, es sind ganz infame Creaturen; weniger wird er mit dem Benehmen der anständigen Leute zufrieden sein. Die einzige Regel des Anstands, welche diese Leute kennen, ist, daß man aus der Demi-monde nicht heirathen darf. In dem genannten Stück hat eine jener Frauen den Ehrgeiz, zu heirathen, und die Intrigue dreht sich darum, daß die anständigen Leute das verhindern. Der Held Olivier, der die Maschine dirigirt, wendet Mittel an, die im Grunde

noch viel unanſtändiger ſind als was die Demi-monde thut, die aber nicht direct gegen einen angenommenen Ehrenpunkt verſtoßen. Zum Beiſpiel ſo. Es iſt gegen die Ehre, empfangene Liebesbriefe auszuliefern: das thut alſo Olivier nicht, als ein eiferſüchtiger Nebenbuhler ihn dazu auffordert. „Ich kann ſie nicht ausliefern!“ ſagt er zu ihm, „aber hier ſind ſie, ich lege ſie auf den Tiſch, gehe dann fort und waſche meine Hände in Unſchuld.“ — Das iſt die Ehre der Männer von Welt! — Und derſelbe Olivier, der ſo weitläufige Mittel in Bewegung ſetzt, um einen Tölpel von den Schlingen einer übrigens ganz niedlichen Buhlerin zu befreien, heirathet doch aus der Demi-monde, freilich eine jüngre Perſon, die noch nicht ganz verdorben iſt, gegen die er aber auf's Aeußerſte proteſtirt hat. In einer andern Komödie, „Les Idées de Madame Aubray“, 1867, findet die tugendhafte engelgleiche Heldin ein junges Frauenzimmer aus den untern Ständen, das ein Kind hat und keinen Mann, aber ſonſt recht gutmüthig ſcheint. Madame Aubray, die ſich ſtets gekränkter Unſchuld annimmt, will ihr, um ſie auf den Pfade der Sittlichkeit feſtzuhalten, zuerſt einen Mann verſchaffen der das Leben ſchon tüchtig durchgekoſtet hat, giebt ſie abſchließlich nach einigen Proteſten ihrem eignen Sohn.

Es iſt in dieſem Stück noch ein andrer recht fataler Zu. Madame Aubray bekennt einem Herrn, ſie ſei zweiundvierz Jahre alt. „Nicht möglich“, antwortete dieſer natürlich, „ich hätte geglaubt, fünfundzwanzig“. Darauf nimmt der vierun zwanzigjährige Sohn das Wort: „Eine reine Seele macht au das Geſicht jung, die Jugend triumphirt über die Zeit. Ich höre gern, was Sie da ſagen, mein Herr! und ich höre es oft Ich bin ſo ſtolz auf dieſe Mutter! Man hält uns überall für Bruder und Schweſter, und wenn das ſo fortgeht, werde ich bald älter ausſehn“ (er küßt ihr die Hand) „und Du wirſt mir Reſpect ſchuldig ſein. Aber ſie fürchtet ſich ſo ſehr vor dem An-

ſchein der Coquetterie, dieſe häßliche Mama! daß ſie Alles thut, um alt auszuſehn. Wie ſie ſich nur friſirt, bei dieſen Haaren!" (Er ordnet ihr die Haare.) „Wie ſieht das gleich anders aus! Wenn man uns jetzt auf der Straße trifft, Arm in Arm, ſo wird alle Welt ſagen, ach das reizende Pärchen!" (Er küßt ſie.) Die Zuſchauer ſtehn mit Thränen der Rührung und mit gefalteten Händen vor dieſem Schauſpiel für Götter, das mit der Handlung nicht das Mindeſte zu thun hat — und ja auch nicht eigentlich unſittlich iſt — aber Pfui über dies Geſindel, das auch das heiligſte aller Verhältniſſe nicht idealiſiren kann, als in der Manier einer Griſette! — Es wird immer darüber geklagt, daß für dieſe franzöſiſche Literatur keine echte Ehe exiſtirt; was aber noch viel ſchlimmer iſt: es giebt auch keine echten Väter und Mütter mehr.

Da iſt noch ein Stück „Le père prodigue" (1859). Ein Vater verſchleudert ſein Geld, hat auch viel unpaſſende Liebſchaften. Der moraliſch gebildete Sohn ſetzt ihm endlich den Kopf zurecht. Der Stoff ließe ſich vielleicht in einer recht derben Poſſe luſtig behandeln, aber anzuſehn, wie der Sohn gegen ſeinen Vater ſtreng und drohend verfährt, und wie der Vater dabei von Liebe zum Sohn und von Schmerz über das Geſchehene überfließt, und das Alles im baaren Ernſt — da hört wirklich Alles auf!

Ich könnte aus den übrigen Stücken noch viele intereſſante Züge hervorheben; den Zuhörer immer auf's Neue zu überraſchen, verſteht der erfindungsreiche Verfaſſer allerdings. Die ſpaßhafteſten Einfälle ſind in „L'ami des femmes." Z. B. der folgende. Eine junge Frau verſagt ihrem Gatten die ehelichen Rechte. „Que voulez-vous!" erläutert ſie einem Allerwelts-Hausfreund, „es war Trotz, was weiß ich!" — In einem lebhaften Augenblick entſchädigt er ſich am Kammermädchen. Dies Verbrechen ſcheint ihr ſo ungeheuer, daß ſie ihn verſtößt, ihn vor

Andern verleumdet, mit jungen Herrn die unanſtändigſten Verhältniſſe eingeht. Er läßt ſich alles gefallen, und verſpricht, ſobald als möglich den Tod zu ſuchen, um ſie zu befreien. — Warum? — Iſt er aus Liebe verrückt geworden? — Nicht doch! — Ihr Eingebrachtes war größer als ſein Vermögen, und er will den Verdacht vermeiden, als gehe er dem Geld nach! — Der Hausfreund gleicht alles aus, rettet auch durch eine fromme Lüge den armen Gatten vor der Kugel des Liebhabers ſeiner Frau.

Der bemerkenswertheſte Zug bei Dumas und ſeines Gleichen iſt die blinde Verehrung vor vornehmen Damen, auch wenn ſie ſich als Dirnen benehmen. „Une telle femme ne peut déchoir, quoiqu'elle fasse, car elle ne tera rien dehors de sa race et de son origine." — „La transformation (in eine Dirne) est complète, et cependant c'est toujours la même femme, parce que cette femme est de race pure" u. ſ. w. — Ueberall ſelbſtverſtändlich, daß die Race durch Spitzenkleider und Perlenhalsbänder legitimirt wird, denn das gehört nothwendig dazu.

Daß Alexander Dumas ein großes Talent für die Bühne beſitzt, will ich nicht in Abrede ſtellen, obgleich mir auch an Friſche Scribe und ſeine Schule bei Weitem den Vorzug zu verdienen ſcheinen; aber was hilft das Talent der Appretur, wenn man keinen realen Stoff hat! Auch will es Dumas durchaus nicht ſo verſtehn: in der Vorrede zu ſeinen geſammelten Werken ſpricht er im Ton eines Propheten über ſeine Miſſion, und iſt ſtolz darauf, die Welt ſittlich zu verjüngen!

Es iſt keine Gefahr, daß ſeine moraliſchen Grundſätze in Deutſchland Beifall finden; von größerm Intereſſe iſt, ſich die Erſcheinung zu erklären.

Die meiſten franzöſiſchen Dichter der neuſten Zeit ſündigen auf's Härteſte gegen die Wirklichkeit und das Geſetz der menſchlichen Natur, ſie ſind aber, hiſtoriſch betrachtet, nicht ohne allen

Inhalt. Was wir aus ihnen kennen lernen, ist der Dunstkreis, den seit etwa einem halben Jahrhundert die wunderliche Art der Culturbewegung über Paris verbreitet hat. Auf die cynische Lebensauffassung, wie sie in der Schule Voltaire's sich gegen alle Ideale richtete, folgte eine Periode, die nach Idealen und heiligen Empfindungen dürstete. Aber man wollte das Eine gewinnen und das Andre nicht entbehren. Die Liederlichkeit, in die man sich in der alten cynischen Stimmung eingelebt, pflanzte sich schon durch Tradition gleichsam als Pflicht fort; es hätte die Eitelkeit gekränkt, darin hinter den Vätern zurückzustehn. Aber auch den Genuß des Heiligen wollte man haben, und so wußte man kein andres Mittel, als die Liederlichkeit zu spiritualisiren. Die Literatur war der Zwischenträger; das strebsame Bürgerthum las in den Romanen beständig von Prinzessinnen und Loretten, von Goldbrocat und Vollblutpferden, von kolossalen Lastern und kolossalen Genüssen, man lauschte begierig darauf, was in jenen Regionen vorging, und das wurde nun das heimliche Ideal des Spießbürgers und der Spießbürgerin. „Jeder Jüngling wünscht sich so zu lieben, jedes Mädchen so geliebt zu sein." — Aber die alten hocharistokratischen Dimensionen paßten nicht für die neuen bürgerlichen Verhältnisse, und so wurden sie denn in verkleinertem Maß nachgebildet, aber mit dem alten Anspruch auf gewaltige Erregung. Man wollte die Genüsse eines Millionairs haben, ohne die Mittel dazu. Das ist das Schlimmste bei der modernsten Literatur. Es sind nicht Leidenschaften, die darin ihr Spiel treiben, sondern es ist die Eitelkeit, die die Maske der Leidenschaften aufsetzt. Dadurch werden alle Bewegungen, so viel Talent die Poeten dabei aufwenden, gezwungen, unnatürlich und verdreht. Alle diese Gestalten leben ein Leben, das nicht ihr eigen ist, sie zehren vom fremden Gut und ihre Schulden bleiben unbezahlt.

III.

Moral und Aeſthetik.

Friedrich Spielhagen hat in einer Kritik der „Affaire Clémenceau" ſchweres Geſchütz aufgeführt, um die Kartenhäuſer dieſer neufranzöſiſchen Sittlichkeit umzuwerfen. Er ſchließt mit einer Kriegserklärung gegen die frivole geiſt- und ſittenloſe Civiliſation der Franzoſen. „Sorgen wir, daß nichts von dieſem Samen auf deutſches Erdreich falle, und wo er bereits Wurzel gefaßt hat, reißen wir das ſchnöde Unkraut aus, und werfen es ins Feuer!"

War es die Abſicht des Kritikers, das deutſche Publicum vor der Lectüre des Buchs zu warnen, ſo hat er dieſen Zweck ſchwerlich erreicht. Dergleichen Beſprechungen pflegen im Gegentheil das Publicum neugierig zu machen, und Spielhagen's Kritik hat ohne Zweifel der „Affaire Clémenceau" zahlreiche Leſer verſchafft.

Was haben alſo ſolche Kritiken für einen Zweck? Hauptſächlich die Aufmerkſamkeit des Publicums zu erregen, ſeiner Gedankenloſigkeit zu ſteuern. Gedankenlos iſt das Publicum als ſolches faſt immer, es folgt dem Verführer nicht blos, wenn er durch einen beſonders dämoniſchen Zauber ſeinen Verſtand einſchläfert, es folgt ihm zuletzt aus bloßer Gewohnheit, und je weniger es ſich über die empfangenen Eindrücke Rechenſchaft giebt, deſto dauernder haften ſie. Durch ſchlechte Lectüre, der man ſich gedankenlos hingiebt, wird die Integrität des Urtheils beeinträchtigt. Was für jämmerliche Ideen hatten ſich aus den Theaterſtücken von Kotzebue, aus den Novellen von Clauren bei uns eingeſchlichen! wie ſehr hatte man ſich daran gewöhnt, die ernſthafteſten und ſelbſt heiligſten Angelegenheiten mit jener ſchläfrigen Gemüthlichkeit anzuſehn, die Fünf gerade ſein läßt!

Hier hat die deutsche Kritik ein segensreiches Werk gethan. Und sie hat um so nützlicher gewirkt, je derber sie schlug. Durch zarte Aeußerungen macht man die Aufmerksamkeit nicht rege, zwingt man die schläfrige Menge nicht, das unbewußt Aufgenommene zu prüfen, weckt nicht das Gewissen, das erst angerufen werden muß, wenn es sprechen soll.

Die moralische Kritik hat eine sehr nothwendige aber auch sehr beschwerliche Aufgabe, beschwerlich nicht blos, weil sie den Schmutz aufwühlen muß, um zu zeigen, daß es Schmutz ist, ein für die Geruchsnerven wenig ersprießliches Geschäft, sondern hauptsächlich, weil die gründliche Analyse des Nichtigen einem wohl angelegten Verstand widersteht. Um so mehr muß man dem Kritiker Dank wissen, der einmal den Anfang macht, und doppelten Dank dem Verfasser der „Problematischen Naturen", den man nicht im Verdacht haben kann, ein einseitiger Moralist zu sein.

Das Vorurtheil gegen die Urtheile der Moralisten über Kunstwerke erklärt sich aus ihrer Einseitigkeit: zu oft gehn sie darauf aus, zu Gunsten althergebrachter conventioneller Begriffe die Lebenskraft einzuschränken. Die ächte Moral macht das Leben reicher und voller, sie befreit die Brust und erleichtert das Athmen; die engherzige pietistische, resignirende Moral, wie sie noch in Gellert waltet, zeigt nur Schranken und Gefahren, und macht das Herz unnöthig beklommen. Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts.

Es ist unerlaubt, was in gewissen respectablen Kreisen für sittlich gilt, für den absoluten Maßstab der Sittlichkeit auszugeben. Wohl ist nicht erst wem erlaubt, die Sitte anzutasten, die durch lange Dauer und unablässige Uebung feste Formen schafft, und man darf von der Metaphysik der Tugend nicht reden, ehe man sich die Grammatik der Tugend vollkommen angeeignet hat. Aber der Maßstab, der für gewöhnliche Menschen

ausreicht, darf an Erfinder nicht gelegt werden. Jeder Act höherer Sittlichkeit ist nicht blos eine Anwendung, sondern eine Erweiterung und Vertiefung des sittlichen Princips, und nach den Regeln des bloßen Herkommens nicht zu messen. Jeder tiefere Conflict verlangt eine Vertiefung des sittlichen Nachdenkens, die über das Gelernte hinausgeht. Der Dichter, der im individuellen Fall auf das Wesen des sittlichen Conflicts ein helleres Licht wirft, leistet damit der Sittlichkeit einen ebenso großen Dienst, als der Philosoph, der das Gesetz feststellt.

Die echte Moral ist niemals mürrisch; sie geht z. B. nie darauf aus, eins der edelsten Symptome der menschlichen Gesundheit, das Lachen, zu beeinträchtigen. Jeder Stoff, auch der schlimmste, hat das Recht zur komischen Darstellung, wenn er als Symbol der verkehrten Weltordnung idealisirt wird. Eins der wichtigsten moralischen Gesetze, das man zu oft verkennt, ist, Scherz vom Ernst zu unterscheiden: wer das im Leben streng beobachtet, ist vor vielen der schwersten Verirrungen bewahrt, und ebenso in der Kunst vor thörichten Urtheilen. Es ist mit der Moral wie mit dem Namen Gottes, den man nicht unnützlich führen soll. Es giebt zwar eine Schule von Moralisten, die von dem Grundsatz ausgehn: sei moralisch ohne Unterlaß! erfülle eine Pflicht gegen Gott und deine Mitmenschen, auch wenn du die Kleider wechselst! Aber diese Schule ist nur geeignet, Pecksniffe zu erziehn. Man wird um so ernster sein können, je mehr man Scherz versteht.

Für eine zahlreiche Classe von Lesern reicht es aus, einem Roman den Stempel der Immoralität aufzuprägen, wenn er sich mit dem Ehebruch abgiebt. Sünden gegen die übrigen zehn Gebote darzustellen, sogar mit allem Aufwand der Schilderung, soll dem Dichter erlaubt sein; das sechste Gebot dagegen soll außer Frage stehn. Der Roman soll junge Mädchen nicht zu früh in sexuelle Geheimnisse einweihn, die ihren Sinnen Be-

schäftigung geben und die Unschuld ihrer Empfindung schädigen.

Aber dieser Vorwurf trifft nicht den Roman, sondern unachtsame Eltern und Vormünder. Da unmöglich alle Bücher für Backfische geschrieben sein können, Grimm's „deutsche Grammatik" und Kant's „Kritik der reinen Vernunft" so wenig als die „Wahlverwandtschaften", so ist es Sache des Erziehers, die Auswahl zu treffen. Es giebt sehr ernsthafte Probleme im menschlichen Leben, die der Dichter durch Exemplification dem Verständniß näher zu rücken vermag, ohne daß sie deshalb in den Gesichtskreis junger Mädchen gehören. Auch das Schlechte darf der Dichter nicht scheuen, wenn es sich um Analyse eines Gesetzes handelt, wie wir ja auch im wirklichen Leben uns zuweilen nicht erwehren können, die Sitze des Lasters aufzusuchen: nur ist es ein Unterschied, ob man es zu einem nützlichen Zweck thut, oder aus Behagen.

Aber hat der Moralist überhaupt über ein Kunstwerk zu urtheilen? Hat die Kunst überhaupt etwas mit der Moral zu thun? Ist sie nicht frei von den Banden, welche das wirkliche Leben bedingen und einschränken?

In der That würde man dem Moralisten ersparen können, sich mit der Kunst zu beschäftigen, wenn man der Kunst nur verwehren könnte, sich mit der Moral zu beschäftigen. Wer eine Landschaft nach moralischem Maßstab beurtheilen wollte, würde sich lächerlich machen; aber wo es sich um Handlungen, Grundsätze, Gedanken und Empfindungen von Menschen handelt, wird man sich Romanfiguren gegenüber schwerlich anders verhalten können, als gegen wirkliche Menschen, d. h. man wird sich ein sittliches Urtheil über sie bilden, und prüfen, ob dies Urtheil mit dem Urtheil des Dichters übereinstimmt.

Nun ist das Moralisiren in neuster Zeit eins der Hauptgeschäfte des Dichters, und der Roman unterläßt es selten, die

Beispiele absonderlichen Thuns und Denkens, die er anführt, unter allgemeine Grundsätze zu bringen. Mehr als ein früheres Zeitalter ist das unsrige geneigt, zu reflectiren, sich über Grund und Folge in der sittlichen Welt ebenso Rechenschaft zu geben, wie über Grund und Folge in der physischen. Eben darum ist der Roman nicht nur eine Modeliebhaberei, sondern das angemessenste Vehikel für das, worauf es dem modernen Culturmenschen hauptsächlich ankommt.

In frühern Zeiten betrachtete man entweder die Norm als etwas Gegebnes, worüber man nicht weiter zu discutiren habe und das man als allgemein bekannt voraussetzen könne; oder man glaubte aller [Norm] entbehren zu können. Im letztern Sinn schrieb Boccaccio seine Novellen. So aber denkt unter unsern Dichtern fast keiner: auch wo sie die gegebne Sittlichkeit leugnen und bekämpfen, suchen sie nach einer neuen fester begründeten. Sie lassen sich keineswegs alles gefallen, was ihrem Helden durch den Sinn fährt, sie ziehn ihn zur Rechenschaft und belehren ihn theils direct, theils indirect eines Bessern. Den Dichtern bei der Aufstellung dieser Principien genau auf die Finger zu sehn, ist nicht blos aus moralischen, sondern auch aus ästhetischen Gründen nothwendig; je tiefer ihnen ihre neue Moral am Herzen liegt, desto leichter werden sie verführt, das eigentlich Historische und Epische lediglich nach den Bedürfnissen dieser Moral zu construiren.

Die Kritik hat dann namentlich zweierlei in Acht zu halten: den Idealismus der Romantik und ihre psychische Analyse.

Die Umkehr des Ideals ist noch gefährlicher als die Unsicherheit in den Maximen. Die neuste Romantik hat hauptsächlich durch die Befleckung des Ideals gesündigt, indem sie das Heilige an das Bestiale klebt. Die Frechheit, mit der von Louvet, Laclos und de Sade die Erscheinung der Liebe behandelt wurde, war lange nicht so schlimm als die sentimentale Cochon-

nerie der heutigen Pariser, die im Schmutz nach Heiligenbildern sucht.

Nicht minder verwerflich ist die Verdunkelung und Verschiebung der psychischen Motive. Sie hängt mit der falschen Humanität zusammen, die, um den Verbrecher den Klauen des barbarischen Gesetzes zu entziehn, nach mildernden Umständen suchte, und die Freiheit des Willens in einer Reihe physischer Bestimmungen auflöste. Ebenso aber mit der Richtung unsrer Talente auf mikroskopische Beobachtung und Kleinmalerei, die über den Nuancen die entscheidenden Züge aus den Augen verliert. Da in dieser Art der Composition der Zufall waltet, so wird man leicht verführt, indem man das Naturgesetz, von aller moralischen Beimischung befreit, recht rein zu entwickeln glaubt, die zufällige Abnormität zum Gesetz zu machen und eine Mißgeburt als den Typus alles Lebendigen darzustellen. So wird nicht selten der menschlichen Natur im Allgemeinen oder auch den Voraussetzungen des bestimmten Zeitalters eine Schuld aufgebürdet, die eigentlich nur eine ganz exceptionelle Existenz trifft.

IV.

Flaubert.

Da der Werth und die Tragweite solcher allgemeinen Betrachtungen nur in der Anwendung auf den einzelnen Fall geprüft wird, greife ich aus der Masse berufener Romane zwei heraus, die als ungefähr gleich unsittlich bezeichnet zu werden pflegen: „Fanny“ und „Madame Bovary.“

Wie wenig man sich auf das allgemeine Urtheil verlassen kann, sieht man aus der Vergleichung dieser beiden Schriften: sie sind, artistisch wie moralisch betrachtet, einander entgegengesetzt, und haben nur den Gegenstand gemein, den Ehebruch.

Die beiden Romane erschienen bald nach einander, „Madame Bovary" 1857, „Fanny" 1858. Der Verfasser des erstern, Gustave Flaubert, Arzt in der Provinz, hat noch einen Roman geschrieben, „Salamm-Bô", der den Sclavenaufstand in Karthago zur Zeit des Hamilkar Barkas behandelt. Von dem Verfasser der „Fanny", Ernest Feydeau, giebt es noch eine ganze Reihe von Novellen: ich habe einige davon angesehn und mich überzeugt, daß ich mir jede weitere Lectüre ersparen darf. Beide Männer sind 1821 geboren.

Nur die Gedankenlosigkeit kann „Madame Bovary" ein unsittliches Buch nennen. Wenn man gegen den Roman vom künstlerischen Standpunkt etwas einwenden wollte, so wäre es im Gegentheil, daß die moralische Tendenz zu stark hervorzutreten scheint, daß er mitunter so aussieht wie ein Abschreckungsverfahren gegen das Laster.

Faßt man freilich „Salamm-Bô" ins Auge, so erkennt man, daß der Fehler einen andern Grund hat. Flaubert sieht bei seiner Beobachtung Alles: eine für den realistischen Dichter unbedingt nothwendige Gabe, der, um die für jeden Moment charakteristischen Züge zur Hand zu haben, über eine große Auswahl verfügen muß. Aber es ist damit die Neigung verbunden, alles, was man sieht, zu sagen, und durch zu viele Striche wird zuweilen der Eindruck des Gemäldes beeinträchtigt. Flaubert geht zwar nicht so weit wie Balzac, er ist nüchterner und sachlicher, er vergißt niemals, was er eigentlich darstellen will, und vermischt die Folgerungen, die seine Phantasie zieht, nicht mit dem, was ihm vorliegt. Aber er hat zuweilen eine zu große Freude an dem, was er gefunden hat, und macht den Leser durch Randglossen darauf aufmerksam, so daß man die Absicht merkt und versucht ist, sich dagegen zu wehren.

Freilich wird er niemals bloßer Satiriker, wie etwa Thackeray, an dessen Becky Sharp die Heldin seines Romans erinnert.

Thackeray läßt seine Becky von vornherein sich über ihre Nichtswürdigkeit des Breitern aussprechen und, damit noch nicht zufrieden, tritt er selber in die Scene, verhöhnt sie, noch eh' sie zum Wort kommt, droht ihr mit den Fäusten, kurz er bringt den Leser nie in die Illusion, mit einer wirklich lebendigen Person zu verkehren, so geistreich er die einzelnen Züge ihrer Schlechtigkeit aufzudecken weiß. Figuren, wie die Heldin in „Vanity fair" oder Blanche Amory in „Pendennis" regen in keiner Leserin eine irgendwie verwandte Seite an: sie sind Geschöpfe andrer Art, von anderm Fleisch und Blut, über die man zuweilen wohl sich ärgert, noch häufiger lacht, deren Empfindungen, Gedanken und Schicksale aber das Gemüth nicht anfechten. Das ist bei Flauberts Emma anders. Die Mischung der Elemente ihres Charakters und ihres Lebens ist schlimm, aber die einzelnen Elemente selbst sind gemein menschlicher Art, und so individuell die Figur heraus gearbeitet zu sein scheint, sie ist doch insofern typisch, daß ihre einzelnen Bewegungen in der Seele des Lesenden eine starke Resonanz finden, daß man sie versteht, auch wo man sie verabscheut.

Der Verfasser geht hart mit ihr um, aber er macht sie nicht zu einer Fratze; sie behält selbst in ihren Verbrechen eine gewisse Anmuth. Daß er aber hart mit ihr umgeht, daß er ihr jede der verschiedneu Masken vom Gesicht reißt, die sie vor Andern und vor sich selbst aufsetzt, das scheint mir nicht aus einem ausschließlich künstlerischen Interesse, sondern aus einer polemischen Beziehung gegen gewisse arge Tendenzen der modernen Literatur erklärbar zu sein.

Wie ich höre, ist Gustav Flaubert sehr mit George Sand befreundet. Es wäre interessant, zu wissen, wie weit er sich darüber klar geworden, daß seine Madame Bovary eine glänzende Satire gegen Indiane, Valentine, Lelia, Quintilia — kurz gegen sämmtliche Frauen aus den ältern Romanen George

Sand's ist. Wenn man in diesen selten jemand anders antrifft als Marquisen und Baronessen, während Emma die Tochter eines unbemittelten Pächters und die Frau eines armseligen Provinzialarztes ist, so trifft dieser Unterschied nicht das Typische des Charakters. Der innre Bau ihres Geistes, das Verhältniß ihrer verschiednen Gemüthskräfte zu einander, die Motive ihrer Empfindungswelt oder, wie man sich ausdrückt, ihre Ideale, endlich die Art, wie sie vom Empfinden zum Handeln übergeht, das alles stimmt überein, nur daß George Sand lyrisch oder rhetorisch dem Leser den Glauben an die Idealität dessen, was sie darstellt, einzuschmeicheln sucht, während Flaubert mit strenger, ich möchte sagen wissenschaftlicher Analyse allen Schein auflöst, und das echte Gewebe der Empfindung in seiner völligen Nacktheit hervortreten läßt.

Gewöhnlich hält man Naturen, die nicht blos leicht, sondern mit einer gewissen Stärke aufflammen, für innerlich warm. Flaubert zeigt, daß Wärme der Phantasie und Wärme der Empfindung zwei verschiedne Dinge sind. Gewöhnlich hält man die Ideale, die ein weibliches Herz umstricken, wenn man sie auch als schädlich, als unvereinbar mit den Gesetzen des wirklichen Lebens verwirft, für eine Existenz für sich, die als solche in ihrem innern Zusammenhang Respect verdient. Flaubert zeigt, daß sie an sich nichts sind als Projectionen von Bildern, die dem bestimmten Charakter, seiner sinnlichen und gemüthlichen Seite angehören, und in der Regel einen Mangel ausdrücken. Gewöhnlich nimmt man die Liebe, die aus den Schranken des Gesetzes tritt, zwar für strafbar, insofern ein Bruch des Gesetzes damit verbunden ist, aber an sich für etwas Ideales. Flaubert sieht näher zu und zeigt, daß sie nicht nur innerlich schlecht macht, sondern zuletzt im Genuß selbst die nämliche Lücke hervortreten läßt, die nicht in den Thatsachen lag, sondern im Gemüth. Er zeigt das alles an einem bestimmten Fall und hält sich streng an diesen individuellen Fall, aber weil dieser

Fall typisch ist, gilt er für viele, gilt für die ganze Gattung, die durch den modernen französischen Roman mit der Glorie eines falschen Idealismus überkleidet ist.

Flaubert spricht niemals von allgemeinen Grundsätzen, überhaupt nicht von allgemeinen Gesetzen: das thut aber auch der Mathematiker nicht, wenn er an einem einzelnen Dreieck nachweist, daß in jedem Dreieck die Summe der Winkel gleich zwei Rechten ist. Nun hat zwar das Menschenherz seine großen Varietäten, und die menschlichen Schicksale gehn nicht nach der mathematischen Schnur; aber wenn sie nicht doch einem allgemeinen Gesetz folgten, so — würde es keinen Dichter geben, denn keine Dichtung würde uns überzeugen können.

Madame Bovary ist typisch zunächst für die Bildung der französischen Frauen in der Provinz. Die Figuren des kleinen Landstädtchens, in denen sich die ärztliche Thätigkeit des Herrn Bovary bewegt, kehren in allen Provinzialstädten wieder; so ist überall der Spießbürger beschaffen, so überall die spießbürgerliche Geselligkeit. Auch der Spießbürger hat seine Ideale: ihm schwebt der glänzende Cirkel des Unterpräfecten vor, und er sucht ihm nachzuäffen, sowie der reicher begabten Emma die Spitzenmantillen der Marquisen, der Wasserfall von Bernika und das Debardeurcostüm der betrunknen Loretten im Opernhausball als Ideale vorschweben. Sie sehnt sich darnach, ihr Herz verstanden zu sehn, und sie sehnt sich nach einem Fächer, der mit echten Brillanten besetzt ist. — Soll diese Zusammenstellung die Berechtigung der einzelnen Ideale an sich widerlegen? Keineswegs, sie soll sie nur auf ihren wahren Werth zurückführen. Das Ideal drückt an sich nicht eine Kraft aus, sondern einen Mangel. Emma ist eine körperlich und geistig feiner organisirte Natur als der äußerst gutherzige, aber dumme und tölpelhafte Mann, mit dem sie sich verheirathet hat. Daß sie die plumpen Manieren desselben, sein schläfrig eintöniges

allmählich keimen und werden, und noch bis zum letzten Augenblick finden sich einige menschliche Züge in ihr; für Geld sich hinzugeben verschmäht sie in ihrer äußersten Noth.

Das ist nicht etwa so zu verstehn, als ob bei dieser Geschichte die mitwirkenden Umstände alles, der Charakter wenig oder nichts gethan hätte. Die Grundanlage in Emma's Charakter ist vielmehr gleich zu Anfang bestimmt vorgezeichnet. Es fehlt ihrer Seele an Tiefe und, was damit zusammenhängt, an Wahrheit; sie lebt für den Augenblick, sie empfindet die Lasten des Augenblicks ungebührlich, und ebenso überschätzt sie den Werth einer augenblicklichen Stimmung. Schon im Kloster, wo sie erzogen ist, hat sie religiöse Velleïtäten, diese treten von Zeit zu Zeit wieder hervor: als ihr erster Liebhaber sie verlassen hat, ist sie geneigt eine Heilige zu werden und sieht sich als solche schon im Spiegel, mit langen seidnen Gewändern wie die La Vallière; aber sie vergißt diese Absicht bald, wie sie überhaupt nicht gern stetig bei einer Sache bleibt. Einmal will sie, um ihre Langeweile zu vertreiben, Geschichte und Philosophie, ein andermal Italienisch studiren, sie kauft sich sofort die nöthigen Bücher, aber nach einigen Tagen ist es vergessen. Mit wunderbarer Leichtigkeit begiebt sie sich in die tollsten Verlegenheiten, und was ihr für den Augenblick heraushilft, ist ihr willkommen. So wird ihr das Leben nie ein Ganzes, ernsthafte Reue ist ihr unmöglich. Mit einer starken Resonanz für alle möglichen Gefühle ausgestattet, sind ihr auch die bessern nicht fremd; gegen ihre Tochter, die ihr sonst eher lästig ist, bricht sie einmal aus Caprice in ungestüme Zärtlichkeit aus. Sie hätschelt jedes Gefühl das sie anfliegt; in vielen Fällen sind es nur Reminiscenzen, Reminiscenzen frommer und schlüpfriger Romane.

Sie ist keine blos kalte Natur, aber sie kann nur auf Intervalle warm sein. Als ihr erster Liebhaber sie im Stich läßt und ihr, die Verstand genug hat, das ganze Verhältniß als

Daſein mit Widerwillen empfindet, iſt weder zu loben noch zu ſchelten, es iſt, wie die Umſtände gegeben ſind, der Ausdruck eines Naturgeſetzes. Ebenſo natürlich iſt, daß ſie Vergleiche anſtellt, und daß ſie bei ihrer höchſt unvollkommnen Bildung ſich täuſchen läßt. Die beiden Liebhaber, mit denen ſie es zu thun hat, ſind noch weit typiſcher als ſie ſelbſt. Zuerſt der kräftige, erfahrne Mann, der die Redensarten, mit denen man dergleichen Vögel fängt, auswendig weiß, und ſie halb ſchläfrig herſpricht, der Emma der Abwechslung wegen in die Reihe ſeiner übrigen Eroberungen ſtellt, und als ſie die Sache ins Tragiſche zu wenden ſucht, ſich kaum die Mühe giebt, ein Achſelzucken zu verbergen. Dann der ſchüchterne halbaufgewachſene junge Menſch, an Bildung und Verſtand ihrem Mann nicht viel überlegen, aber von hübſchem Ausſehn, in Romanen beleſen und fähig zu ſchwärmen; unreif, auch noch bei ſeinem zweiten Auftreten, wo er freilich ſchon mit einer Maſſe Griſetten zu thun gehabt, aber noch ſehr empfänglich für das Ideal, eine verheirathete Frau zur Maitreſſe zu haben, bis ihn endlich die Inconvenienzen abkühlen, die dies Verhältniß in ſeine Berufsarbeiten bringt. Alle dieſe Figuren ſind mit Meiſterhand dargeſtellt, wie von keinem Franzoſen außer Balzac, und auch Balzac wird theils durch Conſequenzmacherei, theils durch ſtörende Nebengedanken, deren er ſich nicht zu erwehren weiß, zu Incorrectheiten verführt, die bei Flaubert niemals vorkommen.

Ich übergehe die einzelnen Vorfälle. Der Dichter zeigt den Uebergang zum Schlechten Schritt für Schritt. Das Lügengewebe, in das ſich Emma verſtrickt, nicht blos gegen ihren Mann, nicht blos gegen das Publicum, ſondern gegen ihre Liebhaber; der frevelhafte Leichtſinn, mit dem ſie ſich, ihren Mann und ihr Kind ruinirt, die Schamloſigkeit, mit der ſie zuletzt gradezu das Schlechte aufſucht: das alles kommt nicht auf einmal, wir ſehn

es allmählich keimen und werden, und noch bis zum letzten Augenblick finden sich einige menschliche Züge in ihr; für Geld sich preiszugeben verschmäht sie in ihrer äußersten Noth.

Das ist nicht etwa so zu verstehn, als ob bei dieser Geschichte die mitwirkenden Umstände alles, der Charakter wenig oder nichts gethan hätte. Die Grundanlage in Emma's Charakter ist vielmehr gleich zu Anfang bestimmt vorgezeichnet. Es fehlt ihrer Seele an Tiefe und, was damit zusammenhängt, an Wahrheit; sie lebt für den Augenblick, sie empfindet die Lasten des Augenblicks ungebührlich, und ebenso überschätzt sie den Werth einer augenblicklichen Stimmung. Schon im Kloster, wo sie erzogen ist, hat sie religiöse Velleïtäten, diese treten von Zeit zu Zeit wieder hervor: als ihr erster Liebhaber sie verlassen hat, ist sie geneigt eine Heilige zu werden und sieht sich als solche schon im Spiegel, mit langen seidnen Gewändern wie die La Vallière; aber sie vergißt diese Absicht bald, wie sie überhaupt nicht gern stetig bei einer Sache bleibt. Einmal will sie, um ihre Langeweile zu vertreiben, Geschichte und Philosophie, ein andermal Italienisch studiren, sie kauft sich sofort die nöthigen Bücher, aber nach einigen Tagen ist es vergessen. Mit wunderbarer Leichtigkeit begiebt sie sich in die tollsten Verlegenheiten, und was ihr für den Augenblick heraushilft, ist ihr willkommen. So wird ihr das Leben nie ein Ganzes, ernsthafte Reue ist ihr unmöglich. Mit einer starken Resonanz für alle möglichen Gefühle ausgestattet, sind ihr auch die bessern nicht fremd; gegen ihre Tochter, die ihr sonst eher lästig ist, bricht sie einmal aus Caprice in ungestüme Zärtlichkeit aus. Sie hätschelt jedes Gefühl das sie anfliegt; in vielen Fällen sind es nur Reminiscenzen, Reminiscenzen frommer und schlüpfriger Romane.

Sie ist keine blos kalte Natur, aber sie kann nur auf Intervalle warm sein. Als ihr erster Liebhaber sie im Stich läßt und ihr, die Verstand genug hat, das ganze Verhältniß als

eine große Lüge erscheinen muß, wird sie tief erschüttert, aber bald darauf nimmt sie einen zweiten Liebhaber, zu dem sie „mon enfant!„ sagen kann. Was sie zuletzt, als ihr ganzes Lügengewebe eingerissen wird, zum Selbstmord bestimmt, ist nicht Reue, nicht einmal Verzweiflung: die öffentliche Beschämung, die ihr zunächst bevorstand, war ihr eine lästige Scene, und lästige Scenen zu vermeiden hatte sie nie ein gewagtes Mittel gescheut, wenn es nur rasch bei der Hand war und rasch wirkte. So greift sie zum Arsenik, zu dem sie Zugang hat: hätte sie ihn für den Augenblick nicht gefunden, so hätte sie weiter gelebt und wäre tiefer gesunken. In ihrer Todesscene spricht sie sich sogar mit einiger Gutmüthigkeit gegen ihren Gatten aus, der in Verzweiflung ausbricht: das ist weder Wahrheit noch eigentliche Heuchelei; es ist dieses mittlere Gebiet der Empfindung, auf dem sie sich stets bewegt. Ein mildes Antlitz aufsetzen, ehe der wirkliche Todeskampf eintrat, war ihr unter vielem Lästigen das noch am wenigsten Lästige. Es war ihr natürlich und darum that sie es. Unmittelbar vorher hatte sie bei ihren beiden Liebhabern, dem neusten und dem frühern, um ihrem Ruin zu entgehn, Geld gesucht; man hatte sie abgewiesen, weil wirklich keins vorräthig war. Wenn sie damals dem jüngern Liebhaber zurief: „ich hätte es schon gefunden — in der Kasse meines Principals!" so sollte auch das nicht eine teuflische Bosheit ausdrücken, es war ihr nur natürlich, so zu denken: sie würde es wirklich gethan haben, in der angebornen Oberflächlichkeit des Charakters. Die augenblickliche Verlegenheit ist gehoben: was morgen kommt, wird sich finden.

Die moralische Tendenz des Romans liegt nicht darin, daß sich das Laster erbricht. Emma's Selbstmord war ein Zufall; hätte der Apotheker ihr kein Arsenik gegeben, ihr Mann, der arme Tölpel hätte ihr nichts zu Leide gethan, ihm wäre das Herz gebrochen, wie es ihm jetzt bricht, und als hübsche an-

muthige und erfahrene Wittwe würde sie vielleicht einen angemessenern Schauplatz ihrer Vergnügungen gefunden haben. Selbstmordsgedanken hatte sie schon in einem frühern Fall gehabt — wer hätte sie nicht gehabt in ähnlicher Situation!

Die moralische Tendenz liegt darin, daß der Dichter die Dinge zeigt, wie sie sind. Er ist darin viel sittlicher als z. B. Dickens, der in ähnlichen Fällen immer nur die Meinung der Welt, die Gewissensbisse, die schrecklichen Folgen hervorhebt. Bei Flaubert sind öffentliche Meinung, Gewissensbisse, Folgen u. s. w. nur Nebensache: er zeigt das Ding selbst, und die Umschrift: Hic niger est, hunc tu Romane caveto! wird jeder Leser selbst hinzusetzen können.

V.

Feydeau.

„Fanny" erschien Juni 1858; im Laufe von drei Jahren hatte es dreizehn Auflagen; zwei alte Herren, Jules Janin und Ste. Beuve, beide in den Sechzigen, sprachen sich mit großer Bewunderung darüber aus, und nannten „Fanny" „ein Gedicht."

Die Form des „Gedichts" ist wie in der „Affaire Clémenceau" ein Memoire, aber nicht für den Advocaten geschrieben, sondern zur eignen Erinnerung des Helden, eines gewissen Roger, der im Anfang seines Memoire's in einem einsamen Hause am Meeresstrand liegt, auf harten und schmutzigen Blättern: „wie die großen Ochsen, die ich während meiner Kindheit auf der Halde ausgestreckt sah, wiederkäute ich die bittre Weide meiner Erinnerungen."

Roger ist 24 Jahr, Fanny 29, verheirathet und Mutter verschiedner Kinder. Sie merkt zuerst nicht, daß Roger sie liebt: endlich aber merkt sie es und „ruhig wie eine Person, die auf-

steht um eine Hecke zu öffnen, entfernte sie selbst mit der eignen schönen Hand alle Hindernisse."

Weiter wird über diesen Umstand nichts berichtet. Sonst macht man zum Ehebruch doch immer erst eine Art Einleitung: man sieht die verbotene Neigung allmählich entstehn, die Ehebrecherin hat eine Art innern Kampfs. Von dergleichen ist bei Fanny keine Rede: sobald sie sieht, daß Roger sie haben will, ist sie bei der Hand. Obgleich sie aber ohne Bedenken das Aeußerste zugesteht, „liebt sie doch mit einem innern Rückhalt, mit Maß: indem sie mich bis zum Ersticken in ihre Arme preßte, wußte sie mich doch stets in Entfernung zu halten. So müssen wohl Kaiserinnen ihre Liebhaber lieben."

Eine von diesen Zusammenkünften, in seiner Stube, wird beschrieben. Die luxuriösen Möbel lernt man so gründlich kennen, daß nur noch die Adresse der Fabrikanten fehlt, bei denen sie zu haben sind. Eben so die Toilette. Als diese zur äußersten Einfachheit entwickelt ist, „fühlte sie sich eben so zu Hause, als wenn sie auf ihrem großen Sammetsessel am Kamin ihres Salons säße. Alles that sie auf die natürlichste und würdigste Weise."

Das dauert eine ganze Zeit. Von ihrem Mann zu sprechen, vermied sie; Roger kannte ihn nicht, erst nach einiger Zeit wurde er ihm vorgestellt und fand in ihm einen herkulischen, schönen und gescheuten Mann. Fanny unterhielt sich mit ihm in Gegenwart des Liebhabers, ohne alle Verwirrung und ohne alle Gène," sie nannte ihn „mein Freund!" und er merkte nicht das mindeste.

Nach dieser Zusammenkunft fällt es Herrn Roger ein, auf den Ehemann eifersüchtig zu werden. Er macht ihr Vorstellungen, sie zuckt leicht die Achseln und sagt mit einem Kuß: „mein armes liebes Kind."

Indeß wird seine Eifersucht immer rasender, er erfährt, daß sie ihren Mann früher geliebt hat, sie ist sogar von ihm ent-

führt worden. Roger geräth auf den Verdacht, daß man ihn nur zur Abwechslung liebe; er macht die Wahrnehmung, daß der Weg, auf dem er sich befinde, schmutzig sei. „Hat jemals," sagt er zu sich selbst, „ein unglücklich Liebender so gelitten, als ich der Besitzende! — Grausamer Hohn des Besitzes! Wenn du uns über die Gunstbezeugungen nicht blasirst, so besudelst du sie uns." „Eine gewisse Roheit", setzt er hinzu, „entwickelte sich im Grunde meines Herzens und beschmutzte wie mit Schlamm alle meine Gedanken." Seine Angriffe gegen Fanny werden immer heftiger; sie antwortet ihm stets: „aber liebes Kind! du wußtest ja, daß ich verheirathet bin."

„Wie lebt ihr mit einander?" fährt er sie an. — Sie fühlt sich beleidigt. „Es paßt sich nicht davon zu reden", erwiedert sie; und ein andermal: „die Männer sind doch unersättlich! kannst du denn nicht zufrieden sein, geliebt zu werden? warum beschäftigst du dich ohne Aufhören damit, was bei uns vorgeht? Du bist zu exclusiv," fährt sie mit einem reizenden Schmollen fort, „wenn man dich hört, so sollte man meinen, ich dürfe Niemand lieben als dich."

Uebrigens werden diese Erörterungen, in denen es an harten Worten nicht fehlt, durch Fußfälle und convulsivische Umarmungen häufig unterbrochen. Einmal, wie er wieder sehr in sie dringt, hebt sie die Stirn und sagt langsam in ernster Erregung: „ich kann nicht leben ohne Liebe! meine sonstigen Eigenschaften und Fehler sind nur secundär, sie sind allen Weibern gemein, was mir allein gehört ist meine Leidenschaft!" Und mit einer loyalen Exaltation fügte sie hinzu: „verstehst du mich?"

Der gute Roger versteht sie immer noch nicht ganz, auch da er auf der Haide „den Ochsen gleich die bittre Weide seiner Erinnerungen wiederkäut."

Einmal macht er ihr den Vorschlag, sie zu entführen:

„Wenn du mich liebſt, wie ich glaube, ſo iſt deine Pflicht ſtreng vorgezeichnet.“ — „Meine Pflicht, meine Pflicht! du biſt recht unklug Roger, ein ſolches Wort auszuſprechen! weißt du denn nicht, daß meine Pflicht mir gebietet, das Haus, das mir gehört, nicht zu verlaſſen? Das Haus iſt der Ehrenpoſten der Frau; eine Frau, die ſich achtet, verläßt es niemals. Ueberlege doch ein wenig, liebes Kind: kann eine Frau eine ehrbare Familie verlaſſen, ohne ihre Selbſtachtung zu verlieren? kann ſie ſich offen von ihren Pflichten frei machen, ohne in den Augen der Welt in die Maſſe der verlornen Frauen zu fallen?“

„Was will die Achtung der Welt, was wollen die ruhigen Gefühle der Familie ſagen, wenn es ſich um die Abſorption einer Exiſtenz durch die andre handelt!“

„Roger! Roger!“ ſagte ſie, „welche ſeltſame Moral!“ — Der übrige Theil der Unterhaltung fällt weniger in das Gebiet der Logik.

Als das Geſpräch wieder einmal auf ihren Mann kommt, murmelt ſie für ſich: „ich würde lügen, wenn ich ſagte, daß ich keine Zuneigung zu ihm habe“, und dabei liebkoſt ſie ihren Liebhaber, der ſie ärgerlich zurückſchiebt und ihr ſagt: „ihr Weiber habt doch gar keine Delicateſſe!“ Als er ſich einmal dazu hergiebt, durch boshafte Verläumdungen die Ehre ihres Mannes anzutaſten, weiſt ſie ihn ſtreng zurück und geht zornig ab.

Bald darauf aber hat ſie mit ihrem Mann, der ſehr eigenwilliger Natur iſt, eine heftige Scene, und nun ſchildert ſie ihn ihrem Roger als einen gräulichen Wütherich. Roger bricht in knabenhafte Wuth aus, die beiden Liebenden feiern zum zweitenmal ihre „Hochzeit“, und wieder ſpielt die Toilette eine Rolle. Als aber Roger in Schimpfreden gegen den Ehemann ausbricht, macht ſie zu ſeinem Erſtaunen ein finſtres Geſicht und beißt ſich in die Lippen. „Er iſt doch bei alledem mein Mann!“ ſagt ſie nach einiger Zeit, und geſteht zu, daß ſie im erſten Unwillen über-

trieben habe. Ja Roger hört zu seinem äußersten Zorn, daß sie mit ihrem Mann, der verreist ist, correspondirt. „Sei doch vernünftig!" sagt sie ihm, „kann denn eine Frau mit ihrem Mann immer brouillirt bleiben?" Uebrigens schwört sie ihm feierlich, wenn auch mit einem gelinden Lächeln, daß sie mit jenem nicht mehr ehelich leben wolle.

Aber Roger traut diesem Schwur nicht; er beobachtet sie in ihrem Hause auf Schritt und Tritt, und schleicht sich endlich auf den Balkon vor dem Schlafzimmer. Da sieht er und beschreibt, was vorgeht.

Roger hat den Wunsch, „sie zu zerreißen, den Arm in ihre Eingeweide zu tauchen"; unter Seufzen, Schluchzen und Stöhnen, vom Schwindel ergriffen, außer sich, wüthend, mit sträubenden Haaren, sieht er immer weiter ins Zimmer, und sieht alles, alles, bis er endlich vor mächtigem Blutandrang von dem Balkon herabstürzt.

Er wird ernstlich krank, sie besucht ihn, er empfängt sie mit Flüchen und Schlägen, und er erzählt ihr, was er gesehn hat. Sie sagt: „ich errege Dir wohl Abscheu?" — „Ja!" — „Aber ich, ich bete Dich an!" — Er wirft sie an die Erde, wo sie liegen bleibt. Er benutzt die Gelegenheit, ihr noch eine kleine Vorlesung zu halten. „Rede doch nicht von Deinen Kindern! Was ist das für eine Liebe, die vor irgend etwas zurückschreckt, was es auch sei! Die wahre Liebe ist eine völlige Hingebung der Person mit allen Gedanken, allen Empfindungen, allen Pflichten, allen Tugenden; das wahre Zeichen dieser stolzen Leidenschaft ist, sich zu Grunde zu richten für das Wesen, das man liebt, seine Ehre und die Sicherheit seiner Zukunft zu zerstören, ja bis zum Verbrechen zu gehn, und doch immer noch nachzudenken, ob man nicht noch etwas mehr opfern könne. Diese Liebe ist viel zu hoch für Dich! Uebrigens" (sie liegt zu seinen Füßen, er droht ihr mit den Fäusten, zittert und

schreit) „übrigens hab' ich Dir nie geglaubt, ich habe Dich ebenso betrogen, wie Du mich: ich habe absichtlich unsre Liebe beschmutzen wollen, und während ich Dich anbetete, die gemeinsten Dirnen umarmt." Er will noch einmal nach ihr schlagen, aber er verliert wieder das Gleichgewicht und fällt zur Erde. So zieht er sich nun in seine Haide zurück, um dort „in einer Grube seinen letzten Athem auszuhauchen."

Diesem Inhalt gegenüber hat man nicht nöthig, den moralischen Sinn in Anspruch zu nehmen, der Geruch reicht aus. Man denke sich den Geruch aus allen Kloaken zusammengehäuft und durch Bisam, Moschus und andre Wohlgerüche verstärkt, so hat man die Atmosphäre dieses Buchs. Die tollsten Zoten des vorigen Jahrhunderts sind wahre Erbauungsbücher, wenn man sie mit dieser sentimentalen Cochonnerie vergleicht. Ueber Roger ist nichts weiter zu sagen, da er selber bekennt, keine andern als schmutzige Gedanken und Empfindungen zu haben; und mit einer gewissen Genugthuung muß man hinzusetzen, daß sein Verstand auf gleicher Höhe mit seinem Herzen steht. Er hat nicht blos einen Augenblick, sondern das ganze Buch hindurch die Haltung einer wilden Bestie, aber ohne die Kraft einer Bestie.

Und dabei dreizehn Auflagen, und Lobsprüche von zwei berühmten Kritikern. Der letzte Umstand zeigt, daß die vielfach wiederholte Behauptung, das zweite Kaiserreich mit seinem kolossalen Materialismus habe diese Literatur hervorgebracht, auf schwachen Füßen steht. Als sie das Buch lasen, haben Ste. Beuve und Janin sich wohl ihrer Jugend erinnert, der Werke, die sie vor dreißig Jahren geschrieben hatten, und in der That sind „Volupté" und „La Confession", wenn auch dem Grad nach sehr verschieden, doch in der Art mit „Fanny" verwandt. Die neusten Werke dieser Gattung führen auf die frühern Versuche der dreißiger Jahre zurück, nur daß sie als die nachgebornen den Faden abgeschnitten haben, der jene frühern

wüsten Erfindungen mit wirklichen Gedanken und Lebenserfahrungen verknüpfte. In den dreißiger Jahren trugen auch die tollsten Verirrungen der Phantasie immer eine Spur davon, daß das Herz, an seinem Glauben irre geworden, nach einem dunkel empfundnen Ideal suchte. In den neusten Machwerken ist eitel Reminiscenz; man sucht die alten Erfindungen zu überbieten, um die Sinne zu reizen; das Herz ist dabei ebensowenig betheiligt als der Verstand. An die Literatur von 1830 muß man sich halten, wenn man den Irrthum bis zu seiner Wurzel verfolgen will.

VI.

Alfred de Musset.

Für diese erste Phase der Romantik ist kein Buch so charakteristisch als Alfred de Musset's „Confession d'un enfant du siècle" (1836). Es ist nichts weniger als ein gutes Buch. Man wird durch eine Reihe abscheulicher Scenen geführt; die tollsten Motive, welche die neusten Novellisten zu Markte bringen, finden sich hier schon angedeutet. Was aber das Urbild von den Nachahmungen unterscheidet, ist, daß man in jenem nicht blos mit einer lüsternen Phantasie, sondern mit einem Herzen zu thun hat, das zwar sehr krank und verirrt ist, aber doch noch die Kraft hat, seine Krankheit zu fühlen.

Um die „Krankheit des Jahrhunderts" zu motiviren, schildert Alfred de Musset das Geschlecht, das in der Periode der napoleonischen Kriege geboren wurde und aufwuchs. Die Väter waren auf den Schlachtfeldern, sie zeigten sich ihrer Familie nur selten, dann mit Wunden bedeckt aber in glänzenden Uniformen. Niemals gab es so viel schlaflose Nächte, so viel verzweifelte Mütter und Töchter, und trotzdem niemals so viel

Leben, Freude und kühne Empfindung in den Herzen. Frankreich brachte dem Kaiſer jährlich 300,000 Menſchen zum Opfer, man wußte, daß man zum Tode beſtimmt war, aber der Tod hatte ein glänzendes Ausſehn. In ganz Europa lebte eigentlich nur dieſer einzige Menſch, die Uebrigen füllten ihre Lungen mit der Luft, die er geathmet.

Nun kam der Tag, wo der Unbeſiegbare ſtürzte. Die Väter kehrten zurück, nicht mehr in glänzenden Uniformen, ſie kannten ihre Söhne nicht mehr und wurden von ihnen nicht mehr erkannt. Geboren unter dem Einfluß des Bluts, das ganz Europa überſchwemmte, hatten dieſe von nichts als vom Kriege geträumt; ſie waren wenig aus ihrer Stadt oder aus ihrem Dorf herausgekommen, aber in ihrer Phantaſie hatten die Pyramiden und der halbaſiatiſche Czaarenpalaſt gelebt als die Stätten des franzöſiſchen Ruhms. Sie hatten eine ganze Welt im Kopf gehabt, und nun ſahn ſie nach der Erde, dem Himmel, den Straßen und Wegen — alles war leer, ſie hörten nur noch Glockenläuten und ſahn die Welt von ſchwarzen Prieſtern beherrſcht.

Die alten Leute hatten nur noch den Gedanken der Ruhe und der Reſignation; die jungen Leute fühlten ſich im Chaos: hinter ihnen die Vergangenheit, die auf immer zerſtört ſchien, vor ihnen ein unermeßlicher Horizont, an dem man aber noch nichts unterſcheiden konnte, und in der Gegenwart bei jedem Schritt die Unſicherheit, ob der Fuß auf Ausſaat oder auf Verweſung trat.

Königthum und Kirche waren thatſächlich wieder hergeſtellt, aber ſie fanden keinen Glauben mehr. Man hatte die Zeit erlebt, in der ſie vernichtet geweſen; mit ihrer Unfehlbarkeit war es aus.

Das Gefühl einer unnennbaren Unbehaglichkeit gährte in den jungen Herzen, ſie hatten ihren Arm zum Kampf mit wil-

den Elementen gestählt, und wurden nun von den Herrschern der Welt zur Ruhe, zum Müßiggang und zur Langeweile verurtheilt. Die Reichern unter ihnen ergaben sich der Liederlichkeit, die Aermern warfen sich in den kalten Enthusiasmus, in die großen Worte, in die Thätigkeit ohne Zweck; keiner unter ihnen, der, wenn er in sich selbst einkehrte, nicht bitter die Leere seiner Existenz gefühlt hätte.

Während das Leben nach Außen hin so blaß und armselig aussah, bemächtigte sich der Gesellschaft eine finstre Heuchelei, die Fröhlichkeit verschwand aus den Sitten, der Verkehr wurde frömmelnd, steif und eintönig. Die Jugend verlor sich in eine ideale Welt, Goethe's und Byron's Schriften wurden ihr Evangelium, sie lernte aus ihnen die Leidenschaft als das Höchste begreifen, an Gott zweifeln und den Gesetzen der Welt Unglauben entgegenbringen. Auf der einen Seite schluchzte man und ließ sich von krankhaften Träumen heimsuchen, auf der andern brach man in ein höhnisches Lachen aus: „Es giebt, hörte man, keine Liebe, keinen Ruhm mehr; es ist Nacht auf der Erde, und wenn es Tag wird, werden wir todt sein."

So gewöhnten sich schon die Kinder an's Lästern, und bald fand man im Zurschautragen der Verzweiflung eine Anwendung der Kraft, die sonst unbeschäftigt blieb; den Ruhm, die Religion, die Liebe und alles verhöhnen, ist ein großer Trost für diejenigen, die nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen; sie verspotten sich damit selbst und geben sich doch wieder Recht. Und dann ist es so süß, sich für unglücklich zu halten, wenn man eigentlich nur leer und gelangweilt ist. — —

Der Held des Romans, Octave, wird von der Krankheit des Zeitalters ergriffen, als er die Untreue seiner Geliebten entdeckt. Was er nach dieser Entdeckung thut, erinnert stark an die Scenen aus „Fanny" und „Clémenceau", nur daß der Verfasser nicht in dem Unflath schwelgt, sondern so rasch wie

möglich durchzukommen ſucht. Auch das Schlußmotiv der „Affaire Clémenceau“ iſt bereits vorhanden: die Ungetreue will ſich wieder an ſeinen Hals werfen, aber Octave droht ihr, wenn es wirklich dazu kommen ſollte, ſie nachher umzubringen.

„Ich hatte“, erzählt Octave, „keinen Stand, keine Beſchäftigung. Ich hatte verſucht, Medicin, Jura zu ſtudiren, hatte auch ſechs Monate bei einem Banquier gearbeitet, aber ſo unordentlich, daß man mich wegſchicken mußte. Ich hatte vielerlei, aber oberflächliche Studien gemacht, da ich ein Gedächtniß beſitze, das raſch faßt und raſch wieder vergißt. Mein Stolz war die Unabhängigkeit und mein ganzes Thun war der Liebe gewidmet.“

„In meinem Geiſt ſah es ungefähr ſo aus wie in einem der Zimmer, die man heute ſo häufig ſieht, wo Möbel aus allen Zeiten und aus allen Ländern durch einander ſtehn. Wir haben keine ausgeprägten und eignen Formen, nicht in unſern Häuſern, nicht in unſern Parks, nicht einmal in unſern Bärten. Wir ſind alle gezwungen, eklektiſch zu ſein; wir nehmen, wo wir finden, bald aus dieſem, bald aus jenem Grunde, ſo daß wir nur noch von Ueberreſten leben, als wenn das Ende der Welt bevorſtände.“

„Mein Kopf war zugleich leer und voll wie ein Schwamm. Ich hatte mich in einen Dichter nach dem andern verliebt, und bei meiner eindrucksfähigen Natur hatte mir der letzte immer die übrigen verleidet. Ich hatte mir ein Magazin von Ruinen angelegt, bis ich zuletzt nicht mehr Kraft beſaß, nach dem Neuen zu greifen, und ſo gewiſſermaßen ſelbſt eine Ruine war. Nur eins war jung in dieſer Ruine: die Hoffnung meines Herzens. All' mein Glaube und mein Lebensgefühl drängte ſich in der Liebe zuſammen, und ich konnte nicht begreifen, daß man mit Ernſt ein andres Geſchäft treiben könne.“

Octave hat einen erfahrenern Freund, Desgenais, der ihn von seiner Melancholie zu heilen unternimmt.

„Die Liebe," sagt er ihm, „wie sie die Dichter darstellen, existirt in der Wirklichkeit nicht. Die Dichter sammeln mit Geschmack und Auswahl alle reinen und edeln Elemente, die sich im Leben nur zerstreut vorfinden, in ein ideales Gesammtbild. Dies Ideal zu begreifen, ist der Triumph der menschlichen Intelligenz, es zu begehren die gefährlichste aller Thorheiten. Der Narr will den Himmel besitzen, der Weise bewundert ihn und begehrt ihn nicht."

„Was ist die wirkliche Liebe? — Ueberall, auch auf dem Grund des Meers und auf der Spitze der Eisberge, hat das Leben Furcht zu sterben; es zu erhalten, waltet das allgemeine Naturgesetz, daß der größte Genuß aller lebenden Wesen der Act der Zeugung ist. In jeden dieser Acte ergießt sich die unendliche Wollust der Schöpfungskraft; mehr vom unmittelbaren Gefühl zu verlangen ist Sache der Einbildung."

„Was ist die Ehe? — Indem die Frau gebiert, entstellt sich ihre Gestalt; der Mann würde sie verlassen, wenn ihn das Kind nicht weinend zurückhielte. Diese Naturerscheinung wird durch das Gesetz geheiligt."

„Die Civilisation" (Desgenais meint die französische Civilisation) „schlägt den entgegengesetzten Weg der Natur ein. Man verschließt das junge Mädchen hinter Schloß und Riegel, das nun einen Roman unter seinem Cruzifix verbirgt, und seine Schönheit, welche die freie Luft verlangt, vor dem Spiegel entweiht. Dann auf einmal nimmt man sie heraus und schickt sie ins Ehebett. Das Kind, kaum geboren, wird der Amme übergeben, und die Mutter, von den Leiden der Mütterlichkeit geheilt, ist einen Monat darauf im Opernball. Zehn junge Leute reden ihr von Liebe, von Aufopferung, von Sympathie, von ewiger Umarmung, kurz von allem, wovon sie geträumt.

Sie nimmt einen davon; er entehrt sie, dreht sich um und geht an die Börse. Jetzt ist sie im Zuge. Sie weint eine Nacht und findet, daß die Thränen ihr die Augen trüben; sie nimmt einen Tröster, über den Verlust desselben tröstet sie ein zweiter, und so geht es bis zum dreißigsten Jahr und darüber. Dann, blasirt und angefressen, nichts Menschliches mehr im Herzen, nicht einmal mehr den Ekel, trifft sie einen hübschen Jungen mit glühenden Augen und zitterndem Herzen, und corrumpirt ihn. So ist das Weib, wie unsre Sitten es gemacht haben."

„Die Liebe, die Gemeinschaft zweier edler Herzen, ist allerdings das Herrlichste der Schöpfung, aber diese Liebe kennen unsre Frauen nicht. Lieben heißt für sie, verschleiert ausgehn, heimlich schreiben, auf den Fußspitzen schleichen, schmachtende Augen machen, keusche Seufzer ausstoßen, eine Rivalin demüthigen, einen Ehemann betrügen, Liebhaber zur Verzweiflung bringen; Liebe ist für unsre Frauen ein Lügenspiel, wie die Kinder Versteck spielen, eine häßliche Schwelgerei des Herzens, schlimmer als die Liederlichkeit in der Zeit der römischen Kaiser, ein kläglicher Hohn gegen Alles, was schön und häßlich, göttlich und teuflisch in der Welt ist." „Uebrigens," setzt dieser Misanthrop hinzu, „hat auch dies Lügenspiel seine sehr angenehmen Momente, und Du bist ein Thor, lieber Octave! sie Dir entgehn zu lassen."

Indem Desgenais ein so schwarzes Bild von den Frauen entwirft, von den Frauen seiner Zeit, vergißt er die jungen Männer. Octave selbst findet es doch seltsam, daß es ihm unmöglich wird, an etwas Andres zu denken als an die Frauen, daß der Anblick jedes Weibes ihn zittern macht, daß ihm Tag und Nacht Bilder der Lust, der Sehnsucht und des Verraths durch den Kopf gehn, daß er in seiner Aufregung bald daran denkt, Mönch zu werden, bald sich dem ersten besten Frauenzimmer zu Füßen zu werfen und ihr ewige Liebe zu schwören.

Diese Hypertrophie eines einzelnen Lebensmotivs tritt bei ihm nicht mit der Anmuth und Naivetät Cherubin's hervor, sondern ist mit einer andern Eigenschaft verbunden, die ihr einen gefährlichen Charakter giebt. Er hat nämlich die Neigung, über Alles, was ihm begegnet, zu reflectiren, und einen moralischen Zusammenhang darin zu suchen. In Folge dessen legt er zufälligen Einfällen eine ungebührliche Wichtigkeit bei und stellt an das Gefühl Andrer ungebührliche Forderungen. Grade darin ist er ein Kind seines Jahrhunderts: — aber Desgenais ist es auch, und das nächste Stadium, in dem die beiden Mißvergnügten ankommen, ist die Liederlichkeit im eigentlichsten Sinn des Worts.

Octave findet die Liederlichkeit nichts weniger als lustig, sie ist monoton wie das gewöhnliche Leben der Spießbürger. Aber sie hat auf seine Empfindungen eine sehr schädliche Einwirkung.

„Ich wurde von einer erbärmlichen Eitelkeit angeschwellt. Mein Ehrgeiz war, für blasirt zu gelten in demselben Augenblick, wo meine von Begierden aller Art aufgeregte Einbildungskraft mich aus allen Schranken riß. Mein einziges Vergnügen war, mich der Natur zu entfremden. Es genügte, daß ein Gedanke gegen den gesunden Menschenverstand verstieß, um mich zu seinem Anwalt zu machen, auf die Gefahr hin, die tadelnswertheften Ansichten zu vertreten. Alles was mich frappirte, nicht wegen seiner Schönheit, sondern wegen seiner Seltsamkeit, mußte ich nachmachen, und da ich mich nicht als Nachahmer bekennen wollte, so verlor ich mich in der Uebertreibung, um für originell zu gelten."

Er hat diese Art Leben bis zur Uebersättigung durchgekostet, als der plötzliche Tod seines Vaters ihn auf das Land ruft. Dort wird er von einer neuen Liebe ergriffen: es ist eine Wittwe, Brigitte, zehn Jahre älter als er (er ist jetzt grade

zwanzig Jahre alt); als er ihr zum erstenmal seine Liebe bekennt, weist sie ihn zurück, nach einiger Zeit aber ergiebt sie sich, und sie leben zusammen.

Hier drängt sich nun einem ehrlichen Deutschen die Frage auf: warum heirathen sie sich nicht? Sie sind beide völlig unabhängig, und wenn es ein Mißverhältniß sein sollte, daß die Frau zehn Jahre älter ist als der Mann, so wird dies Verhältniß doch dadurch nicht gebessert, daß sie statt der Ehe ein Concubinat eingehn. Sie stand vorher in der Gegend im besten Ruf, nun ziehn sich alle Freunde von ihr zurück und sie gilt als eine verlorne Frau. Die häuslichen Zustände sind nicht besser: er ist von einer ganz tollen Eifersucht, die Geschichte seiner ersten Liebe ist ihm noch immer im Kopf, und er behandelt Brigitte zuweilen sogar mit Roheit. Zu seiner Mißstimmung trägt auch bei, daß die Natur sich an seinen frühern Ausschweifungen rächt. „Das Leben des Ausschweifenden," sagt er, „ist ein beständiges Fieber; um den Genuß zu suchen, müssen seine Organe sich zur Höhe der geistigen Getränke und der schlaflosen Nächte spannen; in den Tagen der Abspannung fühlt er also einen größern Abstand zwischen seiner Unmacht und seinen Versuchungen als irgend ein andrer Mensch. So ruft er den Stolz zu Hülfe und speit auf seine Erinnerungen. In dieser Stimmung fühlte ich den unbezwinglichen Drang, mitten in den heftigsten Ausdrücken der Liebe ein höhnisches Wort zu sagen, das das ganze Verhältniß vergiftete."

Brigitte setzt diesen Wildheiten die äußerste Geduld entgegen. Um ihm zu Hülfe zu kommen, erklärt sie ihm endlich, sie könne ihn verstehn, denn auch sie habe eine dunkle Vergangenheit hinter sich: sie sei von ihrem ersten Liebhaber schnöde betrogen und gemißbraucht worden. Aber auch diese Symmetrie des Lebens kommt ihnen nicht lange zu Statten; sechs Monate hindurch folgen sich die unerträglichsten Quälereien. Endlich

entdeckt er ein Tagebuch, worin sie seine sämmtlichen Mißhandlungen aufzählt, aber den entschiednen Willen ausspricht, für ihn zu sterben. Das Gewissen schlägt ihm, er will sie befreien und reist ab. Aber wie er in das Coupé steigt, sitzt sie bereits darin. So gehn sie vorläufig nach Paris, um dann nach Italien zu reisen. Im Anfang macht sich alles gut, sein Betragen hat sich wesentlich gebessert und sie sehn hoffnungsvoll der Zukunft entgegen: da tritt in Brigittens Stimmung ein plötzlicher Wechsel ein. Sie wird niedergeschlagen, zerstreut, und wenn sie noch immer bereit ist, ihrem Liebhaber zu folgen, so merkt man ihr doch die Resignation an. Ein junger Mensch spielt dazwischen, in Octave's Alter, aber sehr solide und tugendhaft, Namens Smith. Daß er Brigitte liebt, merkt man wohl; wie es mit ihr steht, erfährt man nicht. Octave ist in Verzweiflung, er verlangt von ihr nichts als Wahrheit; diese weigert sie ihm, und er ist eines Nachts nahe daran, sie umzubringen: nur ein Crucifix, das auf ihrer entblößten Brust liegt, rettet ihr Leben. Da findet er einen Zettel von ihr, woraus er sieht, daß sie Smith liebt, aber ihrem bisherigen Liebhaber folgen will, weil sie glaubt, sie wäre ihm unentbehrlich. Dadurch wird nun Octave so gerührt, daß er ihr entsagt und abreist, um sie nie wieder zu sehn.

Ob sie nun Smith's Maitresse wird, oder, was zu seinen soliden Gewohnheiten mehr stimmt, ihn heirathet, darüber fällt der Vorhang.

Der Schluß hat ohne Zweifel etwas Lächerliches, fast Possenhaftes, und es scheint nur eine moralische Lehre daraus hervorgehn zu sollen: daß ein durch ein wüstes Leben befleckter Mensch einer echten Liebe unfähig und namentlich unwürdig sei. Ob Alfred de Musset, der, als er den Roman schrieb, 26 Jahre alt war (sein Verhältniß zu George Sand, die große Epoche seines Lebens, war bereits vorüber), über den 21jährigen

Octave dies Verdammungsurtheil im vollen Ernst aussprechen wollte, oder ob es nur der Ausdruck einer vorübergehenden pessimistischen Stimmung war, muß dahingestellt bleiben.

Will man erfahren, worin eigentlich die „Krankheit des Jahrhunderts" besteht, so vergleiche man mit diesen Geschichten drei Verhältnisse, die sämmtlich vor dem Maßstab strenger Sittlichkeit nicht bestehn, die aber zeigen, wie auch in diesem Fall eine echte und tiefe Liebe stets versöhnend wirkt: Diderot und Sophie Voland, Mirabeau und Sophie, Goethe und Frau v. Stein. Wir sind über die Verhältnisse so genau unterrichtet als über irgend ein Verhältniß der neuern Zeit, denn die Liebenden schrieben sich fast täglich und die Correspondenz ist zum großen Theil erhalten. Was ist der Inhalt derselben?

Allerdings fehlt es nicht an Ausbrüchen heftiger Leidenschaft, nicht an jenem süßen innigen Liebesgeflüster, das über dem einen starken Gefühl die ganze Welt zu vergessen scheint. Aber nur scheint: in der That treten auch in diesem Verhältniß Diderot, Goethe und Mirabeau in der ganzen Fülle ihrer historischen Erscheinung hervor, sie gehn nicht unter in ihrer Liebe, sie erheben und adeln die Liebe durch die Macht ihres Geistes. Mirabeau sitzt Jahre hindurch im Gefängniß, und er bemüht sich, von da aus die Geliebte methodisch zu erziehn, sie mit seinem reichen Denken, mit seinem großen Willen vertraut zu machen. Ebenso ist es mit Diderot und Goethe. Alle drei Verhältnisse waren gegen die Sittlichkeit, und das rächte sich: Mirabeau's Geliebte, von ihm verlassen, endete im Selbstmord, und die Liebe zu Frau v. Stein schloß mit dem bekannten Kaffeebrief. Aber dies böse Ende hebt die schönen und edeln Tage nicht auf, die ihm vorausgegangen waren. Diderot, Goethe und Mirabeau hatten Leidenschaft und Sinnlichkeit genug, aber sie wußten ebenso die Liebe von der geistigen Seite aufzufassen, sie in ihr gesammtes geistiges Leben aufzunehmen. Und so hat

ian zu allen Zeiten, die in sich gesund waren, die Liebe als ie schönste Blüthe eines würdigen Innern aufgefaßt.

Dieser Auffassung ist die Liebe, wie die französischen Ro=iantiker sie predigen, entgegengesetzt. Ihre Helden gehn ganz i die Liebe auf, sie kennen nichts Andres, sie haben keinen ndern Lebensinhalt. In Folge dessen empfinden sie selbst die iebe als eine Krankheit, wie jede Hypertrophie eines Organs ine Krankheit ist, sie werden durch das Gefühl nicht veredelt, eil sie ihm keinen positiven Inhalt zu geben wissen, weil es ei ihnen in einem beständigen Wechsel von fieberhafter Begierde nd Abspannung besteht. In diesem Sinn wird die Idee von er Ewigkeit der Liebe, die an sich etwas sehr Richtiges sagt, u einer neuen Quelle des Grolls gegen Gott und die Welt. Die echte Liebe, welche die ganze Seele erfüllt aber nicht para=yſirt, hat das Recht, die Ewigkeit zu hoffen, sie kann dauern, o lange ihr Träger dauert. Die Liebe dagegen, die in einer inseitigen Erregung sich aufzehrt, muß endlich ausgehn, und dem sie den Makel ihres eignen Wesens dem Ideal aufbür=t, das den Pfad des Lebens erleuchten soll, führt sie endlich r Skepsis, zur Verachtung des Ideals, zum Unglauben. Das : die Krankheit des Jahrhunderts, mit der die französischen ichter der dreißiger Jahre unter schweren Schmerzen kämpften nd rangen, mit der die französischen Schriftsteller unsrer Tage in ebenso freches als langweiliges Spiel treiben.

VII.

Victor Cherbuliez.

Gegen eine andre weit verbreitete Krankheit des Jahrhunderts, den Größenwahnsinn, hat der Genfer Dichter Cherbuliez 1868 in „Prosper Randoce“ eine allerliebste Satire geschrieben

Die Franzoſen haben ihren Dichtern zu jeder Zeit die Achtung gezollt, die einer gebildeten Nation ziemt, aber ſie ſetzten ihrer Würde und ihrem Beruf in früherer Zeit gemeſſene Schranken. Der Dichter wurde nicht als ein Prophet angeſehn, der die Geſetze des Lebens zu erfinden habe, ſondern er wurde darauf angewieſen, die Geſetze ſeiner Kunſt aus dem gebildeten Bewußtſein ſeiner Nation zu entnehmen; es wurde ihm nicht erlaubt, andre Grundſätze auszuſprechen und zu bethätigen, als die durch das ſittliche Gefühl des Volks gebilligt wurden. Je entſchiedner er den eigenſten Kern des nationalen Gemeingefühls zu treffen wußte, deſto reichere Lorbeerkränze wurden ihm zu Theil, und es gehörte durchaus zum Syſtem der franzöſiſchen Poeſie, daß eine Anſtalt vorhanden war, welche in Vertretung des traditionellen Geſchmacks die Lehrjahre des jungen Dichters für beendigt erklärte und ihn unter die Zahl der Meiſter aufnahm.

Genau ſo verhielt es ſich mit der Stellung des Dichters zur Geſellſchaft. Man kam ihm mit offenen Armen entgegen, aber es wurde von ihm erwartet, daß er der ſocialen Formen ebenſo Meiſter ſei als der künſtleriſchen. Der Dichter, der dazu berufen war, das wirkliche Leben durch einen heitern und würdigen Schmuck zu verſchönern, mußte auch im wirklichen Leben den Ton der gewählten Geſellſchaft zu treffen wiſſen, und dazu gehörte unter anderm, daß er ſeine eigne Art nicht übertrieb, daß er durch ſcharfe Ecken keinen Anſtoß gab, daß er, um herrſchen zu können, ſich zu fügen verſtand. In dieſen Schranken nimmt der Dichter unter Ludwig XIV., unter der Pompadour, unter Marie Antoinette und ſelbſt noch unter der Kaiſerzeit einen ſehr anſehnlichen Platz ein; er glänzt in der Mitte der guten Geſellſchaft als der liebenswürdigſte einer ſo liebenswürdigen Nation.

Ausnahmen waren freilich vorhanden. Man ließ es ſich

eine Zeit lang gefallen, daß Rousseau in der Uebermacht seiner Stimmungen die Welt vor den Kopf stieß: aber einmal wurde Rousseau nicht eigentlich als Dichter angesehn, und dann wurde die Gesellschaft auch hier endlich ihrer Geduld überdrüssig. Sie hatte den Kranken geschont, weil seine großen geistigen Eigenschaften ihr Achtung abnöthigten, aber sie hatte ihn eben nur geschont, sie hatte nie vergessen, daß er krank war, und der Einfall, daß diese Art von Krankhaftigkeit, dies Hervordrängen der unmittelbaren Stimmungen über die Logik der Wirklichkeit und der Gesellschaft, zum Wesen des Genies gehöre, wäre ihr vollkommen unverständlich gewesen.

Eine andre sehr davon abweichende Ausnahme zeichnet Diderot in „Rameau's Neffen." Ein geistvoller Mensch von allseitigen Anlagen, der aber, weil er sich der Sitte nicht fügt, sein eignes Gemüth durch die Sitte nicht bildet und erzieht, endlich zum gemeinen Lump herabsinkt. Mit einer Kraft der Charakteristik ohne Gleichen hat Diderot diese „Spottgeburt aus Dreck und Feuer" gezeichnet; er hätte sich aber nicht träumen lassen, daß ähnliche Naturen einmal die Vermessenheit haben würden, der Welt ihren Glauben vorschreiben zu wollen.

Der Umschlag erfolgte zuerst in den Manifesten Victor Hugo's. Zwar hatten schon vorher Chateaubriand und Lamartine einiges darin geleistet, das Recht der genialen Subjectivität über die Schranken der nationalen Sitte zu erhöhen; aber einerseits gehörten beide zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft, und der Ton und das Gesetz derselben war mit ihrer Natur so verwebt, daß sie ihr Recht, das Volk zu belehren, nicht von einer besondern göttlichen Mission, sondern von ihrer sichern und begründeten Stellung herleiteten; andrerseits fallen ihre ärgsten Extravaganzen erst in eine Zeit, wo die Romantik schon in voller Blüthe stand. Dagegen gingen die Romantiker von vornherein von dem Gefühl aus, daß der Beruf des Poeten

über die Schranken des überlieferten sittlichen Bewußtseins hinwegsetze, daß auf ihn das Gesetz keine Anwendung finde, theils weil seine Leistungen viel wichtiger seien als alle Gesetze der Welt, theils weil sich seinem Innern ein viel höheres Gesetz offenbare, als er in der Wirklichkeit finden könne. Wenn Victor Hugo Gott den Herrn zur Rechenschaft zog: „Et maintenant, Seigneur! expliquons nous tous deux!" — so konnte er vor der trivialen Alltagswelt einen noch viel geringern Respect empfinden. Die Selbstanbetung des Dichters wird in seiner Schule endlich zum guten Ton; der junge Poet kann gar nicht anders anfangen, als der Welt ins Gesicht zu schlagen und ihr zuzurufen, sie solle sich auf die Knie werfen, es würden jetzt Worte gesprochen werden, wie sie noch nicht gehört seien.

Aus dieser Schule ist Prosper Randoce. Er hat die Ueberzeugung, daß die Poesie die Hauptsache der Welt sei, daß ihr gegenüber kein andres Interesse in Frage komme: er hat außerdem die Ueberzeugung, daß er zum großen Dichter berufen sei. Er giebt sich nicht mit Kleinigkeiten ab; sein erstes Werk heißt „Feuerbrände der Seele"; sein zweites soll ein „Sohn des Faust" werden. Er nimmt es insofern mit seiner Kunst genau, als er beständig ein Notizbuch bei sich führt, worin er alles sorgfältig aufzeichnet, was ihm begegnet, und was sich zu einem Effect verwerthen läßt — selbst im Augenblick, wo er im Begriff ist, Selbstmord zu begehn. Der eigentliche Inhalt dessen, was er der Welt mitzutheilen hat, ist ihm weniger geläufig; er erwartet ihn von äußern Eindrücken, und glaubt sich erst dann zu seiner vollen Höhe aufschwingen zu können, wenn er als Sultan allnächtlich über einen ausgesuchten Harem verfügt. Champagner und gewaltige Leidenschaften sind die Seele der Dichtung, dazu braucht er aber Millionen, und Prosper ist nicht wenig indignirt über die Gesellschaft, die ihm diese Millionen

vorenthält, und so den gewaltigsten Bau der Kunst, wenn nicht unmöglich macht, doch wenigstens verzögert.

In der unangenehmen Nothwendigkeit, diese Nachlässigkeit der Gesellschaft zu redressiren, läßt er sich z. B. von der Gattin eines Andern aushalten, und ist nachher, als der Gatte reich wird und er mit seiner Maitresse gebrochen hat, erbötig, in seinem Solde ein ultramontanes Journal zu redigiren, trotz seiner atheistischen Grundsätze weiß er sich in religiöse Schwärmerei hineinzureden. Er erzieht eine Cancansängerin, um — später von ihren Einnahmen zu leben: dies liebenswürdige Frauenzimmer, Carminette, bringt er mit einem jungen Mann zusammen, der ihn eben durch eine bedeutende Geldsumme aus einer großen Verlegenheit gerettet, und überrascht sie dann plötzlich, wobei es ganz den Anschein hat, als wollte er den eifersüchtigen Eisenfresser spielen.

Von derartigen Manövern ist das Buch voll, und die Atmosphäre ist ganz wie in „Rameau's Neffen", nur mit dem Unterschied, daß Prosper das Haupt hoch trägt, und mitten in seinen schäbigen Handlungen die Welt durch die Majestät seines Berufs einzuschüchtern sucht, während Rameau weiß und bekennt, daß er ein Lump ist; daß ferner Prosper mit noch größerm Eifer und Erfolg sich selbst belügt als die Andern. Wie die Komödie, die er beständig spielt, ihm selbst die Besinnung nimmt und ihn berauscht, das ist mit vollendeter Plastik dargestellt.

Das Feinste an dem Buch aber ist die Stimmung, die diesen Charakterkopf von abschreckender Häßlichkeit färbt. Die Sache hätte mit der äußersten sittlichen Entrüstung dargestellt werden können, sie erscheint aber nur in komischem Licht, und es gelingt dem Dichter, ohne eine jener Niederträchtigkeiten abzuschwächen, in dem Leser eine ähnliche Theilnahme für den Helden zu erwecken, wie Shakespeare für Falstaff. Man begreift bei Shakespeare vollständig, wie Prinz Heinrich in der Gesell-

schaft des fetten Halunken sich wohl befindet, man begreift bei Cherbuliez vollständig, wie dem gutartigen aber schwächlichen Didier die Figur des kolossalen Schwindlers imponirt. Prosper kostet ihn viel Zeit und Geld, aber da die Gefahr des bleibenden Einflusses beseitigt ist, wird er nicht ohne Behagen an das wunderliche Zusammensein zurückdenken.

Dieser Didier ist ein köstlich erfundner Contrast zu der Figur des Haupthelden. Er tritt zuerst auf im Berliner Schauspielhaus nach einer Aufführung des Hamlet, den er als seinen Geistesverwandten empfindet; er ist geistreich und wohl gesinnt wie der Dänenprinz, aber unfähig, etwas Festes zu wollen; in jeden Genuß mischt sich ihm etwas von dem bittern Nachgeschmack der allgemeinen Vergänglichkeit. Als er einem schönen Weibe zu Füßen fällt und sie umarmt, wird er plötzlich gewahr, daß der Kuß doch nicht ganz das ist, was er sich darunter vorstellte, und läuft enttäuscht und ernüchtert davon. In der schon erwähnten Scene mit der wilden Katze Carminette, bei der ihn Prosper überraschen will, läßt er sich zur Enthaltsamkeit zum Theil freilich durch die richtige Vermuthung dessen, was kommen soll, bestimmen, zum Theil aber auch, trotz alles sinnlichen Reizes, weil es ihm so bequemer ist. Durch seine Sorge für den wilden Prosper, seinen unehelichen Bruder, soll nach dem Wunsch seiner Freunde seine Willenskraft etwas angespannt werden: sehr viel kommt aber nicht heraus. Zwar macht es sich, daß er nun doch die schöne Frau heirathet, deren Kuß ihn zuerst kalt ließ, aber beinahe hätte er vergessen, zur rechten Zeit zur Trauung zu kommen; und durch diesen humoristischen Schlußaccord vollendet der Verfasser des köstlichen Büchleins die Klangfarbe der ganzen Erzählung.

Wie gefährlich übrigens die Ansteckung des pariser Größenwahnsinns auf die Nachbarn wirkt, zeigt dieser feingebildete Genfer selbst, der noch soeben die deutschen Einheitsbestrebungen

in der Revue des deux mondes in einer Weise dargelegt hat, als ob in der That die „große Nation" der Franzosen mit Recht verlangen könne, nach ihrem bon plaisir zu bestimmen, wie weit die Nachbarn frei und glücklich sein dürfen. Daß in jedem Franzosen ein kleiner Bonaparte steckt, wußte man längst, aber über den Napoleonismus eines Genfers darf man sich wundern.

VIII.

Victor Hugo.

13. September 1870.

Paris ist gerettet! — Napoleon „der Kleine" ist abgesetzt, und sein alter Feind Victor Hugo ist in die Hauptstadt eingezogen und hat seine Proclamation erlassen. Paris könne nie erobert werden, denn die Stadt sei heilig. Paris ist die Stadt der Städte, der Mittelpunkt Europa's. Aller Grund zum Kriege hat aufgehört, die Republik ist eingerichtet. „Das Kaiserthum war der Haß, wir sind die Liebe. Es war der Verrath, wir sind die Ehrlichkeit." — „Es ist wahr, die Preußen haben geschickte Generale, die das Nützliche dem Großen vorziehn: Preußen hat in dem schrecklichen Kriege den Sieg, aber Frankreich den Ruhm. Wißt ihr, was der endliche Sieg für Euch sein würde? Er würde die Schande sein!"

Unwillkürlich fiel mir die Herausforderung des Junker Christoph in Shakespeare's „Was ihr wollt" ein. „Junger Mensch, was du auch sein magst, du bist doch nur ein Lumpenkerl. Wundre dich nicht und erstaune in deinem Sinn, warum ich dich so nenne, denn ich will dir keinen Grund angeben. Du kommst zu Fräulein Olivia, und sie thut vor meinen Augen schön mit dir: aber du lügst's in deinen Hals hinein, das ist nicht die Ursache, warum ich dich herausfordere. Ich will dir

beim Nachhausegehn auflauern, und wenn du alsdann das Glück hast mich umzubringen, so bringst du mich um wie ein Schuft und ein Spitzbube."

Vor drei Jahren, als in Paris das Schauspiel der Weltausstellung aufgeführt wurde, wo neben vielen Wundern auch der Sultan sich sehn ließ, hatte Victor Hugo bereits ein Manifest veröffentlicht, worin er nachwies, warum Paris die Hauptstadt der Welt sein müsse. „Palermo hat den Aetna, Paris den Gedanken; Constantinopel ist der Sonne näher, Paris der Civilisation; Athen hat das Parthenon erbaut, aber Paris zerstörte die Bastille."

„Immer zu wollen, das ist das Wesen von Paris. Ihr glaubt, daß es schläft: nein, es will. Der Wille ist in Paris in Permanenz."

„Drei Strahlen sind im Ideal enthalten, das Wahre, das Große, das Schöne. Von Jerusalem strahlt Wahrheit aus, von Athen Schönheit, von Rom Größe. Diese Städte sind untergegangen, aber sie leben fort in Paris. Paris ist die Summe dieser drei Städte, der Logarithmus von drei Civilisationen in eine einzige Formel gebracht. Paris, die Stadt der revolutionären Offenbarung, ist das Jerusalem der Menschheit."

„Wir können uns die Civilisation nicht ohne Kopf denken. Wir brauchen eine Stadt, in der Jeder Bürger ist. Ein Ausgangspunkt ist dem Menschengeschlecht unentbehrlich."

„Der Beruf von Paris ist Ausstreuung der Idee. Alles, was in den Geistern hier und da aufflammt, ist das Werk von Paris. Es ist seine Pflicht, und es erfüllt sie. Die Pflichterfüllung ist ein Recht."

„Paris ist der Mittelpunkt, in dem sich das Nervenleben der Erde vereint; wenn es schaudert, schaudern wir Alle. Wenn es irrt, so ist das schlimm für die Urtheilsfähigkeit im Allgemeinen: die Magnetnadel ist eben in Verwirrung, und der Fort-

schritt schwankt eine Weile unsicher umher. Paris giebt jedem, der es besitzt, die Herrschaft der Welt: hat man es durch ein Verbrechen errungen, so ist die Welt dem Verbrechen unterthan."

„Der Herd der Vernunft ist nothwendiger Weise auch der Herd der Kunst. Paris ergießt sein Licht nach zwei Seiten, auf der einen über das reale, auf der andern über das ideale Leben. Nachdem Paris 1789 die politische Revolution begonnen, hat es 1830 die literarische Revolution durchgeführt."

Diese literarische Revolution, als deren Führer Victor Hugo sich empfindet, die Revolution der romantischen Schule, zeichnet sich hauptsächlich durch die Signatur des Größenwahnsinns aus, wie er in dieser Stärke in der ganzen französischen Geschichte noch nicht hervorgetreten war. Wie in jenen Harlekinaden Paris von sich denkt, so denkt jeder französische Dichter der romantischen Schule von sich: er ist der Prophet, von dem die Welt erfahren muß, was sie ist.

Die andern Propheten haben sich mehr auf sociale und sittliche Verbesserungen geworfen; Victor Hugo hat sich früh der Politik angenommen. Ein großer Theil seiner Gedichte verkündigt den wahren Glauben über den Staat, mit jenem unnahbaren Selbstgefühl, das den Zweifel als Majestätsbeleidigung verwirft. Aber die Gläubigen mußten oft mit dem Inhalt ihres Glaubens wechseln. Von der royalistischen Partei im Jahre 1821 freudig begrüßt, begann der junge Dichter mit hochroyalistischen Anschauungen; nach der Julirevolution wurde er Jacobiner, bis er, in die Academie aufgenommen, zum Grafen und Pair ernannt, den conservativen Staatsmann spielte. Die Februarrevolution fand ihn auf dem Berge, unter den Socialisten, und die schlechte Behandlung, die ihm von Napoleon widerfuhr, hielt ihn fest im Haß des Empire. Die Metamorphosen seines Glaubens waren durchweg Masken im romantischen Geschmack des Tages; es ist gut, da er wieder mit der alten Zuversicht

den Unfehlbaren ſpielt, ihm ſeine Jugendſünden in's Gedächtniß zu rufen, die Zeit, in der er ſich ebenſo unfehlbar fühlte als heute.

„Die Geſchichte", ſagt Victor Hugo in der Vorrede zu den „Balladen" (1822), „iſt nur dann poetiſch, wenn man ſie von der Höhe der monarchiſchen Idee und der Religion betrachtet." — „Unſre Revolution von Koth und Blut hat nur ein Denkmal hinterlaſſen, das bleiben wird, den Moniteur, die Geſchichte ihrer Greuelthaten. Die Literatur und die Geſellſchaft, welche aus der Revolution hervorgingen, widerwärtig und ohnmächtig wie ſie ſelber, ſind todt und werden nicht wieder aufſtehn." — Den Siedepunkt erreicht dieſer Haß bei dem Tod des Herzogs von Berry. Gleich darauf wird Graf Chambord geboren. — „O Wonne! o Triumph! o Myſterium! — geboren iſt das glorreiche Kind, der Engel, welchen ein zum Himmel aufſteigender Märtyrer der Erde verhieß! Der Gott, der auch einmal Kind war, hat die Hoffnung der Heldenmutter erhört. Nun fürchten wir nicht mehr das Ungewitter, denn die Schuld, die auf unſern Häuptern laſtete, iſt geſühnt durch den Unſchuldigen.„ — Der Knabe wird getauft. — „Als unſern Heiland hat Gott dies Kind geſandt! Maria, die ewig Selige, die ewig Betende, Maria mit den beſcheidnen Strahlen, führt zu dieſer Feierlichkeit ſelber ihre himmliſchen Jungfrauen in ihren alten Tempel mit zwei Thürmen ein." In dem Gedicht von der Findung Moſis wird daſſelbe Motiv zu einer irreligiöſen Galanterie benutzt. Das Prophetenkind im Nil in einem Korb, von einer Jungfrau gefunden, der Heiland als Kind von einer Jungfrau in einer Krippe gepflegt; der bourboniſche Wunderknabe von einer Heroine empfangen, die — wenigſtens nicht mehr verheirathet iſt.

Der Feldzug von 1823 zur Wiederherſtellung des Abſolutismus in Spanien flößt dem Dichter neue Begeiſterung ein. „O wie ſchön iſt die Königswürde, die ehrwürdige ſilberhaarige

Tochter grauer Jahrhunderte! Den Adler unterwirft sie den Schwänen, den Geier den Tauben. Auf dem Altar weiht sie das Schwert, mit dem sie sich umgürtet. Die Strahlen der heiligen Aureole verklären die Blumen ihrer königlichen Stirnbinde. Wenn ihr starker Arm eine rebellische Horde niederreißt, erhebt sie über das Scepter das Kreuz. Ein eherner Koloß, streckt sie mit ihren Jahrhunderte alten Armen in die Wolken der Völker einen glänzenden Leuchtthurm, und die Zukunft mit der Vergangenheit verbindend, setzt sie die Füße, an denen umsonst die Woge sich bricht, auf beide Ufer der Zeit. Alle Völker, welche Gott begnadigt, fliehn, wenn die Hydra der Anarchie ihren Dreizack gegen sie richtet, an den Altar des Königthums, und erheben das Kreuz als gemeinsame Standarte."

Karl X. wird gekrönt. „Der Dämon des Königsmords, der, gierig nach dem Blut der Bourbons, mit Mord ihre Wohlthaten bezahlt, der die Stadt durch Verbrechen entvölkerte und mit Freveln füllte, möge er wissen, daß der König nicht stirbt! — Der Fürst ist groß und heilig; über die wogende Menge erhebt er sich wie ein Leuchtthurm über die Fluthen des empörten Meers. — O Gott, erhalte uns diesen König, den das Volk anbetet! vernichte seine Feinde! leihe seiner königlichen Stirn zwei Strahlen deines Haupts, setze zwei Engel an seine Seite!"

Es ist nichts als Phrase; Worte ohne Sinn, die lediglich nach dem Klang gewählt werden. Sie widerstehn einer stärkern allgemeinen Stimmung nicht. Nach der Julirevolution ruft er den Männern der Barrikaden zu: „Unter den schönsten Namen ist der eurige der schönste; neben euch erscheint aller sonstige Ruhm als unbedeutend." „Meine alte royalistisch-katholische Ueberzeugung", setzt er hinzu, „ist Stück für Stück zerbröckelt. Wohl bleibt noch etwas davon in meiner Seele, aber das ist nur eine religiöse und poetische Ruine. Ich wende mich noch zuweilen um, sie mit Ehrfurcht zu betrachten, aber ich gehe nicht mehr

hin, um zu beten. Die Achtung, welche mir die Vendée einflößt ist nur noch eine Sache der Einbildungskraft und der Tugend. Ich bin nicht mehr von Herzen, sondern nur noch von Seele Chouan."

Als am 23. November 1832 die Aufführung des „Triboulet" wegen der darin enthaltenen Unsittlichkeiten verboten wurde, entbrannte der Zorn des Poeten. „In welchem Paschalik leben wir! an welchem Mann wagt diese kurzsichtige Gewalt sich zu vergreifen." Er überlegt, wie weit er in der Strafe gehn dürfe. „Soviel als möglich werden wir einer hochgestellten Person die Folgen dieses thörichten Streichs ersparen. Die Regierung ist noch in der Wiege, sie leidet an kindischen Ausbrüchen, sie ist nicht werth, daß man Manneszorn an ihr verschwende. Wenn sie gewachsen ist, wollen wir sehn. Aber dann wird strenge Rechenschaft gefordert werden von den Veziren des Barrikadenkönigs."

1841, in die Academie aufgenommen, rühmt er den „gekrönten Weisen, der von der Höhe seines Throns auf alle Nationen die ernsten und heiligen Worte des Friedens fallen läßt." Es war ein Jahr nach dem Cancan, in welchem das gesammte Volk nach der Rheingrenze heulte, wo Alfred de Musset versicherte, Becker's Rheinlied werde nicht „die stolze Spur unsres Pferdehufs auswischen, die mit eurem Blut gefärbt war, als unser allmächtiger Cäsar mit seinem Schatten eure Ebnen bedeckte." „Wir haben ihn gehabt, euren deutschen Rhein! wenn ihr eure Geschichte vergeßt, so haben eure jungen Mädchen besseres Gedächtniß: sie haben uns euren Wein eingeschenkt!"

„Immer zu wollen", sagt Victor Hugo, „ist das Wesen von Paris, und was es will, will die Welt." Heute will es, daß französische Pferdehufe mit deutschem Blut sich färben, und dann ist es gut. Morgen verbietet es, den heiligen Boden

Frankreichs zu betreten, und so empfindet denn auch die Menschheit. Victor Hugo hat nie an etwas Andres geglaubt als an seinen eignen Genius; keine objective Macht der Sittlichkeit war ihm heilig gewesen: was hatte er für ein Recht, wider „Napoleon den Kleinen" zu zeugen?

---

1. October 1870.

Victor Hugo's Manifeste haben in der deutschen Presse verschiedne Antworten hervorgerufen; man hat seinen Stil parodirt und damit fast durchweg eine glückliche Wirkung erzielt. Der alte Dichter ist nicht glimpflich behandelt worden; aber fast überall hat man damit geschlossen, es wäre doch eigentlich sehr schade, daß ein so ausgezeichneter Dichter in seinem Greisenalter sich als ein solcher Narr herausstelle. Ich glaube, daß diese Auffassung einiger Berichtigung bedarf.

Wenn man Victor Hugo's Schriften mit den Augen des gesunden Menschenverstands ansieht, so machen sie von der ersten bis zur letzten genau denselben Eindruck, wie die neusten Manifeste; es findet sich in seinen zahlreichen historisch-philosophischen Auseinandersetzungen fast nicht eine Zeile, die nicht wenigstens an Abgeschmacktheit streifte. In dieser Beziehung hat sich nichts bei ihm geändert. Ich finde im Gegentheil, daß sein gegenwärtiges Auftreten ihn eher zu seinem Vortheil erscheinen läßt. Es ist immer keine Kleinigkeit, daß der alte Mann sofort, nachdem die Republik ausgerufen ist, in die geliebte Stadt eilt, der eine furchtbare Belagerung bevorsteht. Er ist doch ein ganz andrer Mann als der elende Girardin, der Jahre lang frech und cynisch zum Kriege gehetzt hat und nun ausreißt, da es Ernst wird. Victor Hugo ist an dem großen Verbrechen der französischen Nation nicht mitschuldig; sein Manifest von 1867 war zwar barock, aber es schwenkte doch den Oelzweig des

Friedens. Es ist also brav von ihm, daß er, ohne die Schuld seines Volks getheilt zu haben, die Leiden desselben theilen will. Seine Ansprachen an die Deutschen und Franzosen gehn von den seltsamsten Voraussetzungen aus, aber wenn man diese zugiebt, so ist doch Schick darin. Er belehrt zunächst die deutschen Brüder, deren Unwissenheit einer Unterweisung bedarf, daß Paris eine heilige Stadt und daß es keineswegs erlaubt sei, sie zu beschädigen; da sich nun die Deutschen störrisch erweisen und ihr Ohr seinen Lehren verschließen, so ist es natürlich, daß er auf Strafen sinnt, und mit derselben Phantasie, die „Han von Island", „Hernani" und „die Burggrafen" geschaffen, die Mordwerkzeuge schildert, mit welchen die deutschen Armeen vernichtet werden müssen.

Ich habe also eigentlich für die Motive seines Auftretens eine gewisse Sympathie, und wenn ich trotzdem das Schiefe und Haltlose in seinem poetischen Treiben bloßzulegen beabsichtige, so wünsche ich nur wieder einmal auf die oft verkannte Wahrheit aufmerksam zu machen, daß die Kunst unter demselben Gesetz steht wie die Wissenschaft; und daß der Künstler, der um des Effects willen die Wahrheit verschmäht, oder auch nur die Wahrheit nicht zu seinem höchsten Gesetz macht, bei dem größten Talent auf die abenteuerlichsten Irrfahrten gerathen muß.

Als ich vor zwölf Jahren Victor Hugo's Werke analysirte, gehörte die Anerkennung der französischen Dichtkunst noch zu den Glaubensartikeln der liberalgebildeten Menschheit. Seit einigen Monaten hat sich das gründlich geändert, und man wird bald versucht sein, sich gegen die überschwengliche Deutschthümelei der Franzosen anzunehmen. Sie haben in der Entwicklung des Geistes eine große Rolle gespielt, und ich bin überzeugt, diese Rolle ist noch nicht zu Ende: aber es wird allerdings eine gewaltige Umwandlung bei ihnen stattfinden müssen, und der

Hauptpunkt dieser Umwandlung wird sein, daß sie unterscheiden lernen, was Wahrheit ist und was Lüge, was Realität und was Phrase.

Alle Sünden, die man der neuern französischen Literatur vorwerfen kann, finden sich bei Victor Hugo vereinigt, der aber zugleich das größte Talent ist und demgemäß die größte Rolle gespielt hat.

Victor Hugo hatte zunächst eine Eigenthümlichkeit, die ihn schon in frühster Jugend in die Mitte der literarischen Arena stellte und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn richtete: einen starken, durch nichts zu erschütternden Glauben an seine Kraft und seine Mission. Fast jede seiner Tragödien, Romane und lyrischen Sammlungen wird durch eine Vorrede eingeführt, in welcher der Dichter dem Publicum anzeigt, dies sei nun etwas ganz Neues und Unerhörtes, und könne in seiner ganzen Tragweite nur aus der Vogelperspective ermessen werden, weil seine gewaltigen Dimensionen einen Blick aus der Nähe nicht ertrügen. Der wahre Dichter habe zugleich die Aufgabe des Propheten, er zünde die Fackel an, die es dem blinden Menschengeschlecht erst möglich mache, die Wahrheit und das Ideal zu sehn. Er ist nicht müde geworden, diese Ansicht zu wiederholen, und das will nicht wenig sagen, denn seine literarische Thätigkeit umfaßt bald ein halbes Jahrhundert.

Es liegt in diesem Glauben an sich selbst zugleich eine Stärke und eine Schwäche. Eine Stärke: denn wenn nur überhaupt etwas hinter dem Dichter ist, so macht er es dem Publicum unmöglich, ihn zu ignoriren; eine Schwäche: denn es hindert ihn an der stillen Arbeit und Selbstbildung, die ihn allein von Willkürlichkeiten zurückhält. Wir in Deutschland kennen auch dergleichen, ich nenne nur Platen und Heine. Der erste hat wenig Gläubige gefunden, weil sein Talent gar zu schwindsüchtig war, aber Heine würde mit seinem außerordent-

lichen Talent lange nicht die Wirkung erreicht haben, wenn er nicht durch unermüdlich wiederholte Posaunenstöße seinen Ruhm zum Gegenstand der Tagesdebatte gemacht hätte.

In Frankreich hat der Prophet insofern eine mißliche Stellung, als dort das Lächerliche eine viel gefährlichere Waffe ist als bei uns; erregt er mit seinen Versicherungen zuerst allgemeines Gelächter, so ist er unwiederbringlich verloren; so bald sein Name genannt wird, klingt das alte Gelächter von Neuem, wenn er auch die vernünftigste Sache von der Welt verträte. Gelingt es ihm aber einmal durchzukommen, wenn auch nur bei einem Theil des Publicums, gelingt es ihm, eine Secte zu gründen, so ist er fortan eine Autorität, man giebt sich nicht mehr die Mühe, zu untersuchen, was eigentlich diese Autorität begründe; es ist ein Factum, über das sich nicht streiten läßt. Bei uns Deutschen existirt dieser Autoritätsglaube nicht: jeder Schriftsteller muß immer durch neue Werke seine Stellung in der Literatur vertheidigen; die Kritik tritt an jede seiner Leistungen mit derselben Unbefangenheit, als läge von vergangenen Dingen nichts vor. Victor Hugo zehrt im Grunde von dem Ruhm der Jahre 1828 bis 1835. In diesen Jahren schuf er eine Reihe von Werken, die eine durchgreifende Wirkung übten und üben mußten, so anfechtbar sie im Einzelnen waren; unter dem, was er seit der Zeit geschrieben, ist nicht ein einziges Buch, das Aufmerksamkeit erregen würde, wenn man es ohne Voraussetzungen in die Hand nähme. Trotzdem ist jedes dieser Bücher sofort in einer Auflage von ich weiß nicht wieviel Hunderttausenden gedruckt worden, und das Publicum, obgleich regelmäßig getäuscht, hat sich immer von Neuem wieder dem Zauber der Erinnerung hingegeben.

Victor Hugo drang mit seinen Ansprüchen auf die Stellung eines Propheten darum durch, weil die ganze Zeit von dem Gefühl erfüllt war, eines Propheten zu bedürfen, also jeden

hörte, der sich als solchen darstellte. Er besaß eine Stimme, man weit hörte, und seine Intention traf ungefähr die elle, in der eine Umgestaltung erfolgen mußte.

Um das, was er geleistet und was er gefehlt, zu prüfen, uß man zwischen den Kunstmitteln, die er erfand oder euerte, und den höchsten Zwecken, die er der Kunst stellte, terscheiden. In den ersten wurde er durch sein reiches Talent tragen und hat Bleibendes geleistet, grade wie Richard agner mit seiner Instrumentation; in Beziehung auf die chsten Zwecke ist er in die Irre gegangen, weil er sie da suchte, nur völlig reife Bildung sie finden kann, und weil er aus ägheit und Hochmuth die Mittel verschmähte, sich diese ldung anzueignen.

Victor Hugo hat in der Lyrik, im Roman und auf dem eater gleich durchgreifend gewirkt, fast überall ausschließlich rch seine Kunstmittel. In allen drei Gattungen hatte man Deutschland seit lange das Gefühl, daß die französische ichtung an einer unerträglichen Monotonie leide. Diesem efühl hatten nach der Reihe Lessing, Herder und die beiden hlegel einen lebhaften Ausdruck gegeben, und mehr und mehr tte es sich in Frankreich selbst Bahn gebrochen. Durch die hule der Frau von Staël lernte man die deutschen und glischen Poeten kennen, und wenn der Franzose auch nie geben wollte, daß Corneille, Racine und Voltaire nicht die ößten Dichter wären, so gab er doch so viel zu, daß die uern Bedürfnisse eine Erweiterung und Bereicherung der en Form mit Nothwendigkeit erheischten. Als hauptsächliche nderniſſe der freien Poesie empfand man den steifen Parallel- ritt des Alexandriners, die periphrastische Ausdrucksweise der ademie, welche stark realistische Farben und Töne ausschloß, s einengende Gesetz der drei Einheiten auf dem Theater, und n Mangel an historischer Localfarbe in der Geschichtschreibung,

wie in der künstlerischen Darstellung. Den Mangel empfand man allgemein, aber ihm abhelfen konnte nur ein entschiednes Talent. Dies Talent brachte Victor Hugo mit und setzte die Reform nach allen Richtungen durch.

Zuerst den Alexandriner. Er hat ihn sowohl in der Lyrik wie in der dramatischen Poesie in einer Weise behandelt, die zwar im sechzehnten Jahrhundert bereits vorkam, die aber durch Boileau und die Academie vollständig unterdrückt war, und er hat es durchgesetzt. Man kennt den Dithyrambus von Freiligrath: „spring' an, mein Wüstenroß aus Alexandria!" während man sonst beim Alexandriner nur an Zopf, Reifrock und Perücken dachte. Durch die Freiheit der Cäsur, ebenso aber auch durch die Kühnheit und Seltsamkeit des Reims kam in den Alexandriner eine Bewegung, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Kurze coupirte Sätze, fragmentarische Wendungen, schneller Wechsel in der Stimmung und im T[illegible] fall, das alles fand Platz in dem engumschränkten Maß; freil[illegible] zuweilen etwas gewaltsam und nicht ohne verwirrendes [illegible] dränge. Fast ebenso wichtig war, daß Victor Hugo für [illegible] eigentliche Tragödie die Prosa versuchte, und hier die imitati[illegible] Form noch freier anwandte. Im Vers mochte er de[illegible] Satzbau noch so sehr zerhacken, der streng wiederkehren[illegible] Reim machte eine Cadenz der Redefügungen nothwendig, d[illegible] nicht aus der Sache hervorging, sondern zu ihr hinzutrat. Da[illegible] merkt man auch bei den bessern Stücken, wie „Hernani" un[illegible] „Marion de Lorme", wo nicht blos Declamation, sondern selbst Opernwendungen den dramatischen Gang nicht selten unterbrechen, während in Stücken wie „Lucrezia Borgia", „Mari[illegible] Tudor", „Angelo" die imitative Form sich zuweilen in der kühnsten Freiheit bewegt. Dazu kam, daß Victor Hugo das für die Poesie sanctionirte Wörterbuch bei Seite warf und aus der Fülle des Sprachschatzes schöpfte, daß er überall das derb

realistische Wort der künstlichen Umschreibung vorzog. Man erinnert sich, mit welcher Freude er die Entdeckung machte, daß Cambronne bei Waterloo nicht die academische Redewendung gebraucht: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!", sondern einfach gesagt haben sollte: „Merde!", was ungefähr auf dieselbe Rede herauskommt, die Goethe in der ersten Ausgabe seinen Götz an den Reichshauptmann halten läßt. In manchen dieser Reformen ist Victor Hugo zu weit gegangen, indem er das Ungewöhnliche anwandte, nicht weil es der Sache entsprach, sondern weil es ungewöhnlich war; und so wurde denn eine umgekehrte Convenienz daraus. Eben so oft aber möchte man ihm eine größere Kühnheit wünschen.

Ein bleibendes Verdienst ist ferner sein Kampf gegen die drei Einheiten. Victor Hugo konnte ihn darum glücklich durchführen, weil er ein großes theatralisches Talent besaß. Seine Scenen fügen sich wie von selbst zu brillanten Tableaux zusammen, und Decoration und Costüm werden mit außerordentlichem Geschick dazu benutzt, diese Bilder zu heben. Freilich fällt eben darum auf Costüm, Bild und Decoration ein grelles Licht, welches die Hauptsachen, auf welche es bei der Poesie ankommt, zu sehr in den Schatten drängt.

Es war endlich eine nicht zu verwerfende Tendenz, daß er im Drama wie im Roman den Kreis der guten Gesellschaft, wie er durch das Muster Ludwigs XIV. und der Pompadour bestimmt war, verließ, und nicht blos historische Zeiten, sondern historische Gedanken und Empfindungen wiederzugeben suchte. Er brachte für diese Aufgabe einen breiten Pinsel mit, der stark und kenntlich die Hauptstriche markirte. Nach dieser Richtung hin war Walter Scott sein Vorbild, wie er auf dem Theater hauptsächlich Schiller und Calderon vor Augen hatte. An virtuosen Leistungen kann er sich sehr wohl neben Walter Scott sehn lassen, da nämlich, wo er wirklich zu Hause war. Wo er

aus der Phantaſie malte, wie im „Han", „Bug Jargal" und den ſpätern Romanen, kommen faſt nur kindiſche Anſchauungen heraus, aber „Notre Dame de Paris" beruht auf gründlichen Studien, und hier wird die Architektur des alten Paris und was damit zuſammenhängt der Phantaſie auf eine Weiſe lebendig, wie es kaum der ſchottiſche Dichter erreicht.

Dieſe außerordentlichen Vorzüge der Technik wurden aber paralyſirt durch einen Mangel, den keine Technik zu erſetzen vermag: durch den Mangel einer unbefangnen Lebensanſchauung und eines poetiſchen Gewiſſens.

Schon in ſeiner Richtung auf das Hiſtoriſche ſpricht ſich dies Unreife und Ungeſunde aus. Manche Aeſthetiker haben es der Poeſie überhaupt verſagt, ſich mit der Geſchichte zu beſchäftigen; wenn man aber gründlich darüber urtheilen will, muß man ſtreng zwiſchen den verſchiednen Methoden unterſcheiden. Shakeſpeare z. B. behandelt ſeine hiſtoriſchen Stoffe grade wie ſeine novelliſtiſchen; er legt ſeinem Coriolan und Cäſar ebenſo die zum Volksbuch bearbeitete Legende zu Grunde, wie ſeinem Lear oder Othello; weder in dem einen noch in dem andern Fall kommt es ihm darauf an, ein Zeitalter zu charakteriſiren, deſſen Bildung und Sittlichkeit von dem ſeinigen verſchieden oder demſelben entgegengeſetzt wäre, er läßt die Bildung und die Sitten aus der gegebenen Handlung und den gegebenen Leidenſchaften herauswachſen, und die Form der Charaktere, die dabei ins Spiel kommen, entnimmt er dem Geſetz der menſchlichen Natur, wie es ihm aus den Erſcheinungen ſeiner eignen Zeit aufgeht. Ob bei dieſem Verfahren die poetiſche Handlung treu die hiſtoriſche Wahrheit trifft, darauf kommt gar nichts an, vorausgeſetzt, daß ſie mit ſich ſelbſt übereinſtimmt. Shakeſpeare nimmt an, daß die Charaktere ſeiner Handlung und ihre Motive dem Mann ſeiner Zeit, die freilich viel wilder und naturwüchſiger war als die unſrige, vollkommen verſtändlich ſein werden.

Anders ist es, wenn die Dichtung ausdrücklich sich vorsetzt, ein fremdartiges Zeitalter in seiner Bildung und seinen Sitten zu charakterisiren, wie z. B. Goethe im „Götz von Berlichingen." Ob ein solches Vorhaben überhaupt gelingen kann, kommt erst in zweiter Linie in Frage: vor allen Dingen kann es nur dann gelingen, wenn der Dichter seinem Gemälde grade so ernsthafte Studien zu Grunde legt, als der Historiker. Hier muß das Studium von Quellen und Urkunden, so gut es gehn will, die unmittelbare Anschauung des Lebens ersetzen, die der Darsteller moderner Stoffe zu seinen Dichtungen mitbringt.

Vom historischen Roman gilt das durchaus, aber auch von der Gattung des historischen Dramas, wie sie Victor Hugo im Auge hat. Es wird in ihnen auf die Aeußerlichkeiten ein so großes Gewicht gelegt, die Aufmerksamkeit des Zuschauers so unablässig auf den Gegensatz gegen das, was uns im Alltagsleben begegnet, hingelenkt, daß wir hier nothwendig vom Dichter eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes verlangen müssen, mit dem er uns bekannt machen will. Hier ist Victor Hugo, abgesehn von seinem Studium der gothischen Architektur, von einer Unwissenheit, die man bei uns kaum einem Schüler der höhern Klassen verzeihn würde. Man hat ihn ausgelacht, daß er in seinem neusten Manifest Galgacus zu einem deutschen Helden macht: was will aber Galgacus gegen die „Burggrafen" sagen! In diesem Stück soll uns das deutsche Ritterleben aus den Zeiten der Hohenstaufen dargestellt werden; es geschieht aber mit einer so orientalischen Phantasie, daß der „Zauberring" unsres Fouqué dagegen wie eine streng historische Arbeit erscheint. Man könnte die „Burggrafen" ohne alle Veränderung auf einem Puppentheater vorstellen, wenn sie nicht zu langweilig wären. Und wie gegen die Sitten des zwölften Jahrhunderts, so verstoßen die „Burggrafen" gegen das Gesetz der menschlichen Natur: nicht eine einzige der dargestellten Empfindungen ist menschlicher

Art. Man hat keine lebendigen Weſen vor ſich, ſondern ungeheure Harniſche, hinter denen Gliederpuppen ſtecken.

Ich habe die „Burggrafen“ genannt, weil der Fall am evidenteſten iſt. Aber nun nehme man jedes beliebige andre von ſeinen hiſtoriſchen Stücken (und ſie ſind im Grunde alle hiſtoriſch), vergleiche ſie mit der wirklichen Geſchichte und lege ſich die Frage vor, ob auch nur von einer annähernden Uebereinſtimmung die Rede ſein kann? Wie lächerlich unhiſtoriſch erſcheint z. B. Karl V. in „Hernani“! Was ſind das für hiſtoriſche Sitten, an die wir in „Ruy Blas“ glauben ſollen!

Dieſer Verſtoß gegen die hiſtoriſche Wahrheit rächt ſich noch ſtrenger. Weil der Dichter ſeine angeblichen hiſtoriſchen Vorausſetzungen rein aus der Phantaſie ſchöpft, ſchließen ſie auch jedes Geſetz der dramatiſchen Dialektik aus. Was dieſe Figuren denken, reden und thun, muß der Dichter jeden Augenblick mit Willkür erfinden; ein innrer Zuſammenhang, eine Nothwendigkeit der Fortbewegung findet nicht ſtatt, alſo auch kein eigentliches Drama.

Der Grund iſt, daß Victor Hugo im Hiſtoriſchen lediglich das Fremde und Erſtaunliche ſucht. Er hat in der That einige Studien gemacht, und zuweilen, freilich meiſt nur aus der dritten Hand, eine hiſtoriſche Curioſität aufgeſtöbert, welche die gewöhnliche Geſchichtſchreibung unbeachtet läßt; aber irgend ein hiſtoriſches Zeitalter in ſeinem Sinn und Zuſammenhang zu begreifen, hat er ſich nie bemüht. Daher bringt er es nur zu unverſtändlichen Handlungen, die weiter keinen Zweck haben, als das Werk des Maſchiniſten und Decorateurs einigermaßen zu illuſtriren. Indem er ſich die Aufgabe ſtellt, in jedem Punkt neu zu ſein und zu blenden, widerfährt ihm grade das Entgegengeſetzte: er wird in ſeinen Paradoxien banal und wiederholt ſich beſtändig. Faſt in jedem ſeiner Stücke tritt einerſeits der ernſte würdige Baron aus der Feudalzeit auf, der mit der Reinheit ſeiner altgeerbten Traditionen das moderne frivole Geſchlecht zur

Rechenschaft zieht; auf der andern Seite der Cavalier aus Calderon, dessen äußerlicher Ehrenpunkt, so leichtsinnig er im Uebrigen denken mag, ebenso genau regulirt ist, wie beim Narren Probstein im Ardennerwalde. Dazu kommt dann noch eine dritte mehr moderne Charaktermaske, der von Weltschmerz und Lebensüberdruß erfüllte junge Mann, Hernani, Didier, Ruy Blas und wie sie alle heißen: immer derselbe finstre glühende Blick, dasselbe bittre Zucken der Lippen. Wer sich für dergleichen Persönlichkeiten interessirt, geht doch lieber gleich an die Quelle, und hält sich an Chateaubriand's René oder an Lord Byron's Giaur; Victor Hugo giebt nur Variationen auf das bekannte Thema, eine eigne Melodie hat er nicht erfunden. Selbst seines ungeschlachten Freundes Alexander Dumas „Anthony" ist viel origineller, naturwüchsiger und robuster.

Nur einen Typus nehme ich aus, für den Victor Hugo einige brillante Wendungen erfunden hat, den Typus Kleopatra. Seine Lucretia Borgia, Marie Tudor, Thisbé, Marion de Lorme sind zwar nichts weniger als poetisch fest umrissene Gestalten, aber sie sind auch nicht reine Gliederpuppen; ihre Leidenschaft kommt hin und wieder in Fluß, und sie verfallen in eine Beredsamkeit, die zwar nicht an die Wirklichkeit erinnert, aber doch von einem eignen Seelengesetz auszugehn scheint.

In dem Streben nach Neuheit und Seltsamkeit ist er denn auch früh auf das Neuste und Seltsamste verfallen, auf die Ungeheuer im eigentlichen Sinn. Mit dem Menschenfresser Han von Island fing er an, eine ganze Reihe ähnlicher Figuren ist ihm gefolgt, Habibrah, Triboulet, Quasimodo u. s. w. Ob nun diese Geschöpfe in den Bewegungen, die der Dichter ihnen leiht, irgend einem Naturgesetz folgen, das mag der Physiolog untersuchen, der Psycholog hat mit solchen Dingen nichts mehr zu thun. Aber ich glaube, auch der erstere wird nur wenig Ausbeute finden, denn der Dichter hat stets Eile, aus der Schilderung in

die Declamation überzugehn. Man lese seine Declamation, als Quasimodo sich rittlings auf die große Glocke von Notre-Dame setzt und sich von ihr über dem unermeßlichen Abgrund umherschwingen läßt, oder die Declamation, als Han von Island seinen Durst an Menschenblut und Seewasser stillt, und man wird zugestehn, daß Victor Hugo noch ein Dutzend Manifeste ähnlicher Art wie das neuste erlassen kann, ohne daß der Politiker sich zu der Höhe des Unsinns erheben könnte, die der Dichter bereits glücklich erreicht hat.

Victor Hugo hat wiederholt dagegen protestirt, als wolle er das Leben nur abbilden; er will ihm vielmehr Ideale stellen, freilich nicht Ideale wie in der classischen Zeit, wo die Sittlichkeit fest gegründet war und sich in einer Sprache ausdrückte, die jeder verstand. Ihm ist es um eine umgekehrte Weltordnung zu thun, und wie seine Darstellung am liebsten die physische Difformität aufsucht, so wendet sich sein Idealismus ausschließlich an die Ausnahmefälle. Sein Ideal liegt in der Verbindung des Grotesken mit dem Erhabenen, des tiefsten Lasters mit der höchsten Seelenreinheit. Und zwar stellt er solche Combinationen nicht als Ausnahmefälle dar, sondern so soll es eigentlich immer sein, wenn man das Höchste des Lebens erreichen will. Nun ist zwar dieser Idealismus nur ein Aushängeschild für den Decorateur und Maschinisten, es kommt ihm nicht sowohl darauf an, die Liebe zwischen Didier und Marion, zwischen Phöbus und Esmeralda, zwischen Thisbe und Rodolpho, zwischen Gilbert und Jane als das normale Verhältniß darzustellen, als vielmehr durch die wunderlichen Verwicklungen, die sich daraus ergeben, die Neugier zu reizen; aber das eine wird durch das andre verwirrt, der Doctrinär drängt fortwährend den Darsteller zurück, und statt den einen Fall gründlich nach dem Gesetz des menschlichen Herzens zu analysiren, wird von einem allgemeinen Gesetz der menschlichen Natur declamirt, das sich in

dieſen wiederholten Wunderlichkeiten ausprägen ſoll. Durch dieſe Declamationen hat Victor Hugo nicht wenig dazu beigetragen, die ſittlichen Begriffe der Franzoſen vollſtändig zu verdrehn.

Victor Hugo's Dichtung iſt, abgeſehn von ſeinen reichen Kunſtmitteln, die Dichtung der Phraſe, d. h. die Verwandlung der Paradoxie in Gemeinplätze. Er iſt nicht darauf ausgegangen, die Wahrheit des Lebens, ſei es im Großen oder im Kleinen, zu ergründen, ſondern durch überraſchende Erſcheinungen zu blenden; er hat ſich nicht bemüht, wie wir das bei unſerm Schiller und Goethe ſo ſehr bewundern, ſeinen Geiſt durch unabläſſig neue Prüfung und zuſammenhängende Studien des Lebens und der Wiſſenſchaft zur Ordnung und zur Reife zu bringen, ſondern er hat immer nur auf neue Kunſtmittel gedacht, um der Rolle, die er vor der Menſchheit ſpielen wollte, kräftigere Farben zu geben, und darum iſt er bis zu ſeinem hohen Alter geblieben, was er als Jüngling war: ein frivoler Abenteurer im Reich des Empfindens, Denkens und Dichtens.

IX.

Prosper Mérimée.

15. October 1870.

Der eben erfolgte Tod des Dichters veranlaßt mich zu einer kurzen Charakteriſtik; es thut im gegenwärtigen Augenblick Noth, in dem häßlichen Bild, das die franzöſiſchen Zuſtände im Allgemeinen zeigen, Ausnahmefälle zu conſtatiren, damit man nicht meine, es ſei in Frankreich alles verfault und verdorben.

Mérimée gehört als Dichter in die Reihe der Genremaler: ſein Talent wie ſeine Neigung weiſen ihn auf kleine Bilder hin, von denen aber einzelne ſo vollendet ſind, daß ſie ſich den gewählteſten Kunſtleiſtungen aller Völker an die Seite ſtellen können. Man nimmt ſie immer gern wieder vor Augen,

ſo oft man ſie geleſen hat, ſo wohlthuend wirkt die Feinheit des Stils und die Gewalt der Farbe.

Seiner Kunſtrichtung nach iſt er Realiſt: er hat einen entſchiednen ja leidenſchaftlichen Haß gegen Alles, was an Phraſe oder Convenienz ſtreift, und ſucht das grellſte Licht, das härteſte Wort, um das, was er für die Wahrheit des Lebens hält, ſcharf und deutlich in die Augen ſpringen zu laſſen. Dieſer Kunſtrichtung entſpricht ſeine Geſinnung: er iſt durch und durch Skeptiker. Eine gefährliche Gemüthsrichtung für den darſtellenden wie für den handelnden Menſchen: aber er iſt ehrlich in ſeinem Skepticismus und hat ihn nie hinter hochklingenden Declamationen zu verſtecken geſucht, wie ſo viele ſeiner Landsleute, deren Frivolität nie widerwärtiger erſcheint, als wenn ſie Tugend und Begeiſterung predigen.

Unter ſeinen Geſinnungsgenoſſen Charles Nodier, Henry Beyle, Delatouche und Bazin iſt er der einzige, der ſich beim Publicum durchgeſetzt hat. Die mächtige Revue des deux Mondes hat beinahe alle ſeine Novellen gebracht, und ihre geſtrengen Kritiker, wie Guſtave Planche, haben ſich faſt durchweg mit großer Anerkennung über ihn ausgeſprochen.

Prosper Mérimée iſt am 28. September 1803 zu Paris geboren, gleichaltrig mit Alexander Dumas dem Aeltern, Hector Berlioz und Edgar Quinet, ein Jahr jünger als Victor Hugo, ein Jahr älter als George Sand, Eugen Sue, Jules Janin und Ste. Beuve; er gehört recht eigentlich unter die Söhne des Jahrhunderts.

Im Gegenſatz gegen die übrigen war ſeine Laufbahn nicht eine eigentlich literariſche. Er hatte Jura ſtudirt und begann als Advocat. Dieſe Stellung gab er zwar bald auf und ſuchte eine Zeit lang ſeine archäologiſchen Neigungen und Studien in einer wiſſenſchaftlichen Stelle zu verwerthen, aber das währte nicht lange; den größten Theil ſeines Lebens bekleidete er Ver-

waltungsposten, von denen er sein Auskommen hatte, ohne daß sie mit seinen literarischen Beschäftigungen irgendwie in Zusammenhang standen. Unter Napoleon III. wurde er Senator und galt als besondrer Günstling der Kaiserin. Man sagt ihm nach, daß er im Leben recht viel durchgemacht habe, was sich auch aus seinen Schriften vermuthen läßt.

Seine Schriftstellerei begann mit einer Mystification. Er war erst 22 Jahre alt, als er 1825 das „Theater der Clara Gazul" herausgab, angeblich aus dem Spanischen übersetzt. Es enthielt eine Reihe kleiner Stücke in Prosa, mit einem so lebendigen, frischen und kräftigen Dialog, wie man ihn in Frankreich weder vorher noch nachher gekannt hat. Die Stoffe waren der wildesten Art, jede Gattung des Verbrechens wird mit Virtuosität ausgemalt; aber die Tendenz geht keineswegs auf's Schauerliche, und mit einem gewissen Behagen scheint der Dichter den ganz der Convenienz ergebenen Franzosen zeigen zu wollen, wie Völker von heißem Blut und regen, kräftigen Sinnen empfinden und handeln. Die sonderbaren Widersprüche der katholischen Kirche, die wilde Andacht, die doch nicht im Stande ist, die Leidenschaft zu bändigen, treten mit großer Anschaulichkeit hervor; mit besondrer Vorliebe aber zeichnet Mérimée wilde, katzenartige Geschöpfe, deren anmuthigem Spiel man mit Neugier zusieht, wenn es auch einen blutigen Ausgang hat. Victor Hugo hat sich mehrmals einen ähnlichen Vorwurf gewählt wie Mérimée in seinen Marequita's, Urraka's u. s. w., aber er verfällt meist in's Pathetische und verdirbt Alles.

Auf diese erste Mystification folgte 1827 eine andre: „La Guzla", angeblich eine Sammlung illyrischer Dichtungen, die in Dalmatien und Bosnien aufgefunden sein sollten. Mérimée hatte die Gedichte selbst gemacht, aber so glücklich den Localton getroffen, daß er bei Goethe großes Interesse erregte. „Das Allerneuste und Wundersamste bei den Franzosen",

ſagte dieſer, indem er das Geheimniß enthüllte, „möchte ſein, daß ſie unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geiſtreichem Scherz durch untergeſchobene Werke auf die angenehmſte Weiſe zum Beſten haben, indem wir ein problematiſches Werk erſt als ein Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, ſodann aber nach der Entdeckung uns abermals an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erſchließt.“ Zwar muß er die Neigung zu widerwärtigen Gegenſtänden tadeln, zu Geſpenſter- und Vampyrgeſchichten: „doch müſſen wir dem Verfaſſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er keine Mühe geſpart, in dieſem Kreiſe einheimiſch zu werden, daß er bei ſeiner Arbeit ſich gehörig und umſichtig benahm, und die obwaltenden Motive zu erſchöpfen trachtete.“

1828 erſchien unter Mérimée's eignem Namen: „La Jacquérie. Scènes féodales.“ Die wilden Begebenheiten des Bauernkriegs werden ungefähr in der Art des Götz von Berlichingen dialogiſirt. Der Verſuch beruht auf gründlichen Studien, und man ſieht, wie es dem Dichter innerliches Bedürfniß war, ſich das, was er aus ſeinen Urkunden im Allgemeinen gelernt, in ſinnlicher, ausführlicher Gegenwart vorzuſtellen. Mérimée hat den Verſuch für verſchiedne hiſtoriſche Perioden erneuert, und immer mit Glück.

1829 folgte ein hiſtoriſcher Roman im Stil Walter Scott's: „Chronique du règne de Charles IX“, die Geſchichte der Bluthochzeit. In der Vorrede ſucht der Dichter dieſelbe als einen Nationalaufſtand darzuſtellen, den man ähnlich beurtheilen müſſe, wie die ſpaniſche Erhebung von 1808: wir dürfen die Menſchen des ſechzehnten Jahrhunderts nicht nach unſern Ideen beurtheilen, es gebe keinen abſoluten Maßſtab der Moral, man müſſe bei jeder Periode den Zuſtand der damaligen Sitten im Auge haben, um über die Einzelnen Recht zu ſprechen. Charak-

teristischer aber als diese Paradoxie ist die eine Hauptscene, die dem Stoff nach der bekannten Scene in Meyerbeer's Hugenotten entspricht. Die leidenschaftliche Katholikin Diane de Turgis sagt zu ihrem Liebhaber, den sie bekehren will: „wenn es mir gelänge, deine Seele zu retten, so würden mir alle meine Sünden vergeben sein; alle Sünden würden uns vergeben, die wir noch zusammen begehn könnten: was sage ich: unsre Sünden wären ja das Werkzeug unsres Heils!" Indem sie so sprach, preßte sie ihn mit aller Gewalt in ihre Arme, und die Leidenschaft ihres Enthusiasmus hatte in dieser Situation etwas so Komisches, daß der Geliebte sich sehr zusammen nehmen mußte, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen. — Dieser letzte Zug ist höchst bezeichnend für Mérimée's Poesie im Allgemeinen.

Unter den kleinen Novellen, die nun folgten, hebe ich „La double méprise" hervor, 1833; eine Ehebruchsgeschichte der anstößigsten Art, wenn man nur auf den Stoff sieht, und dabei so fein und zart behandelt, daß man sie zwar nicht decent nennen kann, denn es wird Alles grade heraus gesagt, wohl aber sittlich. Es wird gezeigt, wie inmitten der pariser Sitten ein edles Gemüth sich verhält, das einen Fehltritt begangen hat.

Die nächsten Jahre werden hauptsächlich durch Amtsreisen ausgefüllt, die Mérimée als Inspector der historischen Alterthümer zu machen hatte, und deren Beschreibung er dann herausgab. Das nächste poetische Werk ist die korsische Novelle „Colomba" 1840, eine Geschichte von der heute noch fortbestehenden Vendetta. Sie ist ausführlicher als die frühern Novellen und so anmuthig erzählt, daß sie wohl unter allen Werken des Dichters den meisten Beifall gefunden hat. Gegen die psychologische Wahrheit des Einzelnen habe ich manche Bedenken: es scheint mir dem Dichter nicht immer gelungen, die Punkte glücklich zu treffen, wo Civilisation und Wildheit in demselben Individuum einander berühren und in einander übergehn.

Die kleine Novelle „Arsène Guillot", 1844, behandelt ein von den Franzosen mit besondrer Vorliebe betrachtetes Thema, die Nebeneinanderstellung einer Dirne und einer frommen Weltdame in der Liebe zu einem Mann. Gewöhnlich wird bei solcher Gelegenheit im Aufwühlen des Schmutzes so viel Sentimentalität aufgeboten, daß einem recht krank zu Muth wird; hier ist aber alles so naiv gehalten, daß man lachen muß und doch zum Mitgefühl erregt wird. Ich möchte Mérimée seinem Talent nach nicht einen eigentlichen Humoristen nennen, dazu fehlt ihm schon die Breite der Ausführung: aber die Stimmung, die er hervorruft, die Mischung von Heiterkeit und Rührung, ist grade diejenige, die der echte Humor hervorrufen soll.

Von den spätern Novellen hebe ich nur noch „Carmen" hervor, 1847, die Geschichte einer wilden Zigeunerin, die einen braven aber unbehilflichen Mann durch ihre Coquetterie von einem Verbrechen in's andre treibt. Der Stoff würde peinlich und pathologisch wirken, wenn er nicht durch die Einleitung, die Reisebeschreibung eines Antiquars, der in Spanien mit diesen wilden Geschöpfen zusammentrifft, in eine wohlthuende Ferne gerückt wäre. Was die Kunst der Behandlung betrifft, so ist nach meinem Gefühl „Carmen" das Meisterstück des Dichters: man sieht Alles vor sich, und die Farbe ist von einem ganz wunderbaren Reiz.

1845 wurde Mérimée an Stelle Nodier's in die Academie aufgenommen. Vorher hatte er eine „Geschichte Catilina's" herausgegeben, die Vorstudie zu einem Leben Cäsar's, es ist aber zu diesem größern Werk nicht gekommen. Bei der ganzen Geistesrichtung Mérimée's wird man es begreiflich finden, daß er über den „Phrasenmacher" Cicero eben so hart und abfällig urtheilt wie Mommsen.

Noch zwei historische Werke gingen in den folgenden Jahren von ihm aus, die „Geschichte Peter des Grausamen" von Por-

tugal und des „falschen Demetrius." Es sind zwei correcte Monographien, die den Stoff so weit erschöpfen, als es bei dem Umfang der Quellen, die ihm zu Gebot standen, möglich war. Vom Dichter merkt man nichts darin; Schilderungen, Portraits, Charakteristiken werden eher vermieden als aufgesucht. Es scheint, daß nach Mérimée's Ansicht zur historischen Strenge eine gewisse Trockenheit in der Darstellung gehört. Dafür hat er sich bei dem letztern Werk dadurch entschädigt, daß er nachträglich das Auftreten des falschen Demetrius in eine Reihe frei erfundner dialogisirter Scenen zur Anschaulichkeit brachte. Die wissenschaftlichen Schlußfolgerungen, durch welche er das Geheimniß in diesen Geschichten, so weit es ging, zu enthüllen suchte, scheinen mir unwiderleglich.

Mérimée war ein feiner Kenner der fremden Literatur; neben dem Spanischen hatte er sich hauptsächlich auf's Russische gelegt. Er war der Sprache vollkommen mächtig und hat die Sitten aus eigner Anschauung studirt. Einige der vorzüglichsten russischen Novellen, z. B. von Puschkin und Turgenjew, sind durch seine Uebersetzung den Franzosen zugänglich geworden.

Im literarischen Verkehr rühmt man ihm nach, daß er überall freundlich und zu helfen bereit war; von aller Camaraderie hat er sich fern gehalten. Zur romantischen Schule konnte man ihn insofern rechnen, als die Wahl seiner Stoffe wie seine Behandlung der stärkste Protest gegen die academische Regel war; sonst bildet er mit der harten und strengen Einfachheit seiner Darstellung einen wohlthuenden Contrast gegen die blumenreiche Ueberschwenglichkeit der Glaubensgenossen Victor Hugo's.

X.

Dumas der Aeltere.

Am 5. December ſtarb Alexandre Dumas, 67 Jahre alt, wenige Monate älter als Prosper Mérimée. Ich halte ihn für einen der talentvollſten unter den neuern Dichtern Frankreichs, ſo ſündhaft er auch ſein Talent vergeudet hat; ich halte ihn namentlich für viel talentvoller als ſeinen Sohn, der ihn ſeit zwanzig Jahren in der Mode faſt ganz verdrängt hat. Bei allem Wüſten und Rohen hat der Vater in ſeiner Darſtellung etwas Robuſtes und Vollſaftiges, während der Sohn bei allem Aufwand geliehener Farben Blutmangel und Bleichſucht verräth.

Dumas gehört zu den geleſenſten Schriftſtellern, nicht blos in Frankreich; wer kennt nicht bei uns ſeine drei Musquetiere und ſeinen Monte Chriſto! Von ſeiner Popularität hat er vor einigen zwanzig Jahren in einem öffentlichen Proceß gegen ſeinen Buchhändler einen klingenden Beleg gegeben. Er erhielt von einem Journal für den erſten Abdruck eines Romans für jede Zeile drei Francs und bekannte ſelbſt, daß das enorm ſei, da ein großer Theil ſeiner Romane in ganz kurze Sätze coupirt iſt und ganze Seiten zuweilen aus folgenden Zeilen beſtehen: Eh bien? — Oui. — Comment? — Oui. — Incroyable! u. ſ. w. Für jedes dieſer Worte drei Francs iſt keine ſchlechte Bezahlung. Da er nun alljährlich 20—30 Bände ſchrieb, ſo war ſein Erwerb außerordentlich groß; er hat ihn aber als vollendeter Lebemann bald unter die Leute gebracht und mußte endlich Concurs anmelden. Er ritt nur die erſten arabiſchen Vollblutpferde, hatte ein Schloß, das er Montechriſto taufte, mit aller Verſchwendung eines grand seigneur ausgeſtattet, und bemühte ſich in allen Stücken ſo zu leben, wie er ſeine Helden ſchilderte. Bei ſeinen häufigen Ausſchweifungen, von denen er ſelbſt gern erzählte, hat man ſich gewundert, daß er es möglich

machen konnte, so viel zu schreiben, und hat es durch die Vermuthung zu erklären gesucht, daß er häufig jüngern Schriftstellern nur seinen Namen lieh. Doch bezeugen Personen, die ihn näher kennen, daß alle Manuscripte, die er den Buchhändlern lieferte, von seiner eignen, sehr saubern Hand geschrieben sind, ein Buchstabe wie der andre. Auf seine Kalligraphie that er sich nicht weniger zu gut als auf seine Fechtkunst, welche letztere in den meisten seiner Romane eine große Rolle spielt. Wenn in den frühern Romanen ein Duell erzählt wurde, so begnügte man sich zu berichten, daß mit großer Bravour und Erbitterung gekämpft wurde und daß schließlich der eine oder der andre unterlag; Dumas dagegen zählt mit allem Aufwand technischer Kunstausdrücke sämmtliche Stöße und Finten auf, so daß ein Duell, welches nur fünf Minuten dauert, öfters einen Raum von zehn Seiten einnimmt; er läßt denn auch öfters merken, daß er als Sachverständiger spricht, und wurde als solcher in dem Proceß Beauvallon, bei welchem Lola Montez zuerst in die Oeffentlichkeit trat, in Rouen vor den Richtern vernommen.

Bei dieser Gelegenheit um seinen Stand befragt, erklärte er, er würde sich einen dramatischen Dichter nennen, wenn er nicht in der Vaterstadt Corneille's wäre. „Nun, mein Herr", erwiderte ihm lächelnd der Richter, „es giebt Abstufungen in allen Dingen."

Was seine Kalligraphie betrifft, so verdankt er ihr seine ersten Erfolge: seine schöne Handschrift verschaffte ihm eine Secretärstelle im Hause des Herzogs von Orleans, und er wußte sich bei der Familie so beliebt zu machen, daß sie bei der Aufführung seines ersten Stücks — es war am 10. Februar 1829 — mit einer gewissen Ostentation den Beifall des Publicums leitete und ihm einen glänzenden Erfolg verschaffte. Während der Regierung Louis Philipp's blieb er bei den Prinzen und

einem Theil ihrer Vertrauten gut angeſchrieben. Als einmal Salvandy Unterrichtsminiſter war, forderte dieſer ihn auf, einen Roman über Algier zu ſchreiben, und verſchaffte ihm, damit er Localſtudien machen könne, einen Platz auf einer Fregatte, die grade nach Algier abging. Der Dichter freilich verſtand das anders; er erzählte öffentlich, eben in jenem Drei-Francs-Proceß, die Regierung habe ihm eine Fregatte zur Verfügung geſtellt, ihn dadurch geehrt, wie man ſonſt nur Könige zu ehren pflegt, und er habe mit derſelben vielen unglücklichen Chriſtenſclaven, die in den Händen der Marokkaner waren, die Freiheit verſchafft. Die Sache machte doch ſo viel Aufſehn, daß ſie vor die Kammern kam, und die Ausſagen ſämmtlicher Betheiligten kreuzten ſich ſo wunderlich, daß man nicht recht darüber aufgeklärt wurde, wer von ihnen am ſtärkſten log.

Eine Körperſchaft verhielt ſich ſpröde gegen ihn, die zwar von allen Schriftſtellern beſpöttelt wird, aber doch das geheime Ziel des Ehrgeizes für jeden bleibt, die Academie. Er iſt nie in die Academie aufgenommen, obgleich er ſchon vor dreißig Jahren äußern durfte, er habe mehr geſchrieben als ſämmtliche Mitglieder der Academie zuſammengenommen. Vielleicht liegt aber grade darin der Grund. Denn die erlauchte Körperſchaft nimmt zwar zuweilen Perſonen von Stand auf, die keine Zeile geſchrieben haben, vielleicht mit Hinblick auf den bekannten Spruch Schillers: „gemeine Naturen zahlen mit dem, was ſie thun, edle mit dem was ſie ſind;“ aber gegen induſtrielle Schriftſteller hat ſie einen um ſo größern Widerwillen, wenn jene die Menge zu feſſeln wiſſen. Die Academie, obgleich ſie auf verſchiedne Neuerungen eingegangen iſt, hält ihren Kreis noch immer für das Palladium des guten Stils: wer gar nichts ſchreibt, hat gegen die Geſetze deſſelben nicht verſtoßen; wer jährlich zwanzig Bände veröffentlicht, ſteht wenigſtens im dringendſten Verdacht. Auch Balzac und Eugen Sue ſind nicht Academiker geworden, obgleich

der erstere gewiß diese Ehre eben so verdient haben würde als irgend ein Dichter Frankreichs.

Eine gewisse Verwilderung des Stils ist in der That bei der Vielschreiberei schwer zu vermeiden, und vielleicht hat sich keiner mehr dadurch geschadet als Dumas. Die Erfindungen flossen ihm reichlich zu; ob das, was er erfand, möglich oder unmöglich war, schien ihm gleichgültig, und wo allenfalls seine eigne Erfindung stockte, nahm er keinen Anstand, aus alten Chroniken oder auch aus modernen Schriftstellern lange Stellen wörtlich abzuschreiben; namentlich unsern Schiller hat er auf ungebührliche Weise geplündert. So macht selten eins seiner Bücher einen reinen Eindruck, man wird alle Augenblicke durch Trivialitäten und Abgeschmacktheiten beleidigt: und doch hat man durchweg das Gefühl des Bedauerns, denn er kann Manches, was kein Andrer ihm nachmacht.

Dumas fing als Dramatiker an, legte sich dann auf den historischen Roman und gründete schließlich ein sogenanntes historisches Theater, in welchem er seine eignen Romane vollständig abspielen ließ, in den glänzendsten Aufzügen, mit einem Aufwand von Pferden und Menschen, wie ihn kein andrer Decorationsdichter gewagt hat. Dies letztere Feld liegt ganz außerhalb der Grenzen der Literatur; wer ihn richtig schätzen will, darf nur seine ersten Dramen und seine größern historischen Romane in Anschlag bringen.

Als Dramatiker trat er ungefähr gleichzeitig mit Victor Hugo auf. Wenn er niemals die gleiche Wirkung erzielte, so lag der Grund nicht in dem Unterschied des specifisch dramatischen Talents, im Gegentheil ist der dramatische Zug und das dramatische Leben bei Dumas ungleich kräftiger als bei Hugo. Aber Hugo wußte Sympathien andrer Art zu erregen, er stellte sich an die Spitze einer Schule und machte die Romantik zu einer Glaubenssache. Bei Dumas ist die Romantik nur in einem sehr geringen

Grad vertreten: wenn er einmal überſpannt wird, ſo merkt man ſehr bald, daß er nur der Mode huldigt, daß es mit ſeiner Natur gar nichts zu thun hat. Wenn man ſeine Dramen mit einer Periode unſrer eignen Literatur vergleichen will, ſo kann es nur unſre Sturm- und Drang-Periode ſein, mit dem Unterſchied freilich, daß der Franzoſe die gute Theaterſchule ſeines Landes durchgemacht hatte. Von der wüſten Formloſigkeit eines Lenz oder Klinger iſt bei ihm keine Rede, es iſt theatraliſch alles auf das geſchickteſte arrangirt; wohl aber von der unbändigen Leidenſchaft, die ſich bei dieſen Dichtern austobt. Eine von ſeinen Theaterfiguren, Anthony, iſt als der Kämpfer gegen die Unnatur der Verhältniſſe, denen er wie Karl Moor den Krieg erklärt, bei den Franzoſen faſt ebenſo typiſch geworden, wie bei uns Werther oder die Räuber. Das Stück iſt von einer Brutalität, wie ſie nicht ärger gedacht werden kann, aber es iſt Race darin.

Um das dramatiſche Leben in freiern Fluß zu bringen, bediente ſich Dumas meiſt der Proſa, aber er iſt auch des Verſes mächtig, und einzelne ſeiner verſificirten Stücke enthalten ſehr achtbare Studien. In erſter Reihe möchte ich den Caligula nennen: die Verworfenheit des kaiſerlichen Rom ſieht zwar ziemlich ſo aus wie das Pariſer Lorettenthum durch phantaſtiſch gefärbte Gläſer betrachtet; aber ſowohl die Handlungen wie die Figuren haben ſehr deutliche Umriſſe, die ſich der Phantaſie einprägen.

Indeß haben die Theaterſtücke Dumas' ihre Zeit gehabt und ſind vergeſſen; das Ausland hat keinen Gebrauch davon machen können, da ſie denn doch aus aller Theaterconvenienz heraustreten, dagegen iſt ein Theil ſeiner Romane noch heute populair.

Es iſt in den drei Muſketieren und ähnlichen Bildern aus dem 16. und 17. Jahrhundert in der That ein hiſtoriſches Leben, daß man wohl behaupten kann, Dumas würde der franzöſiſche Walter Scott geworden ſein, wenn er ſeiner Phantaſie irgend ein Maß hätte geben können. Aber das war ihm unmöglich;

die Gasconnaden seiner Erfindung sind so ungeheuer, daß kaum Eugen Sue dagegen aufkommt, und obgleich er den Leser stets zu spannen weiß, so begegnet ihm nicht selten, daß er ein schallendes Gelächter hervorruft, wo er tragisch wirken möchte.

Uebertrieben viel von den Quellen hat Dumas nicht gelesen, aber was er gelesen hat, das verwandelt sich für ihn in lebendige farbige Gegenwart, und wenn seine Bilder historisch nicht correct sind, so stimmen sie doch mit sich selbst überein, und seine Figuren kommen trotz der gewagtesten Seiltänzersprünge immer auf die eignen Füße zu stehn. Ein Artagnan ist wirklich ein historischer Typus, man lernt aus ihm viel über die Natur des 17. Jahrhunderts, noch mehr über die Natur der Franzosen.

Denn das ist für uns Ausländer vielleicht das Interessanteste bei Dumas: er ist so rein und ungemischt Franzose, wie kein andrer Dichter des Jahrhunderts. Anthony freilich gehört nur einer bestimmten Zeit an, er ist nur insofern Franzose als Carl Moor Deutscher ist. Eine größre Tragweite schon hat Montechristo, nicht sowohl zum Verständniß für das, was die Franzosen sind, als für das, was sie sein möchten: er giebt Aufschluß über ihre Ideale. Wenn Montechristo, in Paris bei einem großen Banquier accreditirt, von diesem befragt wird, wie viel er haben will, vielleicht eine Million? und lächelnd darauf erwidert: eine Million führe ich stets in der Westentasche zu meinen täglichen Nebenausgaben bei mir! so ist diese Idee eben das goldne Kalb, durch dessen Anbetung die französische Nation so tief heruntergekommen ist. Auch daß Montechristo, nachdem er alle Genüsse erschöpft, von Nichts mehr erregt wird, als vom Haschisch; daß er sogar seine Rachepläne, um die vorher sein Leben sich rankte, darüber verträumt, das erklärt sehr viel in der neuern Geschichte Frankreichs. Und man erwäge wohl: Anthony, Montechristo, Artagnan sind lange vor den Zeiten des zweiten Kaiserreichs aufgewachsen.

Das echte Ideal des Dichters ist übrigens weniger hypochondrischer Art: es ist der Landsknecht, der, ohne grade blutdürstig zu sein, jeden Tag eine neue Rauferei sucht, der, ohne Böses thun zu wollen, ein Mädchen nach dem andern verführt, der von Gewissensbedenken so wenig eingeengt ist, daß er sie gar nicht versteht, der ausschließlich die Phantasie zum Leitstern seines Lebens nimmt. Wie wenig die vielgerühmte französische Gleichheit sagen will, lernt man am Besten aus Dumas: alle seine Helden sind Edelleute, von einer ganz andern Race als das gemeine Volk, welches nur dazu bestimmt ist, mit Füßen getreten zu werden. Sie sind unwiderstehlich für jede Frau, tapfer von Temperament wie von Sitte, mit dem Degen zu den tollsten Kunststücken bereit, brutal in dem Inhalt ihrer Wünsche, aber gewandt und schicklich in den Formen, und von absoluter Sicherheit in jedem Punkt des äußerlichen Ehrenkatechismus. Daneben im Allgemeinen lustig und mit dem Leben zufrieden.

Auch Dumas, obgleich illegitimer Sohn, fühlte sich in erregter Stimmung nicht blos in Bezug auf seine Lebensart, sondern in Bezug auf das Blut als Edelmann. Er nannte sich dann Marquis de Pailleterie: den Titel hatte sein Vater als napoleonischer General geführt. Aber ebenso gern konnte er darüber spotten, und als man ihn einmal nach seiner Abstammung fragte, sagte er: mein Vater war Mulatte, mein Großvater Neger, mein Urgroßvater Affe. Der Scherz machte ihm eben so viel Vergnügen als die Gasconnade, und das unterscheidet den französischen Aufschneider vom spanischen.

Heinrich Heine.

I.

December 1869.

Zwei bedeutende Publicationen lenken die Aufmerksamkeit von Neuem auf Heine und nöthigen die Kritik, das Urtheil über ihn einer nochmaligen Revision zu unterziehn: die „Letzten Gedichte und Gedanken aus dem Nachlaß des Dichters", und „Heine's Leben von Adolf Strodtmann."

Es gab eine Zeit, wo man Heine nicht ganz unbefangen beurtheilen konnte: seine Manier hatte ein fatales Geschlecht auf den Markt gerufen, das ihm absah, wie er sich räusperte und wie er spuckte. Das ist nun vorbei: auch über Heine's Polemik ist Gras gewachsen. Man kann die Gesammterscheinung des Dichters von allen Seiten übersehn und ziemlich unbefangen würdigen.

Vor allen Dingen ist Heine eine Existenz. Ich möchte nicht sagen eine große Existenz, aber eine Existenz von außerordentlicher Tragweite. Von den sämmtlichen deutschen Dichtern, die seit 1825 aufgetreten sind, könnte man jeden beliebigen aus der Geschichte wegdenken, ohne daß auch nur annäherungsweise eine

solche Lücke entstände, als wenn Heine fehlte. Er hat auf alle Strömungen unsres Denkens und Empfindens bedeutend eingewirkt, und diese Einwirkungen, heilsam und schädlich, sind fühlbar bis auf den heutigen Tag, man muß mit ihnen rechnen, man kann sie nicht ignoriren. Vor Allem hat er in der Geschichte der romantischen Poesie nicht blos als schaffender Künstler, sondern auch als Denker und Kritiker ein ganz neues Blatt beschrieben.

Heine's Jugend bis zu seinem fünfzehnten Jahr verlief im elterlichen Hause zu Düsseldorf. Düsseldorf war bis zur Restauration Hauptstadt des Großherzogthums Berg, d. h. politisch betrachtet eine französische Stadt. Die französische Herrschaft lockerte das Joch, das auf den Juden lastete; die Düsseldorfer Juden, vor Allen Heine's Vater selbst, begrüßten in Napoleon ihren Messias. Solche Eindrücke der frühsten Jugend verwischen sich schwer, und wenn man Heine schilt, daß er den Napoleoncultus aufgerichtet hat, so darf man diesen mildernden Umstand nicht vergessen. Der Verstand kann Manches corrigiren, das Gemüth behauptet seine Rechte. Dazu kam die imposante Erscheinung des Kaisers, den Heine persönlich sah und dessen Eindruck auf eine für glänzende Farben sehr empfängliche Phantasie er im Buch „Le Grand" vollkommen treffend geschildert hat. Der Dichter wird, wenn er nicht künstlich reflectirt, stets durch sinnliche Eindrücke bestimmt, und was wollten gegen das gewaltige Bild des Siegers an den Pyramiden die benachbarten deutschen Duodezfürsten sagen! Auch waren „die beiden Grenadiere" eins der ersten von Heine's Gedichten. „Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind!" so würde der nicht empfunden haben, der in der Mitte seiner Familie den schweren Druck der französischen Herrschaft erlebt hatte.

Nun folgen vier Jahre, vom fünfzehnten bis zum neunzehnten, von denen wir wenig wissen, deren Einfluß auf Heine

aber bedeutend gewesen ist. Er wird in ein kaufmännisches jüdisches Geschäft gesteckt, zuerst in Frankfurt a. M., dann in Hamburg. Man denke sich einen hochgestimmten, poetisch angeregten Knaben in dieser Umgebung! Einerseits fühlt er sich hoch über den Leuten, mit denen er verkehrt, dann aber kommt er in Geschäftssachen gegen sie nicht auf: sie lachen ihn aus, wenn er romantische Ideen hervorkehrt, und zuletzt lacht er mit, wenn auch bitter. Sein Gemüth verachtet die Ziffer und die Speculation, aber in seinem Kopf spielt Ziffer und Speculation eine nicht unerhebliche Rolle: er kann gut rechnen, und wenn er ästhetisch über kaufmännische Allüren und kaufmännische Gesichtspunkte die Achsel zuckt, so kommen sie ihm doch nicht spanisch vor, er versteht sie, er kann sie nachahmen. Auch hier wird dem Dichter der Begriff durch sinnliche Erscheinung verständlich: die Ziffer wird Fleisch; der dürftige Knabe steht seinem Onkel, dem Millionair, gegenüber, und das Geld hört auf für ihn eine Abstraction zu sein.

Endlich im neunzehnten Jahr setzt er es durch, zur Universität geschickt zu werden. Er hat nur ein halbes Jahr Zeit, sich vorzubereiten. Unmöglich kann er in dieser Frist alle Lücken seiner Vorbildung ausgefüllt haben, und die angeborne Neigung, in Sprüngen, in unmittelbaren Bildern zu denken, wird durch das Bewußtsein dieser Lücken, die er doch nicht eingestehn mag, sehr bestärkt.

Er kommt nach Bonn, die Rechte zu studiren, hört aber fast ausschließlich ästhetische und historische Collegien. A. W. Schlegel ist nach Napoleon und Salomon Heine die erste imposante Erscheinung, die ihm begegnet, und der Eindruck wird verdoppelt, als der junge Student dem gefeierten Mann seine Gedichte vorlegt und ein schmeichelhaftes Urtheil empfängt. Er wird ein begeisterter Anhänger der Romantik, für die er schon damals die richtige Formel findet: „die Bilder, wodurch die ro-

mantiſchen Gefühle erregt werden ſollen, dürfen (müſſen) eben ſo klar und mit ebenſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet ſein als die Bilder der plaſtiſchen Poeſie.“ Er ſtudirt mit ſeinen Freunden, darunter Simrock, das Nibelungenlied, das er ſpäter ſo prachtvoll geſchildert hat. Er erlangt durch A. W. Schlegel, der über Sanscrit lieſt, einen wenn auch dämmernden Blick in den Orient. Die burſchenſchaftliche Romantik hat er bald hinreichende Gelegenheit ironiſch zu betrachten; dagegen tritt er als Apologet Schlegel's auf, gegen den er ſpäter, als Schlegel ſeine Gedichte nicht mehr lobte, in einen ſo unſchönen Haß gerieth.

Nur der Kritiker, nicht der Dichter Schlegel hat Einfluß auf ihn geübt. Schlegel's lyriſche Art iſt nicht deutſch. Er iſt kein geborner Dichter und hat ſich, theils nach Lateinern, theils nach Spaniern und Italienern, mühſam einen Stil zurecht gemacht, der weder die Phantaſie noch das Ohr anſpricht. Heine's Weiſe dagegen iſt von Anfang an deutſch und iſt immer deutſch geblieben. Ihm war die Poeſie die Mutterſprache: was er dachte und empfand, geſtaltete ſich ihm von vornherein in melodiſcher Form, und nicht ſelten war der ſchöne Tonfall der Schöpfer ſeines Gedankens. Gleich ſeine erſten Gedichte drängen ſich dem Ohr auf und fordern zur Compoſition heraus, während ſeine erſten proſaiſchen Verſuche noch ſehr incorrect und gezwungen ausſehn, bis er ſich gradewegs entſchließt, auch ſeiner Proſa einen poetiſchen Hauch, eine kühn erhöhte Melodie zu geben. Wenn Uhland's ſchöpferiſche Kraft ſeine Jugend nicht überdauerte, ſo drängt ſie ſich bei Heine ſelbſt in den Zeiten hervor, wo er ſich einbildete, unmittelbar auf die Thatſachen, alſo unpoetiſch wirken zu müſſen.

Ein faſt untrügliches Zeichen des gebornen Poeten iſt, daß er ohne Mühe den echten Volkston trifft. Die Vorbilder, die er dann ſucht, um ſich künſtleriſch fortzubilden, werden immer nur Homogenes enthalten. Heine hat ſich raſch für das Volks-

lied entſchieden, wie es ihm „des Knaben Wunderhorn“ und Herder's „Stimmen der Völker“ zeigten, und wir kennen kaum einen Dichter, der ſo ſicher und ſo frei den rechten Ton traf. Die Schule ferner von Uhland, Goethe, Eichendorff, Tieck findet der Leſer leicht heraus; Wilhelm Müller hat Heine ſelbſt dankbar bekannt; in den „Fresco-Sonetten“ klingt die Melodie von Rückert's „geharniſchten Sonetten“ nach, von dem durchgreifendſten Einfluß ſcheint mir das Vorbild Clemens Brentano's geweſen zu ſein; man erinnre ſich z. B. an „Treu-lieb“ oder „die luſtigen Muſikanten“. Von allen dieſen Dichtern hob ſich Heine dadurch hervor, daß ſeine Melodie kühner und mächtiger war, folglich ſtärker ſich dem Gedächtniß einprägte, daß er das dreiſte, ja freche Wort nicht ſcheute, um das Bild ſtark und nackt hervortreten zu laſſen, und daß er verſtand, die geiſtige Strömung der Zeit in ſeine Dichtung nicht blos äußerlich, ſondern innerlich aufzunehmen, während bei den ſpätern Tendenzpoeten das recipirte politiſche Element, trotz aller rhetoriſchen Kraftanſtrengung, in der trocknen Proſa bleibt.

Der kurze Aufenthalt in Göttingen übte auf Heine gar keinen Einfluß; einen deſto durchgreifenderen die Studienzeit in Berlin. Hier war er nun in der Werkſtätte des deutſchen geiſtigen Lebens und er ſah, da er offne Augen hatte, wie es war.

„Die Literatur unſrer Nachbarn muß man mit unſrer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morning Chronicle leſe und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nationalität erblicke, mit ſeinen Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutſches Blatt zur Hand, ſuche darin die Momente eines Volkslebens und finde Nichts als literariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſch. Iſt

in einem Volk alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Messe. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, wo arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister fröhlich ausrufen: sieh', das ist ein Haupthahn! u. s. w. — In solcher Art haben wir auch unsre öffentlichen Assisen, und das sind die löschpapiernen sächsischen Literaturzeitungen, wo jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird. Wir haben auch unsre Parlamentsdebatten, und damit meine ich unsre Theaterkritiken, wie denn unser Schauspiel selbst füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen. Unser Oberhaus zeigt sich im höhern Glanze; ich meine hinsichtlich der Coulissen, Decorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seil getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnte es der Mensch nicht bringen, und das römische Reich ging unter, und bei dieser Gelegenheit auch das römische Theater."

Diese Umstände muß man in Rechnung bringen, wenn man gegen Heine nicht ungerecht sein will. Es ist in seinen Schriften, die durchweg die Farbe des Tages tragen, vieles schlecht Persönliche, Läppische, ja Gemeine, aber ein Theil der Schuld fällt auf die Lebensluft, in der er aufwuchs. Wir haben diese Zeit längst aus unserm Gedächtniß verloren. Wir haben nicht blos Parlamente in Hülle und Fülle, nicht blos öffentliche Versammlungen jeder Art, nicht blos Geschworne, wir haben auch Pferderennen, selbst an Boxereien fehlt es nicht, und wenn unsre Dichter in der Weise Heine's über Mangel an Stoff klagen, so wissen sie selbst nicht, was sie wollen. Aber zu

Heine's Zeit war es anders. Wenn damals ein Journaliſt einen andern einen Dummkopf ſchalt, ſo war das eine Angelegenheit, die das deutſche Volk ein halbes Jahr lang beſchäftigte, weil es nichts Andres zu thun hatte. Wer ſich von der Zeit, die Heine in Berlin zubrachte, 1821—1823, ein annäherungsweiſe richtiges Bild machen will, ſchlage Immermann's „Epigonen" auf: die Miſère des damaligen Lebens muß auch die Poeten entſchuldigen.

Wurden auf dieſe Weiſe die Angelegenheiten der Poeten und Kritiker zu einer ungebührlichen Wichtigkeit hinaufgeſchraubt, ſo fehlte ihnen zugleich die heilſame Bildung durch den ſtark ausgeprägten Nationalgeiſt. Immermann, mit dem Heine damals in Berührung trat, macht auf dieſen Mangel einer nationalen Geſinnung, einer bindenden Schule, eines Kunſtſtils aufmerkſam. „So ſteht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raum, und in ſeiner Einſamkeit darf er Alles unternehmen, auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entſpringt die Mannichfaltigkeit, aber auch die Willkür, da der Dichter ſich in jedem ſeltſamen Gelüſt gehn läßt. Zwiſchen der Welt und ihrem zwar beſchränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einfluß und dem Poeten beſteht kein Rapport." — Aus dieſer Lage erklärt ſich die Weltſchmerzſtimmung der damaligen Poeſie.

„Ach, theurer Leſer", ſagt Heine einmal, „wenn du über die Zerriſſenheit meiner Lieder klagſt, ſo klage lieber, daß die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo mußte es wol in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, der geſteht nur, daß er ein proſaiſches, weit abgelegnes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die Götter mich vor vielen Andern hochbegnadigt und des Dichtermärtyrerthums würdig geachtet haben."

Die Erklärung befriedigt nicht ganz. Der wahre Grund für die Weltschmerzliteratur liegt in der Subjectivität der modernen Dichtung. Tragische Dinge haben immer die Seele der Dichtung ausgemacht, aber, einzelne Ausnahmen abgerechnet, hat sich der Dichter von seinem Gegenstand immer unterschieden: Homer wollte nicht Achilles, Shakespeare nicht Lear sein, und wenn Dante persönlich in die Hölle hinabsteigt, so ist es nur als Zuschauer, nicht um die Qualen der Verdammten am eignen Fleisch zu empfinden. Der erste rein subjective Dichter im großen Stil innerhalb der Weltliteratur ist Goethe. Er ist wirklich Werther, Faust, Tasso, wenigstens ist sein Gemüth die Grundlage ihrer Charakterformen; aber einmal schildert er diese Seelenzustände erst, wenn er im Begriff ist, sich zu beruhigen, und insofern unterscheidet sich der Dichter auch hier von seinem Gegenstand; dann sind seine Empfindungen so normal und so echt menschlich, daß sie zwar im Anfang durch die Paradoxie ihres Ausdrucks Anstoß geben, daß man aber bei reiferm Nachdenken die Wahrheit und zwar die allgemein menschliche Wahrheit erkennt. Weit entfernt, seine wirklichen Empfindungen künstlich zu steigern, that er vielmehr Alles, um sie auf das angemessene Maß herabzudämpfen.

Mit stärkerer Wucht schlug Lord Byron die Saite der subjectiven Dichtung an. Auch er ist sein eigner Held: er ist Childe Harold, der Giaur, Lara, Don Juan, aber dieser sein Held hat das Gemeingefühl mit den übrigen Menschen bis zu einem gewissen Grad verloren; er führt ein andres Leben als sie, und demnach sind auch die Dimensionen seiner Empfindung andre. Für die Möglichkeit solcher Figuren führte der Dichter den thatsächlichsten Beweis, ihm lagen wirklich die Weiber zu Füßen, er gab seine Seele wirklich in wüsten Genüssen aus, er durchschwamm persönlich den Hellespont und führte auf eigne Hand Krieg gegen die Türken; und was die Gewissensbisse seiner

Helden betrifft, so war seine Natur so geartet, daß wenigstens der Mythus von geheimen Verbrechen, die er begangen habe, sich bilden konnte.

Dies glänzende Meteor hatte nun die poetischen Gemüther von ganz Europa in Bewegung gesetzt, und das Ideal schrankenlosen, unbändigen Genusses und unerschöpflicher Leidenschaft setzte sich in allen Köpfen fest. Hoffmann, das schwächliche Männchen, der eben starb, als Heine in Berlin war, und unter dessen Zechbrüdern bei Lutter und Wegener sich Heine zuweilen bewegte, hatte die berühmte Apologie des Don Juan geschrieben; Grabbe, Heine's vertrauter Studiengenoß, brütete über einem Stück, das Don Juan und Faust combiniren sollte. In diesem Dunstkreis entfaltete sich Heine's poetische Blüthe. Er hat Hoffmann viel gelesen, man findet in seinen Reisebildern starke Reminiscenzen an den „Goldenen Topf" und andre Phantasiestücke, er nahm von Lord Byron das böse Zucken der Oberlippen an: „dem Engländer", sagt Wienbarg, der bald darauf mit Heine befreundet wurde, „mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen stand diese Bewegung besser, jedenfalls natürlicher."

Nun denke man sich die Form der subjectiven Poesie, die Vermischung des Helden mit dem Darsteller, die Begeisterung für den Typus eines welterobernden Don Juan, dazu die enge Berliner Existenz und spärliche Mittel — und man wird die possenhaften Schlußrefrains zu weltschmerzlichen Liedern begreifen. Hoffmann hat noch während des Schaffens die Ahnung seiner Schranken; nur im Traum erobert er die Welt, sobald er erwacht, sieht er sich im Spiegel als Berliner Spießbürger und freut sich seiner Sicherheit. Wenn dagegen Heine sich montirt, so geht seine stärkere lyrische Kraft mit ihm durch: er ist in dem Augenblick ganz sein Held, und erst nachträglich rächt sich sein scharfer Verstand für die Ueberrumpelung des Gefühls und der Phantasie durch bittern Hohn.

Heine war kein Don Juan. „Glauben Sie mir", sagte er auf seinem Krankenlager zu Alfred Meißner, „ich habe moralischer gelebt als die meisten der Menschen, die mich der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen dasselbe von sich sagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch ist es so. Ja ich habe mir am Rand meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich war nie der Erste und nie der Letzte." Dieselbe Erklärung findet sich in einem Gedicht des Nachlasses, das damit schließt, wenn es sich anders verhielte, verdiene er ja angespuckt zu werden.

Im Anfang wird man durch diese Erklärung verdutzt, wenn man sich an das Namensverzeichniß genossener Frauenzimmer erinnert, das fast so lang ist als das Leporello's. An sich würde auch die Erklärung nichts beweisen, denn die Phantasie konnte in diesem Fall mit ihm durchgehn, wie in andern Fällen; sieht man das Namensverzeichniß aber genauer an, so entdeckt man, einige Verschönerungen abgerechnet, lauter derartige Damen, bei denen kaum Einer der Erste und Einer der Letzte ist: also eine Region, mit der ein Don Juan nichts zu thun hat. Nur zwei große Verhältnisse heben sich in seinen Gedichten ab. Das eine mit seiner Cousine, die ihm nach seiner Auffassung untreu wurde, und die er, rund gerechnet, fünf Jahre lang besang, mit harten Invectiven allerdings, aber doch so, daß auch in der Uebertreibung sich der Hintergrund einer echten und tiefen Neigung abhebt. Und dann das zu seiner Frau. Diese Gewissensehe hat vom fünfunddreißigsten Jahr bis zu seinem Tode gedauert, und er ist seiner Mathilde insofern immer treu geblieben, als er ihr feste, innige und hingebende Anhänglichkeit bewahrte, obgleich kein eigentlich geistiges Band sie an einander hielt: sie las nicht einmal seine Gedichte; daß Heine das ertrug, wollte viel sagen. Die Briefe an

Mathilde machen einen wohlthuenden Eindruck, man sieht, daß er im Grunde ein guter Mensch war, viel besser, als seine liederlichen Gedichte aus Paris und Hamburg und seine von augenblicklicher Erbitterung eingegebenen Streitschriften ihn zeigen. Nur daß, was den Menschen in einem bessern Licht zeigt, nicht grade dem Dichter frommt, der von dem falschen poetischen Vorurtheil ausgeht, er müsse selber der Held sein, den er besingt.

Noch etwas gehört zum Don Juan. Wenn der Comthur dazwischen kommt, muß sofort ein Degen bei der Hand sein, ihm durch den Leib gerannt zu werden. Auch darin war Heine kein Don Juan. Sein Biograph erzählt nach dem Bericht von Augenzeugen einige komische Mensur-Geschichten, auf die weiter nichts ankommen würde, wenn Heine nicht, sobald die Phantasie mit ihm durchgeht, in Prosa wie in Versen einen Blutdurst zur Schau tragen zu müssen glaubte, der gar nicht in seiner Art lag.

Man kennt die hübsche Ballade vom Rabbi Israel von Saragossa. Als Freund Moser, dem Heine sie mittheilte, sie sehr lustig fand, erklärte dieser ihm, sie sei gar nicht komisch, sondern tragisch, sie wäre ihm selbst im Thiergarten passirt. Und hier liegt der zweite wunde Punkt, der die Eigenthümlichkeit seiner Lyrik erklärt.

Zu den Persönlichkeiten in Berlin, die auf ihn den größten Eindruck machten, gehörte Frau von Varnhagen. Aus ihren Briefen weiß man, wie schwer auf der stark geistigen aber nervösen Frau das Bewußtsein lastete, eine Jüdin zu sein, nicht blos weil ihr hepp, hepp! nachgerufen wurde, was sie in dem aristokratischen Kreise, der sich um sie sammelte, leicht hätte verschmerzen können, sondern weil sie dadurch in Berührung mit Leuten kam, die ihr ästhetisches Gefühl peinlich verletzten. Genau dieselbe Empfindung kehrt in Heine's Briefen wieder.

Er fühlt sich verpflichtet und gewillt, für die Rechte seines unterdrückten Stamms einzutreten, aber ihn ekelt's bis zum Kopfschmerz, wenn ein beliebiger Schacherjude ihm in Berlin oder Hamburg als Verwandter die Hand drückt. Im Salon der Rahel lernt er den jungen Hegelianer Eduard Gans kennen, gleichfalls Jude, der ihn in die Mysterien der neuen Philosophie einweiht; mit ihm und einigen andern geistvollen und wohlgesinnten Glaubensgenossen tritt er in eine Gesellschaft zur Veredlung des Judenthums. Sie geben eine Zeitschrift heraus, die aber im Stil der Hegel'schen Schule und nach Heine's eignem Ausdruck zuweilen so geschrieben war, daß nur ein Chaldäer sie verstehn konnte. Infolge dessen findet sie keinen Anklang, die Masse der Juden bleibt fremd und gleichgültig, und der Verdruß darüber bestimmt einen nach dem andern der Mitarbeiter, sich taufen zu lassen.

Heine hat den Gedanken schon lange mit sich herumgetragen. Gegen das Christenthum hat er eine gemischte Stimmung. In seinem „Almansor" ist jene harte, aber echt poetische Anklage gegen das Christenthum, daß es in seinem einseitigen Spiritualismus die schöne und echte Naturkraft des Menschen verleugne und untergrabe. Neu war die Anklage nicht, Goethe hatte bereits in der „Braut von Korinth" und in der „Letzten Walpurgisnacht" Aehnliches gesagt, aber so geistreich, so ausführlich und zusammenhängend war die Anklage noch nicht formulirt worden. Auf der andern Seite fühlte Heine sehr wohl die göttliche Mission des Menschensohns, die in der bekannten Ode in den „Nordseebildern" so warm und beredt verkündet wird. Nun hat sich der Dichter nicht erwehren können, dieser Ode einen Zusatz hinzuzufügen: wenn ein Andrer sie gedichtet, wäre der Hofrathstitel und hundert Thaler Zulage die unausbleibliche Folge gewesen. Zunächst fällt, auch poetisch betrachtet, die Gemeinheit dieses Gedankensprungs aus der

Sphäre der Romantik in die der Kaufmannswelt auf; aber auch hier, glaube ich, ist Heine besser als seine Maske: es kommt ihm nicht sowohl auf den Hofrathstitel und die hundert Thaler Zulage an, als daß er den Christen beneidet, der diese Gesinnung laut und offen verkünden darf, während man sie ihm wahrscheinlich als einen Abfall verargen und an seine Unbefangenheit nicht glauben wird.

Endlich entschließt er sich, er läßt sich taufen. Er selbst führt nur äußere Umstände an; er wollte Advocat in Hamburg werden, was er übrigens nach kurzem Versuch aufgab. Er schrieb ferner, „er habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und sich Judenmauschel nachrufen zu lassen." „Wenn ich von dem Stamme wäre", sagt Jemand zu ihm, „dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen." „Ach, das thät' ich auch", ist die Antwort, „wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen, aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich wird."

Für den Augenblick erhöhte der Schritt nur noch das Peinliche seiner Lage, denn die Juden schalten ihn einen Abtrünnigen, während ihm von seinen politischen Gegnern das Hepp hepp! doch nicht erspart blieb. Es gab Augenblicke, wo er den Schritt bereute, und das collidirende Gefühl, national der einen, kirchlich der andern Gemeinschaft anzugehören, und doch im Grunde außerhalb beider zu stehen, macht sich in all' seinen spätern Schriften geltend.

Die Sache verdient eine nähere Erörterung. Gewöhnlich macht man nur die Bedenken geltend, die in dem Uebertritt selbst liegen: die Ablegung eines Glaubensbekenntnisses, das man gar nicht oder nur zum Theil für wahr hält. Aber diese Form wird meistens sehr erleichtert, und ist auch Heine nicht schwer gemacht. Die echte Collision liegt tiefer.

„Der Taufzettel", heißt's im Nachlaß, „ist das Entrée-Billet zur europäischen Cultur." — Wer mit entschiednem Verständniß und warmem Gefühl an der Bewegung der modernen Cultur sich betheiligt, muß fühlen, daß er von einem gewaltigen Strom getragen wird, dessen wesentliches Element das Christenthum ist. Es ist zwar einseitig, die abendländische Cultur überhaupt für die einzig mögliche der Menschheit zu halten, aber diese Cultur ist in all' ihren Zweigen vom Christenthum durchtränkt; alle andern Bildungsmittel der modernen Menschheit, auch die Antike, sind in irgend einer Weise durch die christliche Bewegung modificirt worden. Die Gewalt dieses Stroms fühlt auch derjenige, der sämmtliche Formen der christlichen Kirche verleugnet. Der Strom trägt Atheisten und Pantheisten, und auch sie dürfen sich Christen nennen, so wie man sich einen Abendländer, einen Europäer, einen Protestanten, einen Deutschen, einen Franzosen nennt. Ein Jude, der wie Heine so innig und mit allen Seelenkräften sich an der Bewegung des modernen Geistes betheiligt, kann in diesem Sinn mit voller Wahrheit das Bekenntniß ablegen, ein Christ zu sein, kann mit voller Wahrheit die Gemeinschaft mit denjenigen verleugnen, die sich dieser allgemeinen Bewegung entziehn, die wider den Strom schwimmen wollen.

Nun geht aber durch Heine's Gemüth noch eine andre Strömung, die er oft nicht gewahr wird, die sich aber fühlbar macht, sobald seine Seele einen Augenblick sich von dem Schauplatz der allgemeinen Gedanken entfernt. Das ist die historische Strömung, die ihn durch tausend und tausend unmerkliche Ueberlieferungen mit dem Leben und Glauben seiner Nation verbindet, auch dann verbindet, wenn er über den „Tauswes-Jontof" lachen kann. Das innige Familienleben der Juden verstärkt das Band der nationalen Gemeinschaft, weil sie es immer in sinnlicher Gegenwart erhält. Im „Rabbi von Bacharach"

vor seiner Taufe, im Wettgesang zwischen dem Rabbi und dem Mönch im „Romancero" und in vielen spätern Gedichten, sind echt poetische Spuren dieser historischen Strömung: beide zu vereinigen oder auch nur in ein bestimmtes Verhältniß zu bringen, gelang dem Dichter nicht, und so ist auch von dieser Seite seine Poesie die Poesie des Contrasts. Die abendländische Fee Abunde und die morgenländische Herodias locken beide seine Phantasie, sein Gemüth neigt sich zur letztern, aber er muß sie doch in dem Zug des wilden Jägers suchen, der zwar dem nordischen Heidenthum entsprungen, aber durch christliche Einflüsse Rembrandtisch gefärbt ist.

Noch ein andrer Zwiespalt trat in Heine's poetisches Schaffen ein. Die unbändigen Lebensrufe eines übermüthigen Jünglings, der mit allen möglichen Heiligthümern sein Spiel trieb, auch wohl mit den politischen, obgleich die Politik eigentlich gar nicht seine Sache war, mißfielen den ängstlichen Behörden und man verfolgte ihn. So glaubte er sich zur liberalen Opposition rechnen zu müssen, und trat im Jahre 1827 mit Börne und Wolfgang Menzel in Verbindung; er verkündete die Morgenröthe einer neuen Poesie, die für die Befreiung der Menschen wirken solle, und schalt Goethe, der ohnehin bei einem Besuch in Weimar ihn nicht sehr zuvorkommend aufgenommen, einen Aristokratenknecht. Auf der andern Seite mußte er wahrnehmen, daß seine Poesie am meisten von denen goutirt wurde, die zugleich Verehrer des Aristokratenknechts waren. Im beständigen Schwanken zwischen der Abneigung gegen übermüthige Junker und gegen ungeschlachte Demokraten war er nahe daran, ein Skeptiker zu werden, als die Julirevolution ihm einen neuen Schwung gab.

II.

Es dürfte angezeigt sein, nachträglich die Zeitfolge zu markiren; man vergleiche meine „Literaturgeschichte", fünfte Auflage, Bd. 3. S. 148—157; S. 184—188; S. 209—213; S. 219; S. 238—243; S. 367—371; S. 381; S. 422—423.

April 1823 erschien Redcliffe, Almansor, das lyrische Intermezzo: sämmtlich von der äußersten Weltschmerzstimmung und Zerstörungssucht erfüllt. Nach dem Druck dieser Werke ging Heine aus Berlin zu seinem Vater nach Lüneburg; von da nach Hamburg; dort schrieb er die „Heimkehr."

Januar 1824 siedelte Heine nach Göttingen über, schrieb den „Rabbi von Bacharach" und machte im September die Harzreise, bei welcher Gelegenheit er in Weimar sich Goethe vorstellte. Ein Theil der Reisebilder erschien December 1824 stark beschnitten im „Gesellschafter."

3. Mai 1825 promovirte Heine, wurde 28. Juni getauft, und schrieb im Herbst in Norderney die Nordseebilder; die Harzreise und die Nordseebilder wurden April 1826 veröffentlicht, darin zum Theil seine schönsten Lieder.

Der zweite Band der „Reisebilder" kam April 1827 heraus, darin das „Buch Legrand." Liest man es heute, so steigt einem die Schamröthe in's Gesicht, daß man sich an diesem frechen Hohn gegen das deutsche Vaterland einmal hat erbauen können. Aber Heine und Börne standen keineswegs allein. In der dumpfen Stickluft der Restaurationszeit hatte man die tiefste Sehnsucht nach lebendigen Wesen, und Napoleon war wirklich das Bild eines Lebendigen, und wurde es immer mehr, je länger er todt war. Es fiel mir neulich Wilhelm Hauff's Novelle „das Bild des Kaisers" in die Hand: sie ist ungefähr ein halbes Jahr vor dem „Buch Legrand" erschienen und athmet denselben Napoleoncultus. Hauff läßt alle Parteien auftreten, den stolzen

schwäbischen Feudalen, den Berliner, den deutschen Burschenschafter, den deutschen Officier, der unter Napoleon gefochten und an seinem Andenken festhält. Der Preuße wird als gutmüthiger aber arroganter Windbeutel abgefertigt; von den andern Figuren hat jede eine gewisse Berechtigung: zuletzt aber siegt der Bonapartist, und selbst der Baron, dem die Franzosen alles geraubt, muß bekennen, Napoleon sei ein großer Mann gewesen. Hauff war gewiß nicht blos ein guter Schwabe, sondern auch ein guter Deutscher; aber solche Gedanken gingen damals den jungen Leuten durch den Kopf, und man brauchte nicht ein Jude zu sein, um von der Höhe der Romantik herab die gemüthlose Nüchternheit in Preußen zu verspotten, und gegen die kleinen Bureaukraten an der Spree den Trumpf des großen Kaisers auszuspielen.

Gleich nach Versendung dieses Buchs fällt der Besuch in London, dann das „Buch der Lieder", darin der „Neue Frühling" October 1827. Im November finden wir Heine bei Börne in Frankfurt, beide damals völlig einig im Liberalismus, im Haß gegen Goethe und seine unpolitischen Anhänger, und sehr einverstanden mit Menzel's Angriffen. In München redigirt Heine Januar bis Juni 1828 die „Annalen", bemüht sich vergebens um eine Anstellung in Baiern, und reist August 1828 nach Italien ab, wo er aber nur drei Monate bleibt. Der Verfolgungswahnsinn, an dem Heine in Paris so schwer litt, zeigt sich hier in seinen ersten häßlichen Symptomen.

Die erste Hälfte des folgenden Jahrs brachte Heine in Berlin, die letzte in Hamburg zu. — Soviel zur Erläuterung des Folgenden.

III.

14. December 1870.

Mit steigendem Erstaunen haben wir in diesem Krieg den Größenwahnsinn der Franzosen betrachtet; wir haben vergessen, was wir selber dazu gethan, diesen Wahnsinn zu nähren und groß zu ziehn.

Alle Welt hat über Victor Hugo gelacht, als er Paris für eine heilige Stadt erklärte und den Barbaren untersagte, dieselbe zu beschädigen. Aber Victor Hugo war doch ein Franzose; man höre nun, was im Februar 1831 ein Deutscher schrieb, und was damals in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" abgedruckt wurde.

„Paris ist nicht blos die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisirten Welt. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen; und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber geberden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen; es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, blüht der leichte Scherz, die heiterste Moquerie, und da jetzt Carneval ist, so maskiren sich Viele als Doctrinäre, und schneiden possirlich pedantische Gesichter und behaupten, sie hätten Furcht vor den Preußen."

Der letzte Zusatz ist der am meisten bezeichnende. Heinrich

Heine, der Schreiber dieses Briefs, findet es namenlos lächerlich, daß ein Franzose Furcht vor den Preußen haben könne, er kann es nur für ein närrisches Maskenspiel erklären. Dennoch findet er in diesem Maskenspiel einige Gefahr, und beschuldigt den damaligen Minister Casimir Perier, er lähme durch seine unnöthigen Bedenken den Elan des Volks.

„Sollte sich das Entsetzliche begeben", fährt er einige Tage darauf fort, „und Frankreich, das Mutterland der Civilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinn und Verrath, und die potsdämische Junkersprache schnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und schmutzige Teutonenstiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais Royal röche wieder nach Juchten — — dann gäbe es einen Mann, der elender wäre, als jemals ein Mensch gewesen, einen Mann, der durch seinen kläglichen, krämerhaften Kleinsinn das Verderben des Vaterlandes verschuldet hätte, und alle Schlangen der Reue im Herzen und alle Flüche der Menschheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden sich alsdann, um sich einander zu trösten, die Qualen dieses Mannes erzählen, die Qualen des Casimir Perier."

Wenn ein Deutscher so empfinden und schreiben konnte, so wird man gegen den Größenwahnsinn der Franzosen, denen aus sämmtlichen Schriften des jungen Deutschland Aehnliches entgegentönte, nachsichtiger sein.

Heine hatte bereits vor der Julirevolution den Cultus der Franzosen gepredigt. Von den siegreichen Deutschthümlern, die, gleichviel ob conservativ oder liberal, nicht blos Haß gegen die Franzosen, sondern auch Haß gegen die Juden predigten, waren ihm nur Beleidigungen widerfahren. Er wurde fortwährend daran erinnert, daß er zu einer mißachteten Classe gehöre, und daß alles Taufwasser diesen Makel von ihm nicht abspülen könne. Er war Deutschlands müde, und hatte sich in England

oder Italien ebensowenig gefallen. Seine Mißstimmung über Hamburg, wo er sich Anfang 1830 aufhielt, drückt am besten das bekannte Lied aus: „Daß ich bequem verbluten kann, gebt mir ein edles weites Feld. O laßt mich nicht ersticken hier, in dieser engen Krämerwelt! O, daß ich große Laster säh', Verbrechen blutig, kolossal, nur diese satte Tugend nicht und zahlungsfähige Moral!"

Es war ein socialer, nicht ein politischer Widerwille. In dem Band der Reisebilder, der um jene Zeit erschien und die italienische Wanderung enthielt, ist von Politik nicht die Rede, desto mehr von Scherzen, die gar nicht zweideutig waren: es sind die Geschichten mit Gumpelino, Hirsch Hyazinth, Signora Franzeska und Graf Platen. Die Tendenz ist ein Protest gegen die „zahlungsfähige Moral" der Hamburger und eine Apologie reizender Liederlichkeit. Dieser Protest dehnt sich an einer Stelle auch gegen die Moral des Christenthums aus, in der Weise, wie es Heine schon früher im „Almansor" versucht hatte. Heine beschreibt den fröhlichen Verkehr der alten Götter auf dem Olymp. „Da plötzlich keuchte heran ein bleicher blutriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupt und einem großen Holzkreuz auf der Schulter, und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldenen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erbleichten, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz im Nebel zerrannen. Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geschundene, gebratene nnd gespießte Götter langweilig umherschlichen und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost. Es war eine trübselige, blutrünstige Delinquenten-Religion."

„War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und verderbte

Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heitern Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht, wie armen gequälten Menschen zu Muthe ist, und ein armer gequälter Mensch konnte in seiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, ist Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden, besonders von den Frauen. —"

In dem ganzen ziemlich umfangreichen Buch findet sich nur eine Stelle, die auf Politik eingeht.

Heine besieht das Schlachtfeld von Marengo, er trifft einen Russen, der ihm erzählt, kein Mensch denke mehr an Marengo, man beschäftige sich nur noch mit den Siegen am Balkan über die Türken, und ihn fragt: „Sind Sie gut russisch?" — Nach einigem Bedenken erwidert Heine: „Ja ich bin gut russisch."

„Und in der That, bei dem wunderlichen Wechsel der Losungsworte und Repräsentanten in dem großen Kampf hat es sich jetzt so gefügt, daß der glühendste Freund der Revolution nur im Siege Rußlands das Heil der Welt sieht, und den Kaiser Nikolaus als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muß, den Ritter von Europa, der die griechischen Wittwen und Waisen schützt gegen asiatische Barbaren."

„Vergleicht man in freiheitlicher Hinsicht England mit Rußland, so bleibt auch den Besorglichsten kein Zweifel übrig, welche Partei zu erfassen sei. Die Freiheit ist in England aus historischen Begebenheiten, in Rußland aus Principien hervorgegangen. England ist erstarrt in mittelalterlichen Institutionen, wohinter sich die Aristokratie verschanzt. Jene Principien aber, woraus die russische Freiheit entstanden ist oder vielmehr täglich sich weiter entfaltet, sind die liberalen Ideen unsrer neusten Zeit. Die russische Regierung ist durchdrungen von diesen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus ist vielmehr Dictatur, um jene

Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen. Diese Regierung hat nicht ihre Wurzeln im Feudalismus und Klerikalismus, sie ist der adeligen und kirchlichen Gewalt entgegen strebend. Rußland ist ein demokratischer Staat. Ja ich bin gut russisch."

Kaiser Nikolaus würde in das äußerste Erstaunen gerathen sein, wenn er gehört hätte, daß man ihn in Deutschland als Vorkämpfer des Liberalismus, ja der Revolution feierte! Zwei Jahre später freilich, als Warschau fiel, änderte Heine seine Meinung. Nicht als ob er einen Irrthum bekannt hätte: er behauptet nur, der Kaiser sei von seinen liberalen Principien abgefallen. Heine war vor Allem lyrischer Dichter: die Griechen sowohl als die Polen waren Figuren, deren Costüm sich vorzüglich für die Lyrik eignete, und nach diesem Costüm bestimmte er seine politische Parteinahme.

Eben jene Stelle aber, die Betrachtung des Schlachtfelds von Marengo, enthält noch eine andre politische Phantasie, auf die Heine auch später großes Gewicht legte, und nicht mit Unrecht, denn sie ist, soviel ich übersehn kann, die erste Verkündigung eines neuen Princips, welches in der Politik der nächsten 40 Jahre die heillosesten Verwirrung angerichtet hat.

„Der Haupthebel, den ehrgeizige Fürsten sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; alle Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation. Es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der Sprachverschiedenheit sich sehr gut verstehn. Es kann jetzt in der Welt nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemeine geistige Bedeutung nicht sogleich erkannt, und die heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, für oder wider Antheil zu nehmen.

Vermöge dieser Parteipolitik bilden sich zwei große Massen, die feindselig einander gegenüberstehn. Die Losungsworte und die Repräsentanten dieser Masse wechseln täglich, oft entstehn die größten Mißverständnisse; doch wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichtsdestoweniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe."

„Was ist aber diese große Aufgabe unsrer Zeit? — Es ist die Emancipation. Nicht blos die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen, und dergleichen gedrückten Volks, sondern es ist die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europa's, das sich losreißt von der Aristokratie. Dies ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion ververdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen."

„Laßt uns die Franzosen preisen! Sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit. In der Kochkunst wie in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind, dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast ausbringen." Das war geschrieben noch vor der Julirevolution. — Als die Julirevolution ausbrach, befand sich Heine in Helgoland, in einer wunderlichen, nichts weniger als politischen Stimmung. „Ich bin dieses Guerillakriegs müde", schreibt er 1. Juli 1830, „und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fesselos hingeben kann. Welche Ironie des Geschicks, daß ich, der ich mich so gern auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu

bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hinein zu setzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken — ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vertreten, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln....“

Er denkt darüber nach, wo er Ruhe finden soll. In England würde er vor Langeweile sterben. „Oder soll ich nach Amerika? nach diesem ungeheuern Freiheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt. Du weißt, wie ich über dies gottverfluchte Land denke, das ich liebte, als ich es nicht kannte. Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht!“ — „O Freiheit! Du bist ein böser Traum!“ —

In dieser Stimmung fällt ihm die Bibel in die Hand. Er liest sie mit Andacht und spricht kluge und begeisterte Worte darüber. Da kommt am 6. August die Nachricht von der Juli-Revolution.

„Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen..... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme! .....Vielleicht auch ganz toll. Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh..... Ich kann gar nicht mehr schlafen, und den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichte, wachende Träume, die übereinander hinstolpern,

so daß die Gestalten sich abenteuerlich vermischen und wie im chinesischen Schattenspiel sich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern zum Verrücktwerden."

Heine war nicht der einzige in Deutschland, der diesen Eindruck empfing. Wenn auch durch die Erfahrung wiederholt belehrt, glaubt der Mensch doch immer gern an Wunder. Was half in den Februartagen die verständige Ueberlegung! Man fühlte doch den elektrischen Strom des Ereignisses in der eignen Seele nachzittern. — Uebrigens sollte Heine bald ernüchtert werden: als er aus Helgoland nach Hamburg zurückkam, äußerte sich die revolutionäre Stimmung der Hamburger darin, daß man eine Razzia gegen die Juden machte.

November 1830 gab Heine in der Nachschrift zu einer neuen Ausgabe der „Reisebilder" jenen begeisterten Hymnus auf die Marseillaise, den alle Welt kennt. In dem Klang dieses Liedes fühlt er sich wieder als einen Titanen. „Man that uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstere Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelssturm hinauftobten. Ach da unten im Tartarus, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es ist verzeihlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen im Vergleich mit jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet in den heitern Salons des Olymp so viel lieblichen Nektar und süße Musenkonzerte genoßen."

„Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eisrinde, eine seltsame Wehmuth beschleicht mich. Ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Meine Seele bebt und es brennt mir im Auge, und das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objectiv bleiben soll, wie es die Kunstschule verlangt und wie es auch Goethe gethan — er ist 80 Jahre dabei alt geworden und Minister und wohlhabend. — Armes deutsches Volk! das ist dein größter Mann!"

— „Du mein Volk! bist der wahre Kaiser! Dein Wille ist die allgemein rechtmäßige Quelle aller Macht! Wenn du auch in Fesseln darnieder liegst, es naht der Tag der Befreiung. Mein Kaiser! die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenroth."

„— Kunz von der Rosen, mein Narr! du irrst dich. Ein blankes Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth ist nichts als Blut."

„Nein, mein Kaiser! es ist die Sonne, obgleich sie im Westen heraufsteigt. Seit 6000 Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie einmal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf." —

Es ist ein prachtvolles Phantasiestück, aber Kunz von der Rosen irrt doch, wenn er meint, die Schellen seien von seiner Mütze abgefallen und diese habe sich in eine Jacobinermütze verwandelt: — Die Schellen klingen noch so ausgelassen und lieblich wie in seiner besten Zeit.

Das Phantasiestück ist das Nachwort zu dem Bericht über die Reise nach England, der eben damals erschien und in jedem Wort Verachtung und Abscheu gegen die Engländer und Begeisterung für die Franzosen athmet.

„Die Duckmäuser schelten uns, wir wären frivol und hätten keine Religion; sie wagen ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trillerte und Witze risse. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern, den Franzosen, die sehr frivol und schlüpfrig schrieben und leider keine Religion hatten, aber wo es galt' mit Aufopferung für die Freiheit stritten."

„Die Freiheit ist die Religion unsrer Zeit. Die Franzosen sind das auserwählte Volk der neuen Religion; in ihrer

Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister."

Mit der Begeisterung für die Revolution verbindet sich wiederum die Begeisterung für Napoleon. Er schildert ihn, wie er die Muße der Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu dictiren, „uns die geheimsten Rathschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden." Er ist empört darüber, daß Wellington mit Napoleon unsterblich werden soll. „Wellington und Napoleon! es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist sich beide zu gleicher Zeit denken kann. Wellington, das dumme Gespenst — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott! — Nie schwindet dies Bild aus meinem Gedächtniß. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesicht, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbeidefilirenden Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz — Caesar morituri te salutant! — Manchmal überschleicht mich ein geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehn, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und heroischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt, und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn Orient und Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen."

Stärker hat wohl der tollste Chauvinist sich nicht ausgedrückt, und wenn wir gar an die folgende Stelle kommen, so erscheint uns Victor Hugo als nüchtern und gemäßigt. Heine erzählt die Schlacht bei Crecy: „Für England war der Sieg, für Frankreich der Ruhm. Ja sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in Schatten zu stellen. Die Triumphe der Engländer sind immer eine Schande für die Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poitiers bis auf Waterloo. Clio ist immer ein Weib; trotz ihrer parteilosen Kälte ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer."

März 1831 veröffentlichte Heine die Schrift eines Freundes über den Adel, in der Form von Briefen an den Grafen von Moltke. Heine's Vorrede zu derselben ist bemerkenswerth: es ist zum erstenmal, daß er zwischen der Entwickelung der deutschen Philosophie und der politischen Bewegung in Frankreich eine Parallele zieht und auf den innern Zusammenhang aufmerksam macht.

„Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegne Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: „was thaten wir in der vergangenen Nacht?"

„Nun ja, wir träumten, in unsrer deutschen Weise, d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an sich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und transcendentale

Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsre philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten."

„Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unsrer Nachbarn jenseit des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandtschaft hatte mit unsern philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben, die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie sei nichts Andres als der Traum der französischen Revolution."

Nun vergleicht er Kant mit Robespierre, Fichte mit Napoleon, Schelling mit der Restauration, Hegel mit Louis Philipp: ein Vergleich, der ihm vielfach nachgesprochen ist. Er ist überzeugt, daß auch in Deutschland Wissenschaft und Kunst die Richtung auf das Praktische nehmen muß, eine Richtung, deren Bedenken er sich nicht verschweigt.

„Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deshalb wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst, ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Partei-

stürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein isolirtes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit ebenso gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und ihren katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie als flüchtiger Guelfe; in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talents, sondern über den Untergang der Freiheit."

„Indeß die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebähren, die mit ihr selbst im begeisterten Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbole zu borgen braucht. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjectivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen; was doch immer ersprießlicher ist als das todte Scheinwesen der alten Kunst."

„Oder hat es überhaupt mit der Kunst und mit der Welt ein trübseliges Ende? jene überwiegende Geistigkeit, die sich jetzt in der europäischen Literatur zeigt, ist sie vielleicht ein Zeichen von nahem Absterben, wie bei Menschen, die in der Todesstunde plötzlich hellsehend werden und mit verbleichenden Lippen die übersinnlichsten Geheimnisse aussprechen? — Oder wird

das greise Europa sich wieder verjüngen und die dämmernde Geistigkeit seiner Künstler und Schriftsteller ist nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, sondern das schaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das sinnige Wehen eines neuen Frühlings?" —

Mit diesem ungelösten Zweifel schließt der erste Band des „Salon", den Heine bereits in Paris schrieb, wo er am 5. Mai 1831 ankam und von den Eindrücken des neuen und fremden Lebens fast erdrückt wurde.

Es war ein reich bewegtes Leben. Für Heine mußte der Unterschied doppelt merklich sein, da er in Deutschland trotz seiner Taufe noch immer hinter sich ein flüsterndes Hepp! Hepp! zu vernehmen glaubte, während in Paris weder das Gesetz noch die Sitte einen Unterschied zwischen Juden und Christen machte. Er wurde förmlich überwältigt durch die Höflichkeit, mit der selbst die roheren Volksclassen ihm entgegenkamen. Dazu die Oeffentlichkeit des Treibens! In Deutschland wurde alles hinter verschlossenen Thüren verhandelt, hier wogte und drängte es in den Logen zur Deputirten-Kammer, in den Assisen, in den Volksversammlungen, ja selbst die Religion trat in der Form des St.-Simonismus auf den Markt, und führte der Menge ein phantastisches Schauspiel auf. In Deutschland freilich blühte im Stillen ein reiches wissenschaftliches Leben, die Schulen Hegel's, Schleiermacher's, Niebuhr's, J. Grimm's u. s. w. waren in voller Arbeit; aber nur der Eingeweihte wurde zugelassen, und die Weisheit hüllte sich in den Schleier des Geheimnisses ein. In Paris buhlten Männer wie Guizot, Villemain, Cousin, Michelet u. s. w. um die Gunst der lebhaften Jugend, die ihnen applaudirte und ihre Lehren auf der Straße verhandelte; und was sie vortrugen, war darum nicht schlechter, weil es sofort der Kritik der Oeffentlichkeit sich unterziehn mußte. In Paris war Alles Nationalangelegenheit; ein neues

Stück von Alexander Dumas, Alfred de Vigny war Gegenstand des regsten Interesses und wurde wie eine neue Revolution besprochen. Alle diese Dichter waren in ihrer besten Zeit; sie glaubten an ihre Sache, schreckten vor nichts zurück und wurden durch die unbestimmten Hoffnungen getragen, die noch nicht Zeit zur Enttäuschung gehabt. Es war in der poetischen Welt eine Unruhe, die das Größte erwarten ließ. Unmittelbar hinter einander erschienen Lamartine's Harmonien, Victor Hugo's „Notre Dame de Paris" und „Herbstblätter", die ersten bedeutenden Versuche von Balzac, Eugen Sue, Alfred de Musset, endlich George Sand. Wer in dies Treiben frisch hinein kam, konnte es kaum überwältigen. Dazu athmeten all' diese Versuche, so unreif sie zuweilen ausfielen, eine gewisse Hochherzigkeit. Es war ein Idealismus, der an Trunkenheit grenzte, aber gegen die matte Resignation der damaligen deutschen Schriftstellerei einen wohlthuenden Abstich machte. Man hatte die Empfindung, ganz neue Sphären des Geistes und Herzens entdeckt zu haben, und mit ihnen der Welt reichere Farben zu schenken. Auch die Künste schienen sich verjüngen zu wollen: die feine Welt drängte sich in Robert den Teufel und die tollen Wagnisse von Hektor Berlioz, der Salon von 1831 umfaßte eine Reihe von Gemälden, die wir noch heute zu dem Bedeutendsten zählen, was die neuere Malerei hervorgebracht. Alles das übte einen um so größern Zauber aus, da es lebhaft in einander griff, da es so aussah, als wenn ein gemeinsamer Frühling in all' diesen Blüthen seine Triebkraft entwickelte. Allen Menschen ohne Unterschied war die Zunge gelöst, und Keiner erregte Aergerniß, wenn er auf der Gasse weissagte.

Heine hat in spätern Jahren, in der Zeit seiner Krankheit, seine ehemalige Begeisterung zu läugnen oder wenigstens abzuschwächen gesucht. Im Grunde sei er über alles enttäuscht worden; selbst Lafayette's weiße Haare, die ihm als Kind

gepriesen, habe er vergebens gesucht, da der General eine braune Perücke getragen. Indeß legen seine Schriften aus jener Periode ein andres Zeugniß ab, und wenn er später seinen Irrthum einzusehn glaubte, Lafayette für einen der größten Männer Europa's gehalten zu haben, so war darum sein früherer Glaube nicht minder echt. Er glaubte an Lafayette, an St.-Simon und die Emancipation der Frauen, an die heilige Mission von Paris und an die welterlösende Bedeutung der Julirevolution. Freilich, er glaubte auf seine Art d. h. sein Glaube war immer mit ein wenig Ironie und Spott zersetzt.

„Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann; wer euch erlebt, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampf zusahn, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gern aufgestanden von ihren goldnen Stühlen und wären zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris. Aber neidisch, ängstlich wie sie sind, fürchteten sie am Ende, daß die Menschen zu hoch und herrlich emporblühn möchten, und durch ihre willigen Priester suchten sie das Glänzende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn. Es ist dafür gesorgt, daß die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hinein wachsen."

Was ist die Veranlassung zu diesem Dithyrambus? Heine hatte einen Bericht über die Kunstausstellung übernommen und ein Bild von Delacroix, das eine Episode aus den Julitagen darstellt, bringt ihn auf die Politik. Um aber den Dithyrambus richtig zu würdigen, muß man damit die vorhergehende Beschreibung vergleichen.

„In der Mitte der Volksgruppe, beinah wie eine alle-

gorische Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupt, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampf auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen; eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin. Daß sie eigentlich letztere bedeuten solle, ist nicht ganz bestimmt ausgedrückt: diese Figur scheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzustellen. Ich kann nicht umhin zu gestehn, diese Figur erinnert mich an jene peripathetischen Philosophinnen, an jene Schnelläuferinnen der Liebe, die des Abends auf den Boulevards umher schwärmen; ich gestehe, daß der kleine Schornstein-Cupido, der mit einer Pistole in jeder Hand neben dieser Gassenvenus steht, vielleicht nicht allein von Ruß beschmutzt ist; daß der Pantheons-Candidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarken gehandelt; daß der Held, der mit seinen Schießgewehren hinstürmt, in seinem Gesicht die Galeere und in seinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Assisenhofes trägt: — aber das ist es eben! ein großer Gedanke hat diese gemeinen Leute, diese Crapüle geadelt und geheiligt, und die entschlafne Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt."

Bei alledem sieht es wunderlich genug aus, wenn unmittelbar an diese Beschreibung sich der Dithyrambus an die heiligen Julitage anschließt; und nicht minder wunderlich, wenn unmittelbar nach jenem Dithyrambus folgendes Gespräch referirt wird.

„Papa", rief eine kleine Carlistin, „wer ist die schmutzige Frau mit der rothen Mütze?" — „Es ist die Freiheitsgöttin." — „Papa, sie hat auch nicht einmal ein Hemde an." — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und ist daher sehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäsche tragen." —

— Das ist der echte Heine! freilich nimmt er es dem Marquis sehr übel, daß er so despectirlich von der Freiheit spricht, aber er selber empfindet ähnlich, denn auch er trägt weiße Wäsche und nimmt in den gierigen Augen der Crapüle sehr deutlich die Lust wahr, sie ihm abzureißen. Darum konnte er sich auch mit Börne, den er bereits in Paris vorfand, nie recht verständigen. Denn Börne liebte nicht blos die Revolution aus der Ferne, sondern wünschte in ihr mitzuwirken, und liebte die Revolutionairs, auch wenn sie schmutzige Wäsche trugen; ja er trug sie ihnen zu gefallen wohl selber. Ein tiefes Mißbehagen spricht sich jedesmal aus, sobald der Eine vom Andern redet. Als ein Anhänger Börne's gegen Heine erklärte, wenn ein König ihm die Hand gedrückt, würde er sie ins Feuer stecken, antwortete Heine: „wenn mir ein Mann des Volks die Hand drückt, würde ich sie waschen!" — Und deshalb schwärmte er doch ehrlich für die Revolution, und auch für die Revolutionärs, aber aus der Ferne, wenn er in aller Behaglichkeit auf sie einen Dithyrambus dichten konnte; trat er näher, so war er Humorist genug, um die eine Seite ebenso deutlich zu sehn als die andre; beide Eindrücke bestanden dann in seinem Geist unabhängig neben einander fort.

Uebrigens ist sein Bericht über den Salon vortrefflich und hat viel dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit auf diese neue Richtung der Kunst zu leiten, auf Paul Delaroche, Horace Vernet, Leopold Robert u. s. w. Heine ist in diesem Fach ebenso wenig Kenner als in der Musik; aber er sieht Manches, was dem Kenner entgeht, und hat die Gabe, für seine Empfindung Worte zu finden, die man nicht wieder vergißt. Noch heute liest man diese Beschreibungen mit dem größten Interesse, und die Art, wie die politische Betrachtung in die artistische hinüberspielt, erhöht noch ihren Reiz.

„Ach wohl thut es Noth," sagt er nach Besprechung des

Trommel von Paul Delaroche. „Daß die liebe, unverwüstliche melodische Geschichte der Menschheit unsre Seele tröste in dem mißtönenden Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnverwirrende Getöse. Es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menschenmeer mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen wälzt sich durch die Gassen, das Volk von Paris heult: Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preußen! Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtisch sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht zu Ende zu schreiben; und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Juli-Helden das Gehirn eingedrückt, so daß alle meine Kunstideen zerquetscht werden; und vielleicht obendrein werde ich in die Wache gesetzt als fremder Ruhestörer."

„Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesicht entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge."

„Gott sei uns Allen gnädig! unsere letzte Schutzmauer ist gefallen! die Göttin der Freiheit erbleicht, unsre Freunde liegen zu Boden."

„Da draußen stürmt es wirklich zu laut, und es ist unmöglich, die Gedanken zusammenzufassen. Ist es doch in Paris sogar an sogenannt ruhigen Tagen sehr schwer, das eigne Gemüth von den Erscheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunst auch in Paris mehr denn anderswo blüht, so werden wir doch in ihrem Genuß jeden Augenblick gestört durch das rohe Geräusch des Lebens. Die süßesten Töne der Pasta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothschrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenlust eingeschlürft, wird schnell

wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört fast ein goethischer Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunstgenuß zu gelangen." —

„— Und daran ist die verdammte Juli-Revolution schuld! seufzen die Künstler, und sie verwünschen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verschlingt, so daß von ihnen gar nicht mehr die Rede ist." —

Dies liebenswürdige Geplauder wird nur dann unangenehm, wenn Heine eine wichtige Miene aufsetzt, und Staatsgespräche von seinen Lippen schallen läßt. Das ist der Fall in den politischen Briefen, die er von December 1831 bis Juli 1832 an die Allgemeine Zeitung schickte. Diese Berichte sind nur erträglich, wo er von den Urtheilen abgeht, und wieder Bilder giebt, wie z. B. in der Schilderung der Cholera. Nur ein Aperçu ist merkwürdig, das fortdauernd wiederkehrt: der Glaube an die Zukunft des Bonapartismus.

„Der todte Napoleon wird noch mehr von den Franzosen geliebt als der lebende Lafayette. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie sehr noch das französische Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden auch die Mißvergnügten, wenn sie einmal etwas Entscheidendes wagen, damit anfangen, daß sie den jungen Napoleon proclamiren, um sich der Masse zu versichern. Napoleon ist für die Franzosen ein Zauberwort, das sie elektrisirt und betäubt; es schlafen tausend Kanonen in diesem Namen, ebenso wie in der Säule des Vendomeplatzes. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel aussprechen, so wird hier Napoleon selten bei seinem Namen genannt, und er heißt immer der Mann, l'homme. Aber sein Bild sieht man überall, in Kupferstich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours stehen Redner, die ihn preisen, den Mann, Volkssänger, die seine Thaten besingen. Dieser Name ist das höchste Beschwörungs-

wort des Volks. Napoleon ist sein Gott, seine Cultur, seine Religion — und diese Religion wird am Ende langweilig wie jede andere."

„Es giebt keine Grisette in Paris, die nicht Berangers Lieder singt und fühlt. Das Volk versteht am besten diese bonapartistische Poesie, und darauf speculiren die Dichter, und auf die Dichter speculiren wieder andre Leute. Victor Hugo schreibt ein großes Heldengedicht auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleon stehn im Briefwechsel mit eben solchen Volksdichtern, deren begeisternde Feier man zur rechten Zeit zu benutzen hofft."

„Die Vendomesäule ist in dieser schwankenden Zeit das Einzige, was in Frankreich feststeht. Um diese Säule drehn sich alle Gedanken des Volks. Sie ist sein unverwüstliches eisernes Geschichtsbuch, und es liest darauf seine eignen Heldenthaten. Besonders aber lebt in seiner Erinnerung die schmähliche Art, wie von den Deutschen das Standbild dieser Säule mißhandelt worden. Die guten Deutschen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde."

Nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt: „Ich fand überall eine wunderbare Trauer unter den Leuten. In allen Hütten fand ich das Bild des Kaisers mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche."

„Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini. Freilich, für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist alles zu Ende: aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so giebt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthum, wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt."

Neben dem Cultus des Kaiser Napoleon ist in Heine's politischen Berichten durchgehend nur der Haß gegen Preußen; zuweilen bricht er als förmlicher Paroxismus aus, und dann schwinden alle Grenzen des Anstands und des gesunden Urtheils; ein dumpfer Groll bleibt aber stets, auch wo er sich bemüht, kühl zu überlegen. Nur hin und wieder, wo er plötzlich auf den Einfall kommt, in Preußen eine Anstellung zu suchen, schlägt er einen andern Ton an. Der Grund dieser Abneigung ist zum Theil wohl ein innerlicher: das nüchterne und steife Wesen der preußischen Verwaltung und der kategorische Imperativ widerstand dem Romantiker, dessen Grundsatz war, leben und leben lassen. Aber die leidenschaftliche Erbitterung hat bei Heine auch immer ein persönliches Motiv; er hat sich offenbar bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin Hoffnungen gemacht, die nachher enttäuscht wurden.

Börne urtheilt in dieser Beziehung liberaler. Er hat zwar wie gegen alle Potentaten, so auch gegen den König von Preußen Steine genug geschleudert, aber es fiel ihm doch nicht ein, den preußischen Staat als den schlimmsten zu bezeichnen; im Gegentheil, bevor er nach Paris kam, fand er alle Aussichten auf einen wirklich deutschen Aufschwung nur in Preußen.

Das erste Mal, daß Heine seinem Groll Luft machte, war am 18. October 1832 in dem Vorwort zu der Sammlung seiner Pariser Briefe. Theils hatte ihn der Fall von Warschau empört, theils die repressiven Beschlüsse des Bundestags vom 28. Juni 1832, deren Schuld er hauptsächlich auf Preußen bürden zu müssen glaubte.

„Wir können", schreibt er, „gegen Oestreich kämpfen, aber wir fühlen, daß wir nicht berechtigt sind, diese Macht zu schmähen. Oestreich war immer ein offener, ehrlicher Feind. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt;

er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndts Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken; er hat nie auf der Hasenhaide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt; man wußte immer, wie man mit ihm dran war. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haß, sondern großartig im Geist eines Systems handelte, welchem Oestreich seit drei Jahrhunderten treu geblieben."

Zuletzt spricht sich Heine in förmliche Rührung. „Kaiser Franz hat für die Erhaltung dieses Systems den theuersten Gefühlen entsagt und unsägliches Herzeleid erduldet: eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten, blühenden Enkel, den er jenem System geopfert. Dieser neue Kummer hat tief gebeugt das greise Haupt, welches einst die deutsche Kaiserkrone getragen. Dieser arme Kaiser ist noch immer der wahre Repräsentant des unglücklichen Deutschlands."

„Von Preußen dürfen wir in einem andern Ton sprechen. Hier hemmt uns keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutschen Kaiserhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Borussenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proclamiren: bis jetzt ist es den langen Fingern Preußens noch nicht gelungen, die Krone Karl des Großen zu erfassen und zu dem Raub so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Noch hängt die Krone Karl des Großen viel zu hoch, und ich zweifle sehr, ob sie je herab sinkt auf das witzige Haupt jenes goldgespornten Prinzen, dem seine Barone schon jetzt als dem künftigen Restaurator des Ritterthums ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr, Se. königliche Hoheit wird statt eines Nachfolgers Karl des Großen nur ein Nachfolger Karls X. und Karls von Braunschweig."

„Es ist wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünscht, und in

seinem Oberherrn einen König des vereinigten Deutschlands zu sehn gehofft. Man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewußt, und es gab einen preußischen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten schon vertrauensvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehn wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Besorgniß diesen preußischen Adler, und während Andre rühmten, wie kühn er in die Sonne schaue, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frömmelnden Kamaschenheld mit dem weiten Magen und dem großen Maul und dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir mißfiel dieses philosophisch-christliche Soldatenthum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten."

Wenn eine Redensart sehr allgemein wird, vergißt man oft ihren ersten Ursprung. Die Declamationen gegen Preußen, die in den folgenden Jahren von allen Orten her ertönten, sind nur der Wiederhall dieses Vorworts. Laube in den „Reisenovellen" wiederholte zuerst die Apotheose des Metternich'schen Absolutismus; einer nach dem andern von dem jungen Deutschland schloß sich an, und Heine selbst wurde nicht müde, seine Antipathien in immer neuer Variation dem Volk einzuschärfen. Noch im „Wintermährchen" 1844 finden sich Ausdrücke über Preußen, bei denen man kaum begreift, wie der Dichter sich nicht schämte, sie in den Mund zu nehmen.

Kurz vor jenem Vorwort hatte Paul Pfitzer die „Briefe eines Deutschen" geschrieben, in denen auf die Nothwendigkeit der preußischen Hegemonie hingewiesen war. Diesen Mann läßt Heine unerwähnt, dagegen nimmt er mit steigender Erbitterung die preußischen Schriftsteller durch, die in demselben

Sinn wirkten: Raumer, den er am meiſten haßt, Hegel, Schleiermacher, Arndt, Stägemann, zuletzt Ranke.

Aber über den Spaß geht die Unwürdigkeit, wenn er auf König Friedrich Wilhelm III. zu ſprechen kommt und auf die Schlacht bei Jena. „Standen ihm damals nicht die Tröſtungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Inſolenz, womit der Kaiſer Napoleon ihn behandelte. Aber ihn ſtärkte das Beiſpiel ſeines Heilands, auch er konnte damals ſagen: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! und er vergab ſeinen Feinden, welche mit 400,000 Mann ganz Preußen beſetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beſchäftigt geweſen, als daß er an Seine Majeſtät Friedrich Wilhelm III. allzuviel denken konnte, er hätte dieſen gewiß gänzlich in Ruheſtand verſetzt. Späterhin als alle Könige von Europa ſich gegen den Napoleon zuſammenrotteten, und der Mann des Volks dieſer Fürſten-Emeute unterlag, und der preußiſche Eſel dem ſterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab, da bereute er zu ſpät die Unterlaſſungsſünde. Wenn er in ſeinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf- und abging und es ihm in den Sinn kam, daß er vergeſſen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirſchte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte."

Heine hat eine Reihe reizender Lieder gedichtet und geiſtreiche Gedanken ausgeſprochen; aber daß für dieſe bodenloſe Unverſchämtheit die gebührende Züchtigung ausblieb, bleibt doch eine beklagenswerthe Lücke in ſeiner geiſtigen Entwicklung.

In derſelben Periode übrigens, wo von Deutſchen das Franzoſenthum in ſeinen wahnſinnigſten Anſprüchen verherrlicht wurde, fand unter den Franzoſen ſelbſt eine rückſtrömende Bewegung ſtatt, und ſie bemühten ſich um ein Verſtändniß Deutſchlands, das ſie bisher nur verſpottet hatten. Ein Jahr

vor jenem Vorwort schrieb Edgar Quinet, 28 Jahre alt, der hauptsächlich an Herder's Schriften den deutschen Geist studirt hatte, eine Reihe von Artikeln über Deutschland und Preußen, von denen einiges hier im Gegensatz zu Heine's Diatribe willkommen sein wird.

„Wir stellen uns Deutschland noch immer in der Form vor, wie es uns Frau v. Staël geschildert: ein Land der Extase, ein beständiger Traum, eine Wissenschaft, die stets im Suchen bleibt, der ganze Geist des Volks in die Idee des Unendlichen getaucht; in der Jugend romanhafte Sympathie, eine allseitige enthusiastische Empfänglichkeit, dann die Selbstverleugnung des Pietismus, das Aufgeben jedes politischen Einflusses, die Befriedigung in einem mystischen Wohlsein; beständiges Brüten der religiösen Secten, ein patriarchalisches Leben, Schicksale, die geräuschlos dahinfließen wie die Wasser des Rheins oder der Donau; aber nirgend ein Mittelpunkt, nirgend ein gemeinsamer Wunsch, ein gemeinsamer Wille, eine nationale Kraft."

„Leider hat sich das Alles geändert. Man will von der Philosophie nichts mehr wissen, aus Furcht, noch einmal dem Reiz des beschaulichen Lebens zu verfallen. Deutschland hat den Sarkasmus seines Luther wieder gefunden, seine eignen Träume zu verspotten. Von dem alten Glauben, der Entsagung, der Sammlung, der Sorglosigkeit in politischen Dingen, ist nicht mehr die Rede."

„Namentlich in Preußen hat die alte kosmopolitische Unparteilichkeit einem reizbaren Patriotismus Platz gemacht. Die alten Demagogen haben mit der Staatsgewalt Frieden geschlossen. Beim ersten Anblick wundert man sich, wie die einzig populäre Regierung in Deutschland diejenige ist, welche die despotische Form beibehalten hat. Aber dieser Despotismus ist intelligent, ehrgeizig, unternehmend; er verliert keinen Augenblick die Bestimmung

Deutschlands aus den Augen; er will es geistig umstricken, ehe er es mit Gewalt an sich nimmt. Er hat Ideen, Systeme, eine Philosophie, eine Wissenschaft. Er vereinigt die sicherste Praxis mit dem höchsten Idealismus."

„Zwischen dem Volk und der Regierung besteht ein geheimes Einverständniß, die Sache der Freiheit zu vertagen, und gemeinsam am Wachsthum der Macht Friedrich des Großen zu arbeiten. Der Hauptgrund, warum die constitutionelle Freiheit keine erheblichen Fortschritte in Deutschland gemacht hat liegt darin, daß sie unter den Bedürfnissen des Landes nicht in erster Reihe steht. Diese Localfreiheiten, nach allen Seiten hin durch die Grenzpfähle dieser oder jener großherzoglichen Souveränetät eingezwängt, können nur dann bestehn und sich entwickeln, wenn sie zur Grundlage die politische Einheit Deutschlands haben. Die Einheit, das ist der tiefe, unausgesetzte, nothwendige Gedanke, auf dessen Entwickelung Alles hindrängt."

„Nach der Literatur war die Hauptmacht, welche an der Einheit Deutschlands arbeitete, Napoleon. Jahrhunderte lang getrennt, wurden die Völkerschaften durch das plötzliche Eintreten eines gemeinsamen Elends vereinigt, der ganze Stamm fand eine gemeinsame Geschichte wieder. Mit seinem Zögern, seinem irrenden Weltbürgerthum, mit der Zerstreuung seines Gebiets und seines Denkens, bedurfte Deutschland der Hand eines Napoleon, um es zusammenzupressen, es in seine Schranken zu drängen, es zu lehren, daß es sich endlich in den Grenzen eines lebendigen Organismus sammeln müsse."

„Die Julirevolution hat die letzte Hand an das Werk der Einigung Deutschlands gelegt. Wenn in jedem einzelnen Duodezstaatchen die Monarchie durch die Stände unterwühlt sein wird, so werden diese ephemeren Souveränetäten sich friedlich in den Schoß eines nationalen Gemeinwillens versenken.

In diesen kleinen Staaten bricht sich der deutsche Geist bei jedem Schritt kläglich an den Mauern, die ihn von allen Seiten umschränken; der Widerspruch zwischen der Größe der deutschen Ideen und der Kleinlichkeit der Verhältnisse, auf welche sie angewandt werden sollen, ist zu groß geworden, um länger dauern zu können; der politische Ehrgeiz erstickt in der Enge dieser Kleinstaaten. Seitdem die Verfassungen Bürger hervorgebracht haben, fehlt es blos an einem politischen Vaterland."

„Darum fügt sich der ganze Stamm der Leitung eines Staats, nicht wegen seiner höhern Bildung, sondern wegen seiner größern Leidenschaft, seiner größern Ansprüche, seiner größern Geschäftskenntniß; in ihm sieht er den Träger seines Ehrgeizes, seiner Wünsche, seines Ruhms." —

Nur kurz will ich die schlechten Sachen berühren, die Heine 1833 seinen Landsleuten im „Salon" zuschickte, die liederlichen Gedichte und die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski"; sie verrathen ein ziemlich gründliches Studium des Lorettenthums; die Farbe möchte aber im Ganzen mehr hamburgisch sein als pariſisch; sie streben nach kräftiger Sinnlichkeit, sind aber eigentlich nur schmutzig.

Dagegen arbeitete Heine um dieselbe Zeit an einem Werk, das ich neben den besten seiner Lieder für sein bedeutendstes halte: an dem Werk über deutsche Literatur und Philosophie, das freilich nie zum Abschluß kam. Die deutsche Literaturgeschichte der nächstfolgenden Jahrzehnte steht ganz unter Heine's Einfluß, und nicht blos die eigentlich sogenannten jungdeutschen Schriftsteller, sondern auch Männer wie Feuerbach, Bruno Bauer, Daumer u. s. w. lassen sich ganz durch ihn bestimmen.

Die nächste Veranlassung zu diesem Unternehmen war eine große Zeitschrift „l'Europe littéraire", die seit Jan. 1833 den Weltverkehr vermitteln sollte, aber nach kurzer Zeit wieder

einging. Für sie schrieb Heine seine ersten Artikel, die er dann in der Revue des deux mondes fortsetzte und gleich darauf deutsch heraus gab. Die letzten Artikel erschienen zu Anfang des Jahres 1835. Wie Edgar Quinet geht Heine darauf aus, die Ansichten über Deutschland, welche die Franzosen aus Frau von Staël geschöpft, zu berichtigen. Er ist in dem, was er giebt, kein Erfinder im größern Stil, es ist die Popularisirung der Resultate deutscher Wissenschaft, die er vorzugsweise aus Herder, Hegel und Grimm's deutscher Mythologie geschöpft hatte; aber er hat vollkommen Recht, sich zu rühmen, daß er zuerst laut und vernehmlich ausgesprochen, was bisher nur in den abgeschlossenen Zirkeln der Schule geflüstert war. Er hat später auf seinem Krankenbett Vieles zurückgenommen und namentlich bekannt, daß er den Pantheismus wieder aufgegeben und sich zum persönlichen Gott bekehrt habe; aber dies Bekenntniß war mit zu viel Humor zersetzt, als daß es für vollgültig hätte angenommen werden können.

Vielleicht hat auch sein Verkehr mit den St.-Simonisten, der grade in den Jahren 1832 und 1833 sehr lebhaft war, zur scharfen Formulirung seiner Ansichten einiges beigetragen. Er fand bei ihnen Vieles, was mit seinen eignen Ueberzeugungen übereinstimmte: den Vorwurf gegen den einseitigen Spiritualismus des Christenthums und die Verkündigung einer neuen Religion, in welcher Materie und Geist gleichmäßig geheiligt werden sollte. Aber gelernt hatte er es von ihnen nicht erst: schon in seinem Jugenddrama „Almansor" wird das Christenthum ganz ähnlich dargestellt, wie in dem Werk über die deutsche Philosophie.

Heine leitet die Dunkelheit der deutschen Philosophie nicht aus der Talentlosigkeit der deutschen Gelehrten her, sondern aus der Scheu vor den Resultaten ihres eignen Denkens, die sie nicht wagen dem Volk mitzutheilen. Nach ihm geht der

ganze Lauf der Entwickelung deutscher Philosophie dahin, nicht blos das Christenthum, sondern den Deïsmus zu widerlegen, und Gott und die Welt in ihrer Einheit zu zeigen. Sie sei darin viel weiter gegangen als Voltaire, der doch nur die Außenwerke des Christenthums angegriffen habe. Die verborgne Religion Deutschlands sei der Pantheismus.

Das Christenthum lehrt nach Heine, die ganze Erscheinungswelt der Natur sei ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, wolle uns damit in's Verderben locken. Es gelte allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen und unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel.

„Diese Weltansicht hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet wie eine ansteckende Krankheit; das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig Gesunde unter lauter Siechen. Die glücklichern Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmungen in einer Religion der Freude emporblühn, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten und durch Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern erblichen sind."

„Das endliche Schicksal des Christenthums ist davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten. Auch wird der Dichter stets die Erhabenheit ihrer Symbole mit Bewunderung anerkennen. Welche colossale Consequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Ein unversiegbarer kostbarer Stoff für den Dichter ist das

christliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Contraste, so bunte Schmerzen und so abenteuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen sollte, dergleichen habe nie in der Wirklichkeit existirt, und das alles sei ein colossaler Fiebertraum; der Fiebertraum eines wahnsinnigen Gottes. Die Natur selber schien sich damals phantastisch zu vermummen. Indessen obgleich der Mensch, befangen in abstractem Grübeln, sich verdrießlich von ihr abwandte, so weckte sie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die so schauerlich süß, so entsetzlich liebevoll, so zaubergewaltig war, daß der Mensch unwillkürlich aufhorchte und lächelte und erschrak und gar zu Tode erkrankte."

„Die christliche Priesterschaft verwarf die vorgefundnen alten Nationalgötter nicht als leere Hirngespinste, sondern räumte ihnen eine wirkliche Existenz ein, behauptete aber, alle diese Götter seien lauter Teufel und Teufelinnen gewesen, die durch den Sieg Christi ihre Macht über den Menschen verloren, und sie jetzt durch Lust und List zur Sünde verlocken wollten."

„Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechischen Göttergeschichten noch so schön besang, so sah der fromme Christ darin doch nur Spuk und Teufel."

„Der Nationalglaube in Europa, im Norden noch mehr als im Süden, war pantheistisch; seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst, in jedem Element verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Traum athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert. Das Christenthum verkehrte diese Ansicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heitern, durch die Kunst verschönerten Gebilde der griechischen Mythologie, die mit der römischen Civilisation im Süden herrschte, hat man jedoch nicht so leicht in häßliche, schauerliche Satanslarven verwandeln können,

wie die germanischen Göttergestalten, woran freilich kein besondrer Kunstsinn gemodelt hatte, und die schon vorher so mißmuthig und trübe waren, wie der Norden selbst. Daher sieht der Spuk bei den romanischen Völkern nie so finster und schrecklich aus als bei den Deutschen."

„Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehn wir, daß alles Idealische von ihnen abgestreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Freilich, wie die Deutschen einmal sind, sie suchen oft im Grauen ihren besten Spaß, und die Volkssagen sind manchmal voll ergötzlicher Züge."

Die Greuel der Hexenprocesse entstanden nicht direct durch die christliche Kirche, „sondern indirect dadurch, daß diese die alte deutsche Nationalreligion so tückisch verkehrt, daß sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daß sie die frühern Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen sich seine Erinnerungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches nicht wie jener in der Nationalität wurzelt. Zur Zeit der Reformation schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei."

Wer Grimm's „Mythologie" kennt, wird wissen, wie wenig von diesen Darstellungen Heine eigen gehört; aber wie energisch ist der Ausdruck, den er dafür gefunden! Und so ist auch der doppelte Gegensatz gegen das bestehende Christenthum, die Renaissance und die Reformation, in seinen grotesken Widersprüchen vortrefflich in's Licht gestellt.

„Wie von der Reformation, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich. Die nächste Ursache liegt wohl darin, das Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unsrer Geschichte ist, daß in seinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutschen auf's großartigste vereinigt sind. Dann hat er auch Eigenschaften vereinigt, die wir gewöhnlich als feindliche Gegensätze antreffen. Er war zugleich ein träumerischer Mystiker und ein praktischer Mann der That; ein kalter scholastischer Wortklauber und ein begeisterter gottberauschter Prophet; er war von der schauerlichsten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geistes, er konnte sich ganz versenken ins reine Geistthum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeit dieser Erde und wußte sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Weiber, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang! Wie soll ich sagen? er war ein completer Mensch, er hatte was Ursprüngliches, Unbegreifliches, Miraculöses, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas schauerlich Naives, etwas tölpelhaft Kluges, etwas erhaben Bornirtes, etwas unbezwingbar Dämonisches."

Wie Luther auf die Entwickelung der deutschen Literatur gewirkt, und wie mit ihm das ganze geistige Leben Europa's eine neue Richtung nahm, ist correct auseinandergesetzt. Weniger bedeutend ist, was Heine über die Fortschritte der Menschheit durch Cartesius, Locke und Leibnitz sagt; wärmer wird er erst wieder, wenn er auf seinen Landsmann Spinoza kommt, und auch ihn schildert er nur als den pantheistischen Gegensatz zum Christenthum.

„Diese Religion war allzu erhaben für diese Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proclamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Versuch einer Ausführung dieser

Ideen hat unendlich viel herrliche Erscheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon singen und sagen. Aber er ist endlich aufs kläglichste verunglückt, und seine trübselige Folge ist unser jetziges sociales Unwohlsein. Wenn wir noch im Jugendalter der Menschheit leben, so gehört das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte; sie ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach wahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden, denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern, die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe; denn das Christenthum, unfähig sie zu vernichten, hat sie überall fletrirt; es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehn, und alle unsre Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest."

„Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen: hier und in noch manchen andern Dingen unterscheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugalen Bürger, keine wohlfeilen Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleich herrlicher, gleich heiliger, gleich beseligter Götter! Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse, wir hingegen verlangen Nectar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wohllust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. Seid deshalb nicht ungehalten, ihr tugendhaften Republikaner!"

„Die St.-Simoniſten haben etwas der Art gewollt. Aber ſie ſtanden auf ungünſtigem Boden, und der umgebende Materialismus hat ſie niedergedrückt, wenigſtens für einige Zeit. In Deutſchland hat man ſie beſſer gewürdigt, denn Deutſchland iſt reif für die neue Religion."

Ich übergehe, was Heine von den Schriftſtellern der Aufklärung: Wolf, Mendelsſohn, Leſſing erzählt, und komme ſofort zur Kritik der reinen Vernunft.

„Unſre Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid — es iſt der Alte ſelber der ſich zum Tode bereitet. Wir haben ihn ſo gut gekannt von ſeiner Wiege an in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibiſſen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn geſehn, wie er dieſen Geſpielen ſeiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen ſeines heimathlichen Nilthals Ade ſagte, und in Paläſtina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde und in einem eignen Tempelpalaſt wohnte. Wir ſahn ihn ſpäterhin, wie er mit der aſſyriſch-babyloniſchen Civiliſation in Berührung kam und ſeine allzu menſchlichen Leidenſchaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache ſpie, wenigſtens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir ſahn ihn auswandern nach Rom, der Hauptſtadt, wo er allen Nationalvorurtheilen entſagte, und die himmliſche Gleichheit aller Völker proclamirte, und mit ſolchen ſchönen Phraſen gegen den alten Jupiter Oppoſition bildete, und ſo lange intriguirte bis er zur Herrſchaft gelangte, und vom Capitol herab die Stadt und Welt, urbem et orbem, regierte. — Wir ſahn wie er ſich noch mehr vergeiſtigte, wie er ſanftſelig wimmerte, weil er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen."

„Hört ihr das Glöcklein klingeln? kniet nieder. — Man bringt die Sacramente einem ſterbenden Gotte." —

In neuern Schriften ist wiederholt behauptet worden, Kant habe die Wiederherstellung des Gottesbegriffs durch den moralischen Beweis, nachdem er die speculativen Beweise widerlegt, nur ironisch gemeint. Die Quelle dieser Ansicht ist Heine.

Die Auseinandersetzung, welche Heine von den Systemen Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's giebt, würde in ihren Details heute nicht mehr interessiren; bedeutend wird er erst wieder, wenn er die Wahlverwandtschaft und den Gegensatz zwischen der Philosophie und der Dichtung zeigt. Es geschieht bei Gelegenheit der Anklage, die gegen Fichte wegen Atheismus erhoben wurde und Goethe veranlaßte, als Minister sein Votum gegen Fichte abzugeben.

„Ist das nicht," fährt Heine fort, „wie er leibt und lebt, der ministerielle, schlichtende, vertuschende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das gesprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken gesprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, sondern das Wort. Daß der Deismus in der deutschen Denkerwelt seit Kant vernichtet sei, war ein Geheimniß, das jeder wußte, das man aber nicht auf dem Markt ausschreien sollte. Goethe war so wenig Deist als Fichte, denn er war Pantheist."

„Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe mit seinem scharfen Auge die Haltlosigkeit der Fichte'schen Philosophie am besten durchschauen. Den Juden, was doch die Deisten am Ende alle sind, mußte Fichte ein Gräuel sein, dem großen Heiden war er blos eine Thorheit."

„Der große Heide ist nämlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidenthum des Goethe ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren scharfen Auffassen aller äußern Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit

einem tiefern Verständniß begabt. Trotz seines sträubenden Widerwillens hat das Christenthum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blut Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgenste Stimme der Natur, gleich Siegfried dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unsrer heutigen Sentimentalität durchdrungen war, wie der antike Marmor so modern pulsirte, und wie er die Leiden eines jungen Werther eben so stark mit empfand wie die Freuden eines alten Griechengotts."

„Alle Gedichte Goethe's sind durchdrungen von demselben Geist, der uns aus den Schriften des Spinoza anweht. Schon im Werther schmachtet er nach einer liebeseligen Identificirung mit der Natur. Im Faust sucht er ein Verhältniß mit der Natur anzuknüpfen, auf einem trotzig-mystischen, unmittelbaren Wege: er beschwört die geheimen Erdkräfte durch die Zauberformeln des Höllenzwangs. Aber am reinsten und lieblichsten beurkundet sich dieser Goethe'sche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'sches Lied. Daher die Wuth unsrer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethe'sche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tasten sie nach diesem Schmetterling, der ihnen beständig entflattert."

„Auch unsre ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinct, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tiefern Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferung des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufelswesen, Hexerei, Alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen,

und in der schnöde beschmutzten und boshaft entstellten Gestalt liebten sie nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Sie wollten das katholische Wesen des Mittelalters restauriren, weil sie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer ältesten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer frühsten Nationalität sich noch Manches darin erhalten hat; es waren diese verstümmelten und geschändeten Reliquien, die ihr Gemüth so sympathisch anzogen, und sie haßten den Protestantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitsammt der gesammten katholischen Vergangenheit zu vertilgen strebten."

Schärfer und correcter hat keiner der spätern Kritiker und Geschichtschreiber das Wesen der deutschen Romantik analysirt. In der ausführlichen Abhandlung über die romantische Schule sind einige sehr geistvolle Aperçus, der große Grundgedanke dagegen, den Heine zuerst aussprach, wird eher verwischt, als schärfer hervorgehoben. Zudem spielt die persönliche Zuneigung und Abneigung in der Charakteristik der einzelnen Dichter eine zu große Rolle.

Vortrefflich dagegen ist der Vergleich zwischen den deutschen und französischen Romantikern.

„Sonderbar schauerliche Neugier, die oft den Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinab zu schauen! In unsern Tagen haben wir eine ähnliche Erscheinung erlebt, wie Kaiser Otto, der sich das Grab Kaiser Karl des Großen öffnen ließ. Es war ein großer Souverän, das französische Volk, welcher plötzlich die Lust empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen, und die längst verschollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die mit Spaten und Brecheisen schnell bei der Hand waren, um den Schutt aufzuwühlen und die Grüfte aufzubrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren, der als gothisches Hautgout diejenigen Nasen, die für Rosenöl blasirt sind,

sehr angenehm kitzelte. Die französischen Schriftsteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter; der eine legte ihm ein neues Gewand an, der andre schnitt ihm die Nägel, ein dritter setzte ihm eine neue Nase an, zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausrissen."

„Alle diese Schriftsteller hatten nur artistische Interessen, und das französische Publicum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, sich ein interessantes Costüm für den Carneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war eben nur eine Mode. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupt herabwallen, und bei der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abschneiden mitsammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. In Deutschland ist es anders, vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht wie bei euch gänzlich todt und verwest ist."

„Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehn, daß das Grauenhafte nicht euer Fach ist! Wenn ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Laßt uns Deutschen alle Schreckniss des Wahnsinns, des Fiebertraums und der Geisterwelt! Deutschland ist ein gedeihliches Land für alte Hexen und todte Bärenhäuter. Nur jenseit des Rheins können solche Gespenster gedeihn, nimmermehr in Frankreich."

Alle deutschen Romantiker haben Frankreich gründlich gehaßt, und wie die Burschenschafter gegen Kaiser Napoleon, so hat Schlegel gegen Racine frondirt. Die ganze Romantik in Deutschland nahm zuletzt eine politisch-religiöse Richtung, und diese Richtung war feindlich gegen die französische Civilisation.

In diesem Sinne findet Heine auch nur harte Ausdrücke gegen Schelling und seine Naturphilosophie, die ihm sonst

ihrer ursprünglichen, pantheistischen Richtung wegen hoch willkommen sein müßte. Er läßt Schelling als einen Abtrünnigen fallen, und erklärt Hegel für den größten Philosophen, den Deutschland seit Leibnitz erzeugt habe, einen Philosophen, der Kant bei weitem überrage. Mit ihm habe die deutsche Philosophie ihren Kreislauf geschlossen, und an Deutschland trete nun eine neue Aufgabe heran.

„Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsre Philosophie und nachher unsre Revolution ausarbeiten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf mit der Philosophie sich beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehn. Laßt euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republicaner! die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kantische Philosophie, der Fichte'sche Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doctrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tags harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen, sondern erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden des europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichtianer auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willensfanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind. Doch noch schrecklicher als alles werden die Naturphilosophen sein. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht beengt wird; wenn der Fichtianer muthvoll jeder

Gefahr trotzt, weil ſie für ihn in der Realität gar nicht exiſtirt, ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daß er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämoniſchen Kräfte des alt-germaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daß in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu zerſtören noch um zu ſiegen, ſondern blos um zu kämpfen. Das Chriſtenthum hat jene alt-germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſoviel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem Schutt und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt empor, und zerſchlägt die gothiſchen Dome. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzoſen! und miſcht euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe vollbringen; es könnte euch ſchlecht bekommen. Hütet euch, das Feuer anzufachen, hütet euch, es zu löſchen! ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Verhaltet euch ſehr ſtille, und bei Leibe hütet euch zu applaudiren! wir könnten euch leicht mißverſtehn, und euch in unſrer unhöflichen Art etwas barſch zur Ruhe verweiſen, denn wenn wir früherhin, in unſerm ſervil-verdroſſenen Zuſtand, euch manchmal überwältigen konnten, ſo vermöchten wir es noch weit mehr im Uebermuth des Freiheitsrauſches. Ihr wißt ja ſelber, was man in einem ſolchen Zuſtand vermag; und ihr ſeid nicht mehr in einem ſolchen Zuſtand. Nehmt euch in Acht! Ich meine es gut mit euch, und deshalb ſage ich euch die bittre Wahrheit, ihr habt

von dem befreiten Deutschland mehr zu befürchten als von der ganzen heiligen Allianz mit sammt allen Croaten und Kosacken. Denn man liebt euch nicht in Deutschland, welches fast unbegreiflich ist, da ihr doch so liebenswürdig seid, und euch bei eurer Anwesenheit in Deutschland so viel Mühe gegeben habt wenigstens der schönern Hälfte des deutschen Volks zu gefallen. Wir vergessen nichts, jedenfalls rathe ich euch auf eurer Hut zu sein." —

Als damals die Franzosen diese apokalyptischen Visionen in der Revue des deux Mondes lasen, haben sie gewiß recht herzlich darüber gelacht; heut würden sie nicht mehr lachen, obgleich es anders gekommen ist, als Heine prophezeite. —

Es ist natürlich, daß die Franzosen einen Schriftsteller, der ihnen unausgesetzt so schmeichelhafte Dinge sagte, ihrerseits eine lebhafte Theilnahme zuwendeten; fast alle seine neuen Werke erschienen zuerst französisch in der Revue des deux Mondes, und von Zeit zu Zeit trat ein namhafter französischer Kritiker darin auf, um sein Lob zu verkünden. So recht wußten sie aber doch nicht, was sie aus ihm machen sollten, und mehrfach wurde von befreundeten Männern gegen ihn ausgesprochen, er scheine sein Talent zu verkennen: eigentlich sei er durchaus zum Dichter bestimmt, und er thäte besser, Politik, Religion, Kritik, Communismus und ähnliche schöne Dinge denen zu überlassen, die ein Metier daraus machten.

Aehnlich urtheilten über ihn die deutschen Demokraten in Paris, an ihrer Spitze Börne, mit dem er bald auseinandergekommen war. Sie haben sich beide wiederholt über ihren Gegensatz ausgesprochen, und man muß, wenn man einige Gemeinheiten Heine's bei Seite läßt, beiden Recht geben. Heine pflegte diesen Gegensatz so zu formuliren, daß er sich zu der Classe der Griechen rechnete, Börne zu der Classe der Juden oder Nazarener, d. h. jener, die ihre Bestimmung nur in einer

Abſtraction ſuchen und das Leben in der ganzen Fülle ſeiner Genüſſe weder für ſich begehren noch Andern gönnen. Heine verlangte, wie er ſich ganz correct ausdrückt, für alle Götter ſeines Gleichen Nectar und Ambroſia, üppige Cancantänze und erhabene Muſik, Börne für alle Menſchen ohne Unterſchied Brod und Freiheit. Heine hatte die Regung zur ariſtokratiſchen Geſellſchaft, und die Schneidergeſellen und Schornſteinfeger, die Börne's Orakeln lauſchten, widerten ihn an.

Wenn Heine alſo zu den deutſchen Republicanern in Paris in eine falſche Stellung kam, da er denn doch als Mann der Oppoſition ſie nicht ganz verleugnen mochte, ſo fand ſich dagegen in Deutſchland ſelbſt eine begeiſterte Schule, die nicht nur ſeine Anſicht annahm, ſondern auch in ſeiner Manier zu reden ſich bemühte. Raſch hinter einander erſchienen 1834 und 1835 Wienbarg's äſthetiſche Feldzüge, Laube's Reiſenovellen und junges Europa, Mundt's Madonna, Gutzkow's Wally und eine Reihe ähnlicher Schriften. Es iſt nur eine geringe Uebertreibung, wenn man behauptet, daß in all dieſen Schriften nicht ein Wort ſteht, was nicht in Form und Inhalt Heine nachgebildet wäre; nur daß die Nachahmer, wie es gewöhnlich geſchieht, in's Maßloſe übertrieben. Es war in demſelben Sinn eine Schule, wie man die romantiſche Schule als ſolche bezeichnet: anſcheinende Uebereinſtimmung in den Geſinnungen, Gleichmäßigkeit des Ausdrucks und gegenſeitiges Anräuchern. Im Schlußkapitel ſeiner „romantiſchen Schule" meldete Heine die jüngern Freunde an, und ſtattete jeden von ihnen mit großem, aber ziemlich oberflächlichem Lob aus: ich glaube nicht, daß er viel von ihnen geleſen hat. Endlich im Auguſt 1835 beſchloß man, eine große deutſche Revue herauszugeben, an der außer den genannten Schriftſtellern auch mehrere von den jüngern Hegelianern und von den Zöglingen Rahel's ſich betheiligen ſollten. Dieſe Revue ſollte das Organ für die große europäiſche Revo-

lution sein, welche in Kunst und Wissenschaft, im socialen und wirthschaftlichen Leben, in Staat und Kirche projectirt wurde. Die Verbündeten hatten unter anderm auch das gemeinsam, daß sie durch keinen übermäßigen Ballast von Gelehrsamkeit erdrückt wurden, und daß sie muthig darauf los prophezeihen durften, ohne durch positive Kenntnisse in ihren Orakeln irre gemacht zu werden.

Bereits die romantische Schule hatte eine starke Reaction unter den Philistern hervorgerufen, theils wegen ihrer anscheinend frivolen Moral, theils wegen ihrer Mystik in religiösen und politischen Dingen. Diese Reaction konnte auch jetzt nicht ausbleiben. Was die Jungdeutschen von der Emancipation des Fleisches weissagten, ging denn doch noch weit über die Lucinde, und von der allgemeinen Umwälzung, die bevorstehn sollte, nahmen sie den Mund weit mehr voll als Friedrich Schlegel; die Romantiker hatten sich doch nur an sehr exclusive Kreise gewandt, sie fühlten sich selbst in der Minorität; die Jungdeutschen schienen demagogisch auf die Masse wirken zu wollen. Die Romantiker hatten bei ihrem häufigen Wechsel einen bleibenden Gegensatz, die Schule der Aufklärer: mit dieser suchten sich vielmehr die Jungdeutschen gut zu stellen. Dagegen hatten sie es auf die Burschenschafter abgesehn, die in einem gewissen Sinn jetzt die Herrschaft führten, und keins von ihren Dogmen wurde so unermüdlich wiederholt als das von der freiheitsschädlichen Wirkung des bornirten Nationalitäts-Princips. Darin stimmten auch Heine und Börne überein, die sonst wenig gemein hatten.

Von dieser Seite erfolgte der Hauptangriff gegen das junge Deutschland. Wolfgang Menzel war in den Jahren von 1827—1829 von Börne und Heine als Mitarbeiter freudig begrüßt: alle drei hatten damals gegen Goethe und seine Kunstrichtung frondirt. Aber Menzel war ein alter Burschenschafter,

und die Begriffe Vaterland, Tugend, Sittlichkeit, Religion waren bei all seiner Opposition gegen die bestehenden Staatseinrichtungen ihm die heiligsten geblieben. Daß nun von all diesen Dingen nicht mehr die Rede sein sollte, daß man die Franzosen über die Deutschen stellte, Napoleon verherrlichte und die Freiheitskriege lächerlich machte, daß man nicht blos die Ehe zu Gunsten einer allgemeinen freien Liebe abschaffen, sondern auch den lieben Gott absetzen und an Stelle des rationalistischen Christenthums eine mystische Naturreligion einführen wollte, das hatte ihn lange ergrimmt, und der Groll brach endlich aus. 11. September 1835 begann er seine Artikel, in denen alle Verbrechen des jungen Deutschland aufgezählt wurden, und setzte diese Angriffe mehrere Wochen hindurch fort. Wenn weiter nichts darauf erfolgt wäre, so würde man die Sache ungefähr in dem Licht betrachtet haben, wie die Streitigkeiten zwischen Nicolai und Schlegel. Aber es trat eine unerwartete Tendenz ein: der hohe Bundestag beschloß am 11. December gegen die von Menzel angeschuldigten Schriftsteller eine allgemeine Maßregel: es wurden nicht blos ihre bisherigen Werke, sondern auch diejenigen verboten, die sie noch schreiben würden.

Dem hohen Bundestag kam das Interesse für die Sittlichkeit und auch für die deutsche Nationalität wohl erst in zweiter Linie, er hatte aber große Besorgniß vor der französischen revolutionären Propaganda, und stellte sich nun die Sache so vor, als ob das junge Deutschland das Werkzeug dieser Propaganda wäre und die bestehende Ordnung unterwühlte, um bei einem vorausgesetzten Angriff der Franzosen ihnen durch eine Erhebung in Deutschland zu Hilfe zu kommen. Es war eine Aufregung der Phantasie, die man bei einem so nüchternen Institut schwer begreifen sollte; sie wird nur dadurch einigermaßen entschuldigt, daß Heine selbst 1840 in seinem

Buch über Börne über die demagogische Thätigkeit desselben sich fast eben so aussprach als Menzel.

Die Sache im allgemeinen steht noch in lebhafter Erinnerung; um die Details hat sich neuerdings wohl Niemand mehr gekümmert, und es ist auch kaum der Mühe werth. Wer es aber gethan, wird sich schwer entscheiden können, wem von den Betheiligten er den Preis der Gemeinheit zuerkennen soll. Zunächst scheint ihn der Bundestag in Anspruch zu nehmen, dessen Antrag in der That das Tollste war, was die blinde Angst der deutschen Kleinstaaterei ausgeheckt hat. Vergleicht man aber das Verhalten der Angegriffenen, wie sie, um auf die Zurücknahme jenes Beschlusses zu wirken, vor dem hohen Bundestage krochen, und ihre Wuth ausschließlich an Menzel ausließen, gegen den von allen Seiten ein Regen von Schimpfwörtern einstürmte, die ihren Ursprung in der Gosse hatten; wie jeder Einzelne von ihnen sich weiß zu brennen und die Schuld auf den guten Freund zu schieben suchte; wie die gegenseitige Polemik gradezu in Denunciationen überging: so wird man wieder zweifelhaft. Betrachtet man endlich Menzel, so fühlt man sich anfangs versucht, dem viel Geschmähten und Verdammten mildernde Umstände zuzuerkennen, da er in vielen Punkten offenbar Recht hatte und doch auch von vornherein nicht wissen konnte, was seine Kritik für eine Wirkung haben würde: aber nimmt man die Actenstücke selbst zur Hand, namentlich das was er geschrieben, als Heine's unfläthige Polemik bereits erschienen war, so verwandelt sich das Mitleid in Ekel, und man wendet sich unwillig von Zuständen ab, die hier wie dort nach der Cloake riechen.

Aber in einer Beziehung war dieser Handel folgenreich: er bestimmte für die nächsten Jahrzehnte die französirende Richtung des deutschen Liberalismus.

Menzel wurde zwar für seine Angriffe persönlich verant-

wortlich gemacht, aber faſt allgemein betrachtete man ſie doch als einen Ausdruck des burſchenſchaftlichen Geiſtes, der nun ſein Bündniß mit der Reaction geſchloſſen habe. Mehr und mehr bemerkte man, daß die Männer aus den Freiheitskriegen namentlich in Preußen ſich der Regierung näherten; bei der bekannten Geſinnung des Kronprinzen von Preußen ſchien es, als ob ihnen über kurz oder lang das Heft ganz in die Hände fallen, als ob man mehr von ihnen zu fürchten haben würde, als von dem alten nüchternen Polizeiſtaat. Das jüngere Geſchlecht der Liberalen aus Goethe's Schule war überhaupt weltbürgerlich geſinnt; und da nun das deutſche Nationalgefühl ſich als bildungsfeindlich zu erweiſen ſchien, blieb dem Weltbürger keine andre Hoffnung als auf das wenigſtens noch immer lebensvolle Volk der Franzoſen. Es iſt doch anzumerken, daß Heine ſeit 1835 von König Louis Philipp eine Penſion bezog. Als es nach 1848 nicht länger verſchwiegen werden konnte, hat er die Gründe zuſammengeſtellt, die ihn zur Annahme derſelben beſtimmten, und in der That, die Anklage, er habe ſich kaufen laſſen, iſt abgeſchmackt; aber es bleibt immer ein mißlicher Umſtand, daß die Sache Geheimniß war, und der Ton ſeiner Correſpondenzen ändert ſich in der That ſehr weſentlich.

„Die Sache der Freiheit iſt identiſch mit der Sache der Franzoſen!" Dieſer Redensart begegnet man in den folgenden Jahren nicht blos im Kreiſe der Jungdeutſchen. Und ſie dauerte ſehr lange. Noch 1847, als Prutz in einem Sendſchreiben Arnold Ruge ermahnte, doch nicht ausſchließlich die Freiheit, ſondern auch das Vaterland gelten zu laſſen, da das Volk von der Freiheit noch nichts Andres wiſſe, als daß ſie krapprothe Hoſen trage, geißelte Ruge in der Antwort nicht blos dieſen Angriff als einen Abfall von der Sache der Freiheit zur Sache der Reaction, die mit der Nationalpartei identiſch

sei, sondern er verstand offenbar gar nicht, was Prutz mit den krapprothen Hosen meinte, denn er empfahl ihm, die Sache mit seiner Wäscherin zu erörtern. Und Prutz hatte doch grade auf den entscheidenden Punkt damit hingedeutet; denn die Freiheit war dem deutschen Volk in der That durch die Männer in krapprothen Hosen gepredigt worden, die zu ihrer Entschädigung in Deutschland sengten und plünderten.

Heine's Gegensatz gegen die eigentlichen Demokraten wurde seit 1840 immer schärfer. In den neuen Correspondenzen, die er an die allgemeine Zeitung schickte, stellt er sich als Märtyrer des monarchischen Princips dar; das Buch über Börne ist, abgesehn von den Persönlichkeiten, vorwiegend ein Protest gegen die professionelle Demagogie. 31. Aug. 1841 vollzog er die Ceremonie seiner kirchlichen Trauung mit seiner Mathilde, mit der er seit 6 Jahren gelebt. Um sie zu ermöglichen, verpflichtete er sich gegen den Priester, seine sämmtlichen Kinder katholisch erziehn zu lassen.

Nun traten seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in Deutschland die Freiheitsdichter auf, die Herwegh u. s. w. Der frühere Tambour-Major der Freiheit, wie Heine sich gern nannte, schien verbraucht und vergessen. Ein Protest dagegen war der „Atta Troll", poetisch wohl eine der besten Leistungen Heine's, vielleicht grade weil er unbefangener als in irgend einem andern seiner Werke sich dem natürlichen Zuge der Romantik überläßt. Er klagte in dieser Zeit häufig über sein Exil und sprach Sehnsucht nach Deutschland aus, als er es aber 1843 wirklich besuchte, mußte er im „Wintermährchen" offen bekennen, daß er die politischen Zustände dort noch ebenso abscheulich finde als früher, und daß er eigentlich nur in der Pariser Luft athmen könne. Namentlich die Invectiven gegen Preußen sind heftiger als jemals, und wenn nur Preußen dadurch beseitigt werden kann, so ließe er es sich gefallen, daß

der alte Barbarossa aus dem Kyffhäuser wieder aufstiege und das ganze Mittelalter wieder einführte.

1845 ist der erste Beginn seiner Krankheit, die fortan seinen poetischen Arbeiten die Farbe giebt; er hat noch manches sehr Bedeutende geschrieben, aber fast nichts eigentlich Schönes mehr. Wie weit seine religiöse Umwendung vom Pantheismus zum Deismus ernst ist, muß dahin gestellt bleiben. Ueber seine politische Ansicht hat er sich noch einmal, bevor er dauernd ans Krankenlager gefesselt war, ausgesprochen, April 1847; und dieser Ausspruch ist charakteristisch für seine ganze Existenz.

„Nur mit Schreck und Grausen denke ich an die Epoche, wo diese finstern Bilderstürmer (die Communisten) zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind, sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spannen noch arbeiteten, und doch so herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Tüten zu drehn, in die er Kaffee schütten wird für die alten Weiber der Zukunft. Ach ich sehe dies alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt."

„Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Communismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erweh-

ren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, zwei Stimmen, die sich nicht wollen geschweigen lassen, die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind. Aber, wie dem auch sei, sie beherrschen mich, und keine exorcirende Gewalt vermag sie zu bezwingen. Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. Der Teufel ist ein Logiker! sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, daß alle Menschen das Recht haben zu essen, so bin ich genöthigt, mich auch all seinen Consequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren; ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphirend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Tüten machen wird, um Kaffee hineinzuschütten für die armen, biedern, alten Weiber, die sich in unsrer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeit versagen mußten."

„Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Communismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitätsrepräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja diese Ueberbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes

Costüm ultradeutschthümlicher Narren modernisirt haben; ich hab' sie all mein Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Ueberzeugung, daß der Communismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird. Und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Aus Haß gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Communisten fassen."

Dieser Dualismus in Glaube und Neigung färbt sein ganzes Schaffen; aus ihm erklären sich all seine Widersprüche. Er hat den besten Grund in seinem Charakter. Ich finde einen tiefen und ernsten Schmerz — den Schmerz eines auf das Wissen ins Allgemeine angelegten Talents über seine Vereinsamung — in den bekannten scheinbar frivolen Worten:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

Berliner Plaudereien.

Die nachstehenden Briefe waren an Dr. John Bärens gerichtet, erst nach Riga, dann nach St. Petersburg; das Blatt, welches er in der russischen Hauptstadt redigirt, die „Nordische Presse", verdiente auch in Deutschland bekannter zu werden: ich wüßte keine auswärtige Zeitung, die sich während des französischen Kriegs mit soviel Wärme und Einsicht der deutschen Sache angenommen hätte.

I.

Der Berliner.

5. August 1868.

Sie wünschen von mir eine Reihe von Bildern, aus denen sich der Ausländer unsre Art zu sein vorstellen könne.

Handelte es sich um Berichte über das, was augenblicklich vorgeht, so wäre ich in der äußersten Verlegenheit. Denn es geht eben nichts vor. Berlin ist nicht zu Hause. Berlin ist in Häringsdorf, in Thale, in Interlaken, an jedem bekannten und unbekannten Badeort; wer etwa zurückgeblieben ist, fragt jeden Bekannten auf der Straße mit äußerster Verwunderung: „Sind

Sie noch hier? Wann reisen Sie und wohin reisen Sie?" — Alles ist matt und gelangweilt. Umsonst bemüht man sich, das Publicum gegen Knak in Alarm zu bringen, der behauptet hat, die Sonne stehe nicht still, sondern drehe sich um die Erde. Freilich ist das Publicum der Ansicht, der Mann habe das entschiedenste Unrecht: augenscheinlich steht die Sonne still; wir haben alle Tage 28 Grad im Schatten! Aber nun darüber nachzudenken, warum der Mann eigentlich Unrecht habe, das ist bei der Hitze nicht möglich.

Als ich zum ersten Male nach Berlin kam — es war aus Königsberg — stand die Stadt im übelsten Leumund. Wir Provinzialen hatten die entschiedene Neigung, gegen die Residenz zu frondiren. Der Engländer, der Franzose, der Oestreicher ist voll von dem Ruhm seiner Hauptstadt, die in Folge einer Jahrhunderte langen Centralisation mit unabwendbarer Naturkraft das Gravitationssystem der Provinzen dominirt; Berlin ist eine noch junge Stadt, sie hat etwas vom Parvenu, sie ist unruhig und begehrlich, es fehlt ihr jene ruhige Sicherheit, die mit der Ueberlegenheit versöhnt, die aber nur der Erwerb einer sehr alten, unangetasteten Autorität sein kann. Wir hatten unsern Kant: was konnte Berlin dagegen in die Wagschale werfen? Die damalige Berliner Literatur war nicht geeignet, den Respect vor der Residenz zu erhöhn. Freilich war es eine Periode, in der es seine Kräfte sehr zusammen zu raffen schien. Alle möglichen Berühmtheiten wurden hingerufen, Schelling, Tieck, Cornelius; Christenthum und Antike, Romantik und Nihilismus, Alles sollte in Flor kommen. Ueber die Lebensfähigkeit dieser Größen dachten wir aber wie Heine, und fanden einen viel kräftigeren Realismus in den komischen Schilderungen von Glasbrenner und Beckmann. Der Eckensteher Nante war eine lebensfähige und lebenswürdige Natur, und aus ihm entnahmen wir nun das Bild des wirklichen Berliners.

Die Presse unsrer andern deutschen Vaterländer sprach von Berlin mit dem äußersten Mißwollen. Berliner und Windbeutel war ziemlich gleichbedeutend, und man war fest überzeugt, daß die Berliner das arroganteste Volk von der Welt seien, die sich zu Hause mit nichts beschäftigten, als über die treuherzigen Oestreicher, die biedern Schwaben, die poetischen Rheinländer, die freisinnigen Pfälzer zu lästern: rein aus Bosheit, weil sie, die selber nichts schaffen konnten, diese glücklichern Stämme beneideten.

Als ich in die Residenz kam, fiel mir sogleich auf, daß der letztere Vorwurf unbegründet war. Weder in der Berliner Presse noch im Gespräch wurde je über die deutschen Bruderstämme gelästert; im Gegentheil, wenn sich einmal ein Oestreicher oder Schwabe sehn ließ, so wurde er auf's Aeußerste honorirt, alle Gesellschaften öffneten sich ihm, er wurde wie eine Merkwürdigkeit herumgeführt. Niemals wurde über Oestreich, über Schwaben gelästert — aber freilich muß ich hinzusetzen, es wurde auch wenig darüber gesprochen. Und das war eben der Uebelstand. Die auswärtigen Blätter brachten oft die ärgsten Schmähungen gegen Berlin, der Berliner amüsirte sich darüber; er klatschte Beifall, wenn in einem Lustspiel ein Berliner Windbeutel gegen die naturwüchsigen Söhne der Tyroler Alpen in Schatten gestellt wurde. Er hatte den richtigen Instinct, daß wer sich so viel mit ihm beschäftigte, doch ein gewisses Interesse an ihm nehmen müsse; er hatte ferner den richtigen Instinct, daß man auf den Berliner klopfte und den Preußen meinte. Wenn man überhaupt die verschiedenartigen Vorwürfe zusammenfaßte, die von radicaler wie von reactionärer Seite gegen Berlin und Preußen aufgehäuft wurden, so mußte man bald zu der Ueberzeugung kommen, daß unsre deutschen Brüder das Gefühl hätten, sie säßen im Parterre, in den Logen und im Paradies, und in Berlin wären die Bretter, auf denen agirt würde. Es wurde

nach ihrer Meinung sehr schlecht agirt, und sie pfiffen herzhaft; bald war ihnen der Preuße zu verwegen, bald zu schüchtern, bald neigte er sich zum Radicalismus, bald war er eine Knechtsseele; bald wurde der Berliner der Romantik bezüchtigt, bald wurde ihm vorgeworfen, er glaube an gar nichts, seine Phantasie sei so dürr wie die Sandwüste, in der sie sich bewegte. Aber immer war nur von Preußen, nur von Berlin die Rede. Wenn ein betrunkner Unteroffizier sich mit einigen Schustergesellen raufte, so wurde vier Wochen hindurch von der gesammten deutschen Presse die Sache mit einem Eifer ventilirt, als handle es sich um Deutschlands Untergang. Es war als ob durch einen magischen Bann die Augen des gesammten Deutschland nach Berlin gerichtet wären, das man verabscheute, das man zu verachten vorgab und von dem man doch den Blick nicht wenden konnte. Man wurde oft an einen wunderlichen aber nicht seltnen Traum erinnert, in dem man beständig auf einen Ort schaut, als müsse von dort etwas Unerhörtes, Entsetzliches kommen; dazwischen ermannt man sich dann wohl wieder, und es erscheint Einem selber lächerlich, sich vor etwas zu fürchten, von dem man keine Vorstellung hat; aber immer wieder wendet sich der Blick nach dem dunkeln Ort hin, und immer wieder tritt die Ahnung des Unheimlichen hervor, das von dort ausgehn müsse. Das ist ungefähr die Geschichte der Jahre 1840 bis 1866: von dem Augenblick, wo Friedrich Wilhelm IV. aus dem Kreise des alten nüchternen Herkommens heraustrat, bis zu dem, wo die Berliner Windbeutel mit der bekannten affenartigen Behendigkeit in das Böhmische Netz liefen. Nun war das Unheimliche wirklich gekommen, das man im Traum geahnt. Aber es scheint, als ob sich noch immer der Schlaf nicht recht aus den Augen reiben läßt, noch immer klingen von Wien Naturlaute zu uns herüber, die kein Mensch im wachen Zustand und bei vollen Sinnen hervorzubringen im Stande wäre.

Es hat bei mir geraume Zeit gebraucht, ehe ich mir dies Verhältniß klar machte; ehe ich einsah, daß, wenn man mit Heftigkeit von Jemand behauptet, er sei gar nichts werth, und diese Behauptung Tag aus Tag ein immer heftiger wiederholt, bis zur Tobsucht, daß man auf diese Art im Grunde doch nur das eigne Gefühl des besorgten Zweifels überschreien will.

Als einmal auf der Wartburg der Castellan des Schlosses uns herumführte und unter anderm den Sängerkrieg erklärte, sagte er von der einen Figur: diesen nennt der Gebildete Ofterdingen, der Berliner nennt ihn Tannhäuser. Nun ist es zwar wenig schmeichelhaft, sich so ohne Weiteres aus dem Kreise der Gebildeten ausgestoßen zu sehn, aber es thut doch wohl, daß es dem gebildeten Castellan von eben so großer Wichtigkeit ist, zu constatiren, wie die ungebildeten Berliner, als wie seine gebildeten Collegen sich eine Figur auslegen.

Noch ein andrer Umstand fiel mir in Berlin auf. Ich hatte meinen Nante Strumpf wohl im Kopf und sah jeden Vorübergehenden darauf an, ob er nicht das Ebenbild dieser Figur sei. Monate lang schon hatte ich in Berlin gelebt und noch nichts der Art entdeckt: ich hatte noch keinen Berliner gesehn, keinen Berliner, wie er im Buch steht. Freilich hielten wir Ostpreußen sehr zusammen, wie das überhaupt in Berlin mit Landsmannschaften der Fall ist, die eben von der Akademie kommen; aber wir verkehrten doch nicht ausschließlich unter einander. So kamen wir endlich auf die Idee, es gebe keinen Berliner, der Berliner sei ein Mythus, den Beckmann erfunden habe. Endlich kam der lang ersehnte Augenblick; ich erinnre mich noch lebhaft daran. Es war in einer damals sehr beliebten Bierkneipe.

Der Wirth, ein kleiner, etwas feister Herr mit rosenfarbnen Wangen, milden, aber doch pfiffigen Augen, fing an,

uns seine Ansichten über Fanny Cerritto, über Schelling, den er mit Schilling verwechselte, über die städtische Gasanstalt und die Malerschulen des 16. Jahrhunderts mit einer gelassenen Weisheit vorzutragen, die unser Staunen erregte; zuletzt erzählte er von seinen Reisen, wie unter anderm einmal ein grober Baier ihn mit der Berliner Streusandbüchse aufgezogen hätte. „Aber ich habe ihn schön abgefertigt", setzte er hinzu, indem er einen Schritt zurücktrat, leise die Hand erhob und eine Pause machte; „ich sagte ihm" (sehr langsam aber genau mit der Berliner Aussprache, die man kennt) „ich sagte ihm: mein Herr, es kann nicht blos Berge geben, es muß auch Ebnen geben!!" Und dabei warf er uns einen so unaussprechlich schlauen Blick des Triumphs zu, daß wir in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Jetzt konnten wir ausrufen: wir haben unsern Berliner! wie Bourgognino ausruft: ich habe einen Tyrannen! Wir gaben dem Mann viel zu verdienen, und jeder neu angekommene Landsmann wurde hingeführt, um ihm unsern Berliner zu zeigen.

Denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich viele Jahre später erfuhr, unser Triumph sei unbegründet gewesen. Der Mann war ein ehrlicher Dessauer und erst im 30. Jahre in Berlin eingewandert.

Uebrigens muß ich hinzufügen, daß ich später während eines langen Aufenthalts in Leipzig und in den besuchten Gegenden von Thüringen, dem Harz, der Sächsischen Schweiz u. s. w. mehr als genug echte Berliner gefunden habe, und nicht in der Lage bin, dem allgemeinen Urtheil zu widersprechen. Aber dieselben Personen, die unterwegs alles Mögliche aufbieten, sich ihren Mitmenschen unausstehlich zu machen, sind oft zu Hause die ordentlichsten solidesten Arbeiter, klar, bestimmt und energisch in ihrem Geschäft, von einer Gefälligkeit ohne Gleichen; es ist, als ob ein Geist sie triebe, dem Keim des Wahnsinns,

den ja jeder Menſch in ſeinem Kopf haben ſoll, auf eine unſchädliche Weiſe auf ihren Sommerreiſen Luft zu machen.

Nehmen Sie das, was ich von dem Nichtdaſein der Berliner geſagt habe, nicht für bloßen Scherz. Sie erinnern ſich an die berufene Berliner Schule, die wegen ihrer Jeſuitenriecherei in den Jahren 1783—89 in Deutſchland ſo großen Anſtoß gab: ſie war durch die Berliner Monatsſchrift vertreten. Unter den Mitarbeitern dieſer Monatsſchrift war kein einziger geborner Berliner. Gedike, Binſter, Engel, Eberhard, Ramler, Mendelsſohn, ſie Alle waren erſt eingewandert, der einzige aus dem Kreiſe, aber nicht Mitarbeiter der Monatsſchrift, der aus Berlin ſtammte, war Nicolai. Wenn alſo durch Jacobi, Schloſſer, Lavater und ihre Glaubensgenoſſen der Ausdruck Berliner gleichbedeutend mit Illuminat und Jeſuitenriecher gebraucht wurde, ſo war dieſe Benennung ſehr willkürlich gewählt. Wie ſollte es auch anders zugehn? Es iſt nicht viel über ein Menſchenalter her, da lernte man in der Schule: Berlin iſt eine Stadt mit 230,000 Einwohnern. Jetzt iſt grade eine halbe Million mehr darin. Jahr aus Jahr ein ſchicken uns die Provinzen neben manchem loſen Geſindel auch die Blüthen ihrer Cultur, das Zuſammengehörige findet ſich zuſammen, der landsmannſchaftliche Gegenſatz wird mehr und mehr neutraliſirt, aber nicht innerhalb des feſtſtehenden Berliner Elements, ſondern ſo, daß etwas Neues daraus hervorgeht. Es giebt eine gute Geſellſchaft in Berlin, die den freieſten und unbefangenſten Blick von der Welt hat, weil ſie aus den verſchiedenſten Provinzen unſres Vaterlands zuſammengeſetzt iſt, die gegenſeitig ihre Erfahrungen austauſchen und ihre Vorurtheile abſchleifen. Dieſe freilich noch ſehr junge Geſellſchaft iſt es, die man als den Typus der künftigen Deutſchen Reſidenz betrachten kann.

II.

Deutsche Kleinstaaterei.

December 1869.

Karl Braun-Wiesbaden hat sich durch seine „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" das volle Verdienst des Entdeckers einer Terra incognita erworben. Ueber Nutzen und Schaden der Kleinstaaterei ist ex aequo et bono viel geurtheilt worden: hier kommt nun ein Sachverständiger, der uns eine Ueberfülle des Materials giebt und unsre Begriffe in sinnliche Anschauungen übersetzt. Hier ist kein aprioristisches Räsonnement, es sind handgreifliche schlagende Thatsachen.

Ich habe mehrfach gesehn, wie wohlgesinnte Männer über diese Enthüllungen den Kopf zusammenschlugen: so etwas hätten sie nicht für möglich gehalten! Wir Preußen haben uns um unsre deutschen Mitbürger wenig gekümmert: wir fragten nur, was in Preußen geschah, und das besahen wir durch die Lupe. Unsre Demokratie konnte im besten Glauben behaupten, so arge Dinge wie bei uns kämen nirgend vor, weil sie eben von dem, was in Deutschland vorging, nichts wußte.

Ein particularistischer Gegner Brauns, Johannes Scherr, will durchaus nicht alles in Abrede stellen, was Braun über das Verrottete des Ancien Regime und über die Albernheiten der Volkspartei, die unter den Feldzeichen des Fortschritts thatsächlich für dynastische Sonderinteressen eintritt, gesagt; aber er vermißt die Unparteilichkeit und Vollständigkeit. Er schließt mit dem Wunsch: „es möge dem Herrn Verfasser gefallen, als Pendants zu den vorliegenden Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei mit derselben Geschicklichkeit Bilder aus der preußischen Großstaaterei zu malen. An Stoff kann es ihm nicht fehlen. Das Culturgeschäft der Minister Eulenburg und Mühler, die Glaubens-

stärkungen durch das Berliner Oberconsistorium, die 833 Klöster im Staat der Intelligenz, die Heldenthaten welche die Putzki, Sobbe und Scheve und andres Volk in Waffen vollbracht haben, die Hungersnoth in Ostpreußen und wie sich die Büreaukratie dazu verhielt, die Schwänke und Possen, welche auf den Berliner Reichstagen in Scene gehn — das alles und noch vieles andre giebt ein Material an die Hand, welches zu verarbeiten, dünkt uns, wohl ebenfalls des Schweißes der Edlen werth ist."

Ich glaube Braun vollständig rechtfertigen zu können, wenn er diesem Wunsch und dieser Mahnung kein Gehör schenkt, sondern fortfährt, seine Satire ausschließlich gegen die Kleinstaaterei zu richten. Man kann keinem Schriftsteller von Sinn und Verstand zumuthen, zum tausendsten Mal zu erzählen, was bereits 999mal gesagt worden ist. Eulenburg und Mühler, Sobbe und Putzki — welchem Deutschen wären sie unbekannt? Ihre Bilder haben wiederholt im Kladderadatsch gestanden, man hat mit ihnen, ganz wörtlich genommen, die Kinder zu Bett gejagt. Was in Preußen gesündigt worden ist, geschah unter der Glasglocke. Zunächst erhoben sich die gesammten Oppositionsblätter dagegen, dann folgten die Berliner Correspondenten der kleindeutschen Blätter, und zuletzt wurde es Jahre lang der Lieblingsstoff politischer Novellisten, um in dem biedern deutschen Kernmenschen das angenehme Gefühl des Schauders zu erregen. Was dagegen in Flachsenfingen, Krähwinkel und Reuß älterer Linie gesündigt wurde, das erfuhr Niemand. Denn was in Flachsenfingen geschah, interessirte nicht einmal den Eingebornen von Krähwinkel, geschweige denn den Unterthan von Reuß älterer Linie, und vollends ein Berliner würde geglaubt haben sich gemein zu machen, wenn er von irgend einem Factum in Flachsenfingen Notiz genommen hätte. Was aber die Flachsenfinger Presse betrifft, so war für sie ein vollwichtiger Grund vorhanden, daß sie schwieg. Wenn sie sich erlaubte laut zu

werden, so verstand der Bürgermeister oder der Kaiser von Flachsenfingen — wie nun grade die Titulatur lautete — in solchen Dingen keinen Spaß; er klopfte dem vorlauten Journalisten auf die Finger, sperrte ihn ein oder verwies ihn Landes, und so konnte denn jeder weise Kosmopolit von Flachsenfingen sich sagen: „Wozu soll ich mir die Finger verbrennen? Was bei uns geschieht interessirt ja doch keinen Menschen, und Preßfreiheit haben wir im Grunde genug: wir haben das unbeschränkte Recht, auf Preußen zu räsonniren, so viel wir wollen, damit amüsiren wir das Publicum, und es krümmt uns niemand ein Haar." — Auf diese Weise kam es denn, daß alles was in Preußen geschehn sein sollte, Wahrheit und Lüge, Gegenstand des öffentlichen Interesses wurde, daß von Sobbe und Putzki die deutschen Zeitungen Jahre lang lebten, während man von den Albernheiten und Nichtswürdigkeiten, die in den deutschen Kleinstaaten vorfielen, nichts erfuhr. Daß Braun von diesen Mysterien den Schleier weggezogen hat, ist ein Verdienst, welches gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Der Freund der Wahrheit könnte sich leicht versucht fühlen, der particularistischen Lügenpresse gegenüber für die Verkehrtheiten, die in Preußen vorkommen, mildernde Umstände anzuführen. Ich nenne sie Lügenpresse, nicht weil sie dies oder jenes lügt, sondern weil sie im innersten Kern ihres Lebens eine Lüge ist. Eine so durch und durch unmoralische Partei wie die sogenannte „Volkspartei" hat in Deutschland noch nicht existirt. Es verbinden sich in ihr die beiden Extreme, die nur durch die Feindschaft gegen Preußen zusammengehalten werden. Einerseits die Legitimisten mit katholischem oder lutherischem kirchlichen Hautgout, andererseits die Ultra-Radicalen, denen kaum noch die Republik genügt, und die alle Kirchen zerstören möchten. Diese beiden Elemente halten nur dadurch zusammen, daß sie sich gegenseitig Tag aus Tag ein aufs unerhörteste anlügen. Die Lüge

in Grundsätzen ist eben schlimmer als die Lüge in Thatsachen. Ich will nur einen Punkt hervorheben. Wir Preußen haben Grund mit dem Minister Mühler auf's äußerste unzufrieden zu sein, und es wird uns schwer, auch nur in einer Nebensache für ihn einzutreten. Aber welcher ehrliche Mensch kann geduldig bleiben, wenn er den Wiederhall unsrer Beschwerden in der particularistischen Presse beobachtet! In Schwaben, am Rhein wird der reactionäre Minister verschrieen, der alle Welt in den lutherischen Schafsstall sperren, die katholische Kirche begünstigen, das Licht der Aufklärung verfinstern, Knak an die Spitze des Schulwesens stellen will; und in Hannover heulen die Welfischen Blätter darüber, daß dieser preußische, religionslose Staatsmensch damit umgehe, die heilige lutherische Kirche zu unterdrücken und der echten Frömmigkeit alle Basis zu entziehn! Diese Menschen, die Parteigenossen von Knak, denen Knak's Weltanschauung noch viel zu liberal erscheint, weil was in Preußen geboren ist, immer einen Anflug von Voltaire hat — diese Menschen liegen sich mit den atheistischen Knakfressern in Süddeutschland in den Armen, und versichern sich einander ihres herzlichsten Einverständnisses und ihrer aufrichtigsten Hochachtung! Dieser Verlogenheit gegenüber ist man stark in Versuchung, seinerseits zu extravagiren.

Man hat es aber nicht nöthig. Denn darin hat Braun ganz Recht: es giebt ein gewisses Maß des Unsinns, der schlechterdings nur in Kleinstaaten möglich ist, in Gemeinwesen, die nie über ihre Grenzpfähle hinausblicken. Braun hat vollkommen Recht mit seinem Spott gegen die „Kleinschwaben." Alle Achtung vor dem schwäbischen Volksstamm, dem wir einen Theil unsrer besten Dichter und Denker verdanken! Aber wer hat das Kleinschwabenthum glücklicher gegeißelt als der Schwabe Wieland? Meint man denn wirklich, daß sein Abdera in Griechenland liegt? Und wer hat das Großpreußenthum im Gegensatz gegen den

verrotteten Naturwuchs der sogenannten Stammeseigenthümlichkeiten glänzender verherrlicht als der Schwabe Hegel! Der Großstaat, die Großstadt üben auch unter erschwerenden Umständen einen cultivirenden Einfluß, weil sie die Einseitigkeiten ausgleichen.

In welche Zeit fallen die verächtlichsten Erscheinungen der preußischen Geschichte? In die Zeit, in der Preußen seine erobernde Bestimmung vergaß, sich der Führung Oestreichs überließ, und sich selbst zu einem Kleinstaat zusammen drückte; in die Zeit der Herren von Wittgenstein und von Manteuffel. Der letztere sagte nicht uneben: „Der Starke kann zurückweichen;" aber es müßte der andre Spruch hinzugefügt werden: „Der Feige ist tückisch." Weil Preußen sich vor dem Ausland fürchtete, wurden die gräulichsten Chicanen am Publicum ausgeübt. Die Reactionszeit von 1850—58 mit der unsrigen zu vergleichen, ist einfach lächerlich. Damals herrschte in Preußen eine schwüle Luft, daß man kaum athmen konnte; diese Atmosphäre hat das Gewitter von 1866 zerstreut, und wer jetzt in Preußen die Brust nicht frei heben kann, der muß an einer organischen Krankheit leiden.

Wer den letzten Zweck der Menschheit darin sucht, daß die Einzelnen Speise und Trank haben und sich leidlich wohlbefinden, wird gegen große Staaten manches einwenden. Die Schweiz findet sich zufrieden und behaglich, wobei freilich in Betracht zu ziehn ist, daß die europäischen Großmächte die schweizer Neutralität garantiren. Wer aber in der Geschichte die Kraftentwicklung der Menschen sucht, die Blicke des echten Menschengeistes, Leistungen großer, umfassender Art, der wird der Concentration der menschlichen Kräfte nicht entbehren können, die nur in einem Großstaat von weitem Horizont, in einem reich entwickelten Nationalleben denkbar ist. Aber in Deutschland handelt es sich gar nicht um die abstracte Frage: denn wir

hatten seit dem westphälischen Frieden nicht kleine Gemeinwesen, sondern kleine Dynastien, und das ändert die Sache völlig. Jeder kleine Dynast, der nun souverän geworden war, hatte das Vorbild des französischen Hofs vor Augen, glaubte seiner Würde schuldig zu sein, aus seinem Krähwinkel eine Art Versailles zu machen und sagte mit Ludwig XIV: l'état c'est moi. Lippe-Detmold bin Ich. An jeden Hof reihte sich eine ganze Schaar von Lakaien, und bei der zahlreichen Masse von Höfen wuchs die Zahl der Lakaien in Deutschland ins Unermeßliche, und drückte den Geist des Volks um so mehr nieder, da sie als die bevorrechtigte Klasse galten und überall den Ton angaben. Man hat von der natürlichen Antipathie der deutschen Stämme gesprochen: als ob irgend ein Schwabe oder Rheinländer mit einem Norddeutschen, wenn er am neutralen Ort zusammenkommt, sich nicht ganz gut verständigen könnte! als ob man die Gemüthlichkeit Fritz Reuter's in Süddeutschland nicht eben so würdigte, als die Gemüthlichkeit Jeremias Gotthelf's in Norddeutschland! Man hat die Gliederung der deutschen Staaten nach Stämmen gerühmt: als ob irgend einer dieser sogenannten Staaten auf wirklicher Stammesgemeinschaft beruhte! die Einheit gab nicht die Stammesgemeinschaft her, sondern die Gemeinschaft der Livree, die von den Lakaien als das Heiligste auf der Welt gerühmt wurde. Man hat von dem Rechtssinn unter dem Einfluß der sogenannten „deutschen Freiheit" gefabelt, während grade durch die „Freiheit" dieser Dynasten im Volk alles Rechtsgefühl unterdrückt wurde. Der erste deutsche Fürst, dem Leibnitz diente, Johann Friedrich von Hannover, der lange noch nicht die Hälfte des Ländergebiets besaß, das zuletzt den Staat Hannover ausmachte, erklärte ungescheut, er sei Kaiser von Hannover und ihn ginge das Reich nichts an. So dachten im Grunde alle diese Dynasten und handelten danach. Man könnte mit ihren Willkürlichkeiten eine ganze Schandsäule ausfüllen. Man hat von

dem Cäsarenwahnsinn der römischen Zeit gesprochen: in unsern deutschen Duodezstaaten findet sich etwas ganz Aehnliches. Das ganze Dasein dieser Fürsten war eine Reihe von Illusionen, sie glaubten etwas zu sein, was sie doch nicht waren, und Fritz Reuter's „Dorchläuchting", so wunderlich er in unsern Tagen sich ausnimmt, ist typisch für die ganze Zeit. Jean Paul's Romane, Schiller's „Kabale und Liebe" und ähnliche Schriften werden noch einmal als die historischen Denkmäler einer ganz verschollenen Zeit hoch geschätzt werden.

Der Geist dieser Armseligkeit des öffentlichen Lebens, dieser hohlen Scheinexistenzen, hat auch die höchsten Leistungen unsrer Nationalkraft verkümmert. Es ist eine hergebrachte Redensart, das deutsche Staatsleben habe zwar unter dem alten System gelitten, aber die Blüthe unsrer Literatur sei dadurch gefördert worden: es ist kein wahres Wort daran. Leibnitz mit seinem riesenhaften Wollen und Können verkümmerte im Dienst kleinlicher Interessen, Goethe fand zwar in einem Kleinfürsten einen echten Freund, aber was hätte dieser Dichter der Nation werden können, wenn ein kräftig ausgebildeter Nationalgeist ihn erzogen und sein Schaffen sowohl bedingt als beflügelt hätte!

Vielleicht gab es eine Zeit, wo die legitime Gewalt des Kaiserthums mit Hilfe des nationalen Geistes diesem Unfug hätte ein Ende machen können. Aber die Zeit wurde versäumt, und so blieb kein andrer Weg denkbar, als daß von da aus, wo der größte Schaden geschehn war, auch die Heilung erfolgte. Preußen, ebenso auf kleinstaatlichen Grundlagen erwachsen wie die andern, hatte das Glück, eine Dynastie zu besitzen, die ihre particularistischen Zwecke im Zusammenhang und mit Energie verfolgte, und so wurde es endlich ebenso mächtig als das Reich. Der letzte entscheidende Kampf mußte früher oder später erfolgen: entweder mußte das Kaiserthum Preußen niederwerfen, und mit ihm zugleich die Kleinstaaterei zu Boden schlagen, oder Preußen

mußte Deutschland von dem Kaiserreich losreißen, das nur noch ein Scheinleben führte. Der Erfolg hat entschieden, und für jeden ruhigen Blick ist die Entscheidung unwiderruflich. Wir haben jetzt einen wirklichen Großstaat, der zwar noch nicht das ganze Deutschland im Arndt'schen Sinne umfaßt, in dem aber das ganze deutsche Leben sich sammelt. Preußen und mit ihm Norddeutschland ist jetzt in der Lage zu warten; ich denke aber, trotz aller natürlichen Abneigung gegen Steuern, Militärlasten und dergleichen wird das Bedürfniß, an dem stark entwickelten nationalen Leben sich zu betheiligen, sich in dem noch nicht verbundnen Deutschland Bahn brechen, und auch hier, wie überall in der Geschichte, wird schließlich der Idealismus über materielle Bedenken den Sieg davon tragen. Verzögern kann diesen Ausgang der böse Wille, ihn hindern kann er nicht mehr.

III.

Der Parlamentarismus.

17. März 1869.

Wenn man zufällig einmal Journalartikel aus den vierziger Jahren zur Hand nimmt, die sich über den Geist der damaligen Literatur aussprechen, so wird man gewahr, daß in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit in Deutschland ein ganz unerhörter Umschlag stattgefunden hat.

Damals klagten alle Kritiker über die Fortdauer der träumerischen, ich möchte sagen somnambulen Stimmung, die Frau v. Staël schon 1808 als die charakteristische Eigenthümlichkeit des deutschen Volks herausgefunden hatte; sie klagten darüber, daß die Ideale der Schriftsteller in Griechenland, in Aegypten, im Mittelalter, im Reiche der Feen und Nixen, im Monde oder auf dem Sirius wohnten, und daß durch die krankhafte Sehn-

sucht nach diesen schattenhaften Idealen das Herz des Einzelnen dem Pulsschlag des allgemeinen Lebens entfremdet wurde. Die Klage würde gegenwärtig keine Berechtigung mehr haben, und beinahe möchte man sich fragen, ob nicht im Augenblick nach der andern Seite hin zu viel gethan würde.

Es ist nicht blos die öffentliche Politik, sondern das Selfgovernment, das uns alte deutsche Träumer von Griechenland, Aegypten und dem Mittelalter, vom Reich der Feen und Nixen, vom Monde und vom Sirius abziehn und auf das Straßenpflaster setzen soll. Ich bin fest davon überzeugt, daß das Selfgovernment ein sehr gutes Ding ist. Aber es scheint mir wünschenswerth, daß durch dasselbe die Geschäfte nicht verwickelt, sondern vereinfacht werden. Wenn man jetzt sechs Bogen voll schreiben muß, wo früher einer genügte, so sieht mir das wie eine Kraftvergeudung aus. Sodann scheint es mir bei jeder Art von Verwaltung nothwendig, daß die Beamten für ihren Beruf geeignet sind. Wählt man sie blind nach dem Loos, so werden die Geschäfte nicht so gut verwaltet werden, und man wird sich nach der alten Büreaukratie zurücksehnen, in welcher die Beamten durch Schulerziehung, durch technische Vorübung und durch verschiedne Prüfungen sich zu bewähren hatten. Endlich ist es bei jeder neuen Einrichtung von der äußersten Wichtigkeit, daß die Betheiligten mit Lust und Liebe an die Sache gehn.

Für den Augenblick wird die gesunde Entwicklung der Municipalverhältnisse dadurch aus der Richtung getrieben, daß man zu sehr die Formen der großen Politik vor Augen hat. Unsre Berliner Stadtverordneten-Versammlung enthält eine Reihe ausgezeichneter Namen, die in allen möglichen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft sich bereits geltend gemacht haben; ich finde aber, daß die Kräfte fast etwas zu groß für den Wirkungskreis sind. Ohnehin haben wir uns durch die Gewohnheit vieljähriger Opposition allmählich in die Vorstellung

hineingelebt, daß wir unsern politischen Freunden nur so lange trauen dürfen, als sie mit uns in gleicher Lage sind; sobald sie ein Amt bekleiden, werden sie uns verdächtig, und wir verfolgen alle ihre Schritte mit mißtrauischer Wachsamkeit. Um wie viel mehr muß das der Fall sein, wenn die controlirende Versammlung eine nicht kleine Zahl von Männern enthält, die sich den Mitgliedern der Behörden geistig überlegen fühlen. Ist aber in der Municipalverfassung Executive und Legislative einmal im Zwiespalt, so mischt sich bald die Staatspolizei hinein, und verweist beide in die Sphäre des beschränkten Unterthanenverstands zurück.

Jedenfalls absorbirt die Selbstverwaltung eine ungleich größere Masse von Kräften als früher, und es läßt sich annehmen, daß sich dies Verhältniß in geometrischer Progression steigern wird. Dazu kommen seit zwanzig Jahren die Geschwornengerichte.

Durch die große Umgestaltung des Jahres 1866 hat die Zahl unsrer Parlamente sich nicht vermindert. Die einzelnen Staaten des Norddeutschen Bundes haben ihre particulare Vertretung wie früher, und bei den annectirten Provinzen wird sie reichlich durch die Provinzialstände ersetzt. Die Arbeit der Provinzial- und Kreisversammlungen wird sich voraussichtlich in nächster Zeit bedeutend steigern. Dazu der Reichstag. Ein beliebter Parlamentsmann hat gegenwärtig sieben bis acht Monate in Berlin zu tagen, dann folgen die Provinzial- und Kreistage, und endlich das städtische oder ländliche Ehrenamt. Und das Tagen in Berlin ist nicht etwa eine Sinecur. Herr v. Forckenbeck, der die Disciplin des Landtags mit eiserner Hand leitet, hat die Mitglieder zu einer Theilnahme an der Arbeit herbeigezogen, die auf die Länge auch die kräftigste Natur afficirt. Sechs Stunden Vormittags und dann öfters noch eine Abendsitzung, Tag aus Tag ein — man muß gestehn,

daß die Diäten nicht umsonst gegeben werden. Und wenn man erwägt, daß in der Regel grade die tüchtigsten Kräfte des Landes den Trieb fühlen, in dem Brennpunkt der Politik sich geltend zu machen, und daß sie auch am leichtesten das Vertrauen der Wähler gewinnen, so kann man ermessen, wie groß der Verlust ist, den die andern Disciplinen des Lebens durch diese Concentration aller Kräfte auf eine einzige Thätigkeit erleiden.

Mit der Art unsres parlamentarischen Lebens ist noch ein andrer Uebelstand verknüpft. Man hat sich häufig darüber gewundert, daß das preußische Beamtenthum bei seiner vorzüglichen Erziehung und Vorbereitung, bei seinen strengen Prüfungen und der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in allen Details des Dienstes, dennoch sich so wenig geeignet zeigt, Capacitäten für die höchsten Stellen auszubilden. Das Examen, welches bis auf den heutigen Tag der Candidat für eine Regierungs-Assessur zu bestehn hatte, sah dem Umfang und der Intensität seiner Ansprüche nach ganz so aus, als solle sich der Geprüfte dadurch zur Stelle eines Premierministers qualificiren. Es gab fast kein Ding im Himmel und auf Erden, über das ihm nicht die Pflicht auferlegt wäre, nicht blos etwas zu wissen sondern auch eigne Gedanken zu haben. Gleichwohl hat sich in jeder ernsthaften Krisis ergeben, daß die Zahl derer, unter denen man für die eigentlich politischen Aemter zu wählen hatte, sehr gering war. Der Uebelstand ist noch heute keineswegs beseitigt; und manche Wünsche über die Umbildung im Ministerium wären längst befriedigt, wenn man nur über die nöthigen Kräfte verfügen könnte.

Als Grund erkannte man bald die Theilung der Arbeit in unserm Regierungscollegium. Der junge Regierungs-Assessor trat mit den umfassendsten Blicken ins Ganze des Staatslebens ein; seine Thätigkeit hingegen bannte ihn sofort in einen eng

umschränkten Kreis, aus dem er nicht wieder heraus konnte; sie war und blieb subalterner Art. Man hat zwar die Pedanterie und Einseitigkeit unsrer Regierungsbeamten sehr übertrieben, es steckte viel Verstand in den Collegien, jedenfalls mehr als im kritisirenden Publicum, das vom Staatsleben nur aus den Zeitungen erfuhr. Aber unleugbar war der Mangel an solchen Intelligenzen und Charakteren, die selbständig zu erfinden und aus dem Vollen zu schöpfen wußten.

Ein nicht unerheblicher Beweggrund für das allgemeine Verlangen nach parlamentarischer Verfassung war, daß man von den parlamentarischen Körperschaften eine Ergänzung dieses Mangels hoffte. Unabhängige Gentlemen, so glaubte man, durch die Last der Amtsgeschäfte nicht niedergedrückt und ermüdet, durch die Theilung der Arbeit nicht bornirt, würden sich eher den freien Blick ins Große bewahren, der zur Heilung des Staats erforderlich sei.

Sieht man das jetzige Treiben der Parlamente an, so wird diese Hoffnung nicht sehr gefördert. Die ganze Zeit wird ausgefüllt mit Detail-Geschäften, und wenn einmal ein allgemeiner Gesichtspunkt angeregt wird, so sieht er dilettantisch aus, weil die Abgeordneten in dem Nachtheil sind, nur zu controliren und nicht selbst zu schaffen. Denken wir uns einen Ausländer, der in der Lage wäre, aus den stenographischen Berichten unsres Landtags sich ein Bild unsrer Lage zu machen. Er hört, daß man eifrig darüber beräth, ob diese oder jene Regierungsrathsstelle entbehrlich oder unentbehrlich sei, ob Simultan-Schulen den Vorzug vor confessionslosen verdienen, ob das Beispiel des Knaben Veit sich der Nachahmung empfehle u. s. w. — daß wir aber im Begriff sind, eine der gewaltigsten Revolutionen der Weltgeschichte durchzuführen, davon erfährt er nichts. Es soll damit nicht der leiseste Tadel gegen den Landtag ausgesprochen werden, der gründlich und

gewissenhaft die Geschäfte ausführt, die ihm obliegen: — aber diese Geschäfte sind ebenso subalterner Natur als die der Geheimenräthe. Es ist möglich, daß sich unter den Mitgliedern des Landtags, die nicht zur Classe der Geheimenräthe gehören, Capacitäten verstecken, die für ein Ministerium sehr geeignet sind: aber die parlamentarischen Geschäfte bieten wenig Gelegenheit, sie zu entdecken und zu entwickeln.

Das Leben eines Abgeordneten in der Residenz ist ein viel beschäftigtes und doch einförmiges. Seine Zeit wird außerordentlich in Anspruch genommen. Was von den täglichen Parlamentssitzungen übrig bleibt, wird auf die Fractionsberathungen verwendet, und selbst in den eigentlichen Erholungen finden sich fast nur Parteigenossen zusammen. Der neugewählte Abgeordnete bleibt stets in denselben Kreis gebannt, er hört beständig dieselben Stichwörter, er fühlt bei den umfangreichen Gesetzvorlagen, von denen ihm oft nur der kleinste Theil deutlich ist, das dringende Bedürfniß, sich von den ältern geschulten Parteigenossen belehren zu lassen, und diese sind gern bereit zu belehren; sie haben in den vielen Jahren ihrer parlamentarischen Thätigkeit gewisse Begriffe und Argumentationen in sich zur Festigkeit eines kirchlichen Glaubensartikels durchgearbeitet und tragen diese nun dem jungen Recipienden mit einer Sicherheit vor, die etwas Imponirendes hat. Er war früher in seinem Kreise vielleicht eine Autorität, nun entdeckt er, daß er im Grunde noch Alles zu lernen hat; aber er achtet die Autorität, auch wo sie ihm entgegentritt, und glaubt seine eigne am besten dadurch aufrecht zu erhalten, daß er seinem Publicum mit der vollen Wucht einer durch die vieljährige Erfahrung erworbenen und ihm nun mitgetheilten Staatsweisheit entgegentritt.

Die Abgeordneten sitzen, durchschnittlich gerechnet, drei Vierteljahre auf dem Isolirschemel: von früh morgens bis abends sehn und hören sie nichts, als Parlament, Fractionen, Com-

missionen; in dieser schwülen Stubenluft verlieren sie mitunter die Fühlung mit der Außenwelt. In der großen Mehrzahl von einer unbegrenzten Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, studiren sie alle Aktenstücke auf's gründlichste, um sich über alle Dinge ein unabhängiges Urtheil zu bilden: sie studiren so lange daran, daß ihnen zuletzt Finanzen, Rechtspflege, große und kleine Politik, Publicum und Wahlen bunt durch den Kopf gehn, und daß der Redner, der an Scharfsinn und Arbeitskraft ihnen überlegen ist, sie am unbedingtesten leitet, wenn sie am festesten überzeugt sind, unabhängig zu urtheilen.

Das ist anderwärts wohl auch so; das Eigenthümliche bei uns ist nur, daß nicht Ehrgeiz und Selbstsucht, sondern Gewissenhaftigkeit und Pedanterie den Ausschlag geben. — „Ich habe gesprochen und meine Seele gerettet!" Mit diesem Trost, der im vollsten Ernst das Stichwort unsrer politischen Größen ist, baut man schwer neue Staaten auf.

IV.

Graf Bismarck.

1. October 1868.

Ein Mann der That hat immer etwas von Coriolan; er wirbt nicht gern, er läßt sich nicht gern berathen, ihm sind die Körperschaften zuwider, die das Recht beanspruchen, von ihm gefragt zu werden. „Wenn ich einen Löffel Suppe essen will, muß ich immer erst acht Esel um Erlaubniß fragen!" — Doppelt aufreibend ist ein solches Verhältniß wenn der Staatsmann, der so wenig zum parlamentarischen Diplomaten angelegt ist, durch Gründe höherer Staatsklugheit sich genöthigt sieht, das Parlament als einen der wichtigsten Hebel seiner Entwürfe anzuwenden.

Graf Bismarck hat sich vor der Hand den Geschäften entzogen und weilt in grollender Einsamkeit in Varzin. Es ist keine acute Krankheit, aber eine Depression der Nerven, die ununterbrochen bereits ein halbes Jahr, im Grunde aber, mehr oder minder heftig, schon zwei Jahre dauert. Dieser Mann mit der gewaltigen Willenskraft, mit dem anscheinend riesenhaften Organismus ist ein kranker Mann, und es ist die Frage, ob er jemals zu einer völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit gelangt. Ich habe nicht den leisesten Zweifel, daß bei einer acuten Krisis des Staats, die ein rasches, entschiedenes Eingreifen erforderte, sein eiserner Wille über seinen Körper triumphiren würde, aber so etwas ist kaum vorauszusehn. Die Lage der Sachen. ist der Art, daß der Leiter unsres Staats eine unabläßige, gespannte Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin wenden muß; eine Aufmerksamkeit, welche die Nerven mehr angreift, als der heftigste Drang einer immer doch nur vorübergehenden Anstrengung. Die Spannung verlangt schon das auswärtige Amt; nun aber hat sich Graf Bismarck im Norddeutschen Bund eine Last aufgebürdet, die keine sterblichen Schultern zu tragen vermögen. Er ist verantwortlich für Alles, und daher nicht blos berechtigt sondern auch verpflichtet, von Allem Rechenschaft zu fordern, weil er sie von Allem geben muß. Diese Allseitigkeit der Verpflichtungen ist bedenklich in der Hand eines Mannes, der an den Nerven leidet. Es handelt sich nicht um große Blicke, um Einsicht in das Wesen der Dinge, um kühne und rasche Entschlüsse, sondern um die Geduld einer ununterbrochen fortgehenden Arbeit und einer aufreibenden, oft recht unerfreulichen Thätigkeit.

Es ist für diesen Mann ein tragisches Schicksal, nachdem ihn Jahre hindurch in der Vorbereitung seines großen Werks die Last einer Unpopularität drückte, wie sie in dem Grade selten ein Staatsmann erfahren hat, und die er denn doch mehr

empfand, als er in seiner stolzen Art gestehn mochte, daß er sich nun der Umstimmung des Volks nur so unvollkommen erfreuen kann. Einen stolzen Mann mag es mitunter reizen, der öffentlichen Meinung, die er für unverständig hält, ins Gesicht zu schlagen, aber auch der stolzeste wird nicht unempfindlich sein, wenn er sie durch seine Thaten bezwungen hat und sie ihm nun freudig entgegenkommt. Wenn gegen das Ende der vorigen Landtagssitzung Scenen vorkamen, die stark an den leidenschaftlichen Ton der frühern Tage erinnerten, so entsprang das nicht aus Gleichgiltigkeit und Trotz gegen die öffentliche Meinung, sondern aus krankhafter Ueberreizung.

Von der Umstimmung über den Bundeskanzler ist ein interessantes Symptom die Schrift des Abgeordneten Bamberger, wie denn überhaupt der Umschlag viel gründlicher bei denen erfolgt ist, die aus der Entfernung für die Größe der Ereignisse leichter den richtigen Gesichtspunkt fanden. Gewisse historische Figuren verlangen eine angemessene Distance, um richtig gewürdigt zu werden. Jede starke Existenz hat etwas Abstoßendes, das in der Nähe viel unbequemer wirkt als in der Ferne. Man kann sich leichter mit Jemand versöhnen, den man im Großen und Ganzen gehaßt, als über den man sich in täglich wiederholten Reibungen geärgert hat. Vielleicht wäre aus Blind, wenn er leben geblieben, ein leidenschaftlicher Anhänger des Mannes geworden, den er im vermeintlichen Interesse des Vaterlands zu ermorden versuchte. Aber wo in der täglichen Debatte gute und schlechte Witze, passende und unpassende Gründe, feine und grobe Drohungen hin und wieder spielen, da verliert man leicht das Gefühl des Abstands. Man hat sich an Witz, an gesundem Räsonnement dem Gegner als überlegen, wenigstens als seines Gleichen gefühlt, und wenn man nachträglich auch einsieht, in der Hauptsache geirrt zu haben, so bleibt doch der Eindruck der Nebensachen bestehn.

Auch unbefangenen Kritikern wie Bamberger, kommt es zunächst darauf an, sich vor sich selbst und vor dem Publicum zu rechtfertigen, daß sie früher eine so ganz andre Ueberzeugung hatten. Es liegt in der menschlichen Natur: Niemand will gern Unrecht gehabt haben. Eben darum muß man bei der Lectüre solcher Schriften vorsichtig sein; sonst nimmt man leicht ohne Weiteres für bewiesen an, was denn doch nur dem subjectiven Gesichtspunkt des Schriftstellers angehört.

Graf Bismarck vollständig zu würdigen, ist heute noch nicht an der Zeit. Von den entscheidenden Umständen ist noch nicht die Hälfte bekannt; er selbst ist erst in der Mitte seiner Entwicklung. Vor der Hand ist es schon ein großes Verdienst, wenn man einige von den Vorurtheilen beseitigt, die das Bild jedes bedeutenden Mannes umwuchern und den reinen Eindruck seines Wesens unmöglich machen. Die Sage hat nicht blos in dunkeln Zeiten ihr Recht, sie lebt und wirkt auch in unsern Tagen, wo sich doch nichts der Oeffentlichkeit zu entziehn scheint, wo täglich mehr Papier mit den allersichersten Nachrichten bedruckt wird, als früher in Jahrhunderten. Die Sage hat auch das öffentliche Leben des Grafen Bismarck seltsam gefärbt.

Am meisten den Einfällen der Sage sind diejenigen Männer ausgesetzt, die in ihrer Ausdrucksweise die Neigung zur Paradoxie haben. Man erinnre sich an die Entrüstung Europa's, als Graf Bismarck äußerte, die Einheit Deutschlands könne nicht durch moralische Eroberungen, sie könne nur durch Blut und Eisen geschaffen werden; als er geäußert haben sollte, Gewalt gehe vor Recht. Das letztere hat er zwar nie gesagt, er hat nur die Meinung ausgesprochen, die bei näherm Zusehn gar nicht einmal paradox, sondern trivial erscheint: Das Recht ist nur dann von Werth, wenn die Gewalt vorhanden ist es durchzusetzen. Aber das Erste hat er wirklich gesagt.

Der Grundfehler der politischen Moralisten liegt darin, daß

sie annehmen, Alles, was nicht moralisch ist, sei unmoralisch, nach dem berühmten Gesetz des Widerspruchs: Alles ist entweder A oder non A; entweder Buttermilch oder nicht Buttermilch; entweder moralisch, oder nicht moralisch. Daß auch in der menschlichen Thätigkeit Vieles vorkommt, was mit der Moralität ganz und gar nichts zu thun hat, das fällt diesen Logikern nicht ein. Wenn ein Lehrer seinen Schüler veranlassen wollte, eine cubische Gleichung durch moralische Mittel zu lösen, so würde der arme Junge gewiß eben so verdutzt sein als der Maurermeister, den man auffordern wollte, ein Haus auf moralischem Wege aufzurichten. Er hat in seinem Geschäft wohl von Backsteinen, Mörtel, Holz und Eisen gehört, aber nichts von Moral. Um 1848 äußerte Arnold Ruge, die künftigen Schlachten würden entschieden werden durch Kanonen, die nicht mit Kugeln, sondern mit Ideen geladen wären. Die moralischen Eroberungen waren eine Phrase, nichts mehr und nichts weniger werth, als die mit Ideen geladnen Kanonen. Mit Ideen zu schießen ist gegen das Naturgesetz; auf moralischem Wege ein Haus zu bauen' eine lächerliche Zumuthung; und Fürsten, die im Besitz der Macht sind, ohne Anwendung von Gewalt in dieser Macht zu beschränken, das Sujet einer komischen Oper. Bismarck's Aeußerung, daß Deutschlands Einheit nur durch Blut und Eisen begründet werden könne, war ebenso vollberechtigt, als wenn jener Maurermeister dem Moralisten erklärt hätte, ein Haus könne nur mit Holz, Eisen und Steinen aufgerichtet werden. Daß fest bestehende Staaten nur durch Gewalt geeinigt werden können, war der einfache Ausdruck eines Naturgesetzes.

Ob nun aber die Anwendung der Gewalt moralisch war, diese Frage kann nicht nach dem Codex des bürgerlichen Rechts entschieden werden. Das bürgerliche Recht ist auf den Umfang der Gesellschaft beschränkt, von der und für die es gemacht ist. Und selbst innerhalb der Gesellschaft treten Conflicte ein zwischen

dem angebornen sittlichen Gefühl und dem geschriebnen Recht, die nicht nach dem Buchstaben entschieden, sondern in denen die verschiednen Ansprüche abgewogen werden müssen. Alles was in der Geschichte Großes geschah, war der Bruch eines bestehenden Rechts zu Gunsten eines höhern Rechts. Das Urtheil über den, der diesen Bruch veranlaßt, fällt nicht der Kreisrichter, sondern die Weltgeschichte. Wenn man erst allgemein zu der Einsicht gekommen ist, daß Bismarck zu den Erscheinungen gehört, die unter das Forum der Weltgeschichte fallen, so wird man auch im vorläufigen Urtheil unbefangner sein — man wird z. B. seine Abneigung gegen die Kreisrichter verzeihlicher finden.

Als November 1858 das Stichwort der moralischen Eroberungen ausgegeben wurde, verstand man das folgendermaßen: Preußen sollte sich im Innern so einrichten, daß alle Regierungen und Bevölkerungen der übrigen deutschen Staaten nichts Sehnlicheres wünschen könnten, als entweder ganz in Preußen aufzugehn, oder wenigstens unter seine Führung zu treten. Diese Rechnung hatte zunächst den Fehler, blos die Einsicht der Menschen und nicht ihre Leidenschaften in Anschlag zu bringen. Man mag einem Fürsten noch so gründlich nachweisen, daß er sich viel besser stehn würde, wenn er aufhörte Fürst zu sein: er glaubt es eben nicht. Und man mag einer Armee, die gewohnt ist, unter der schwarz-gelben oder weiß-gelben Fahne zu exerciren, mit noch so bündigen Gründen die schwarz-weiße empfehlen, die Gewohnheit ist stärker als die Einsicht.

Aber die Rechnung hatte den schlimmen Fehler, daß sie auch für den Verstand nie ein reines Facit gab. Es konnte Vieles in dem innern Staatsleben Preußens verbessert, aber niemals konnte dem Uebelstand abgeholfen werden, daß der preußische Staatsbürger für seine Armee mehr zahlen muß als die Bevölkerungen der Mittelstaaten. Wie die Wehrkraft der süddeutschen Staaten beschaffen war, hat 1866 gezeigt: um gegen das

Ausland gerüstet zu sein, mußte also Preußen die Lücken ausfüllen, welche die mangelhafte Ausrüstung der übrigen deutschen Staaten gelassen hatte. Die Rechnung war nach Adam Riese unwiderleglich; man mochte dem Bewohner der mittlern oder kleinen deutschen Staaten noch so viel von moralischen Eroberungen erzählen, er konnte stets darauf antworten: wenn ich Preuße oder preußischer Bundesgenosse werde, so muß ich für die Armee mehr zahlen, als ich jetzt zahle; und wenn man ihn auf die größre Sicherheit aufmerksam machen wollte, so konnte der Hamburger, der Frankfurter, der Schwabe mit eben so viel Recht erwidern: zu unsrer Sicherheit ist bereits die preußische Armee vorhanden; Preußen kann aus seinem eignen Interesse niemals zugeben, daß uns etwas zu Leide gethan werde; von dieser Lage der Dinge haben die Preußen die Ehre, es ist billig, daß sie dafür bezahlen. Wir verzichten auf die Ehre, und begnügen uns mit den Fleischtöpfen.

Dazu kam, daß eben jene Last die Harmonie der verschiedenen Staatsgewalten in preußen erschwerte. Es war kaum zu vermeiden, daß der Preußische Staatsbürger seine Ueberbürdung schwer ertrug, und so blieb in Preußen immer ein größrer Keim des Verdrusses und der Opposition, als in den andern deutschen Staaten.

Seit 1848 war die unglückliche Idee aufgekommen, immer von Volksstämmen zu sprechen, anstatt von Staaten. Man leitet die Zertheilung Deutschlands in verschiedne Staaten aus der Sonderung der Volksstämme her, während doch kein einziger dieser Staaten, die alle aus dem zufällig zusammengekommenen Besitzstand einer fürstlichen Familie hervorgegangen sind, einen Volksstamm rein vertritt. Nichts führt in der Politik zu heillosern Irrwegen, als wenn man sich scheut, den Sachen den rechten Namen zu geben. So kam nun die Redensart auf, der preußische Volksstamm solle im Reich den Vortritt haben. Da

sagten die Sachsen, die Baiern, die Schwaben mit vollem Recht: wir sehn nicht ein, was die Berliner vor uns voraus haben; wir sind ein urdeutscher Stamm, und wenn einmal einem Stamm der Vortritt gebühren soll, so ist es der unsrige.

Manche von den Führern der preußischen Partei wußten recht gut, was sie eigentlich bestimmte; sie hatten die Einsicht, daß jeder Staat und namentlich jeder neu zu gründende Staat sich auf eine positive Gewalt stützen muß, die den Widerwilligen zum Gehorsam zwingt, und daß die einzige fest organisirte Gewalt, die sich zu diesem Zweck eignete, die preußische Armee war; sie wußten, daß dem König von Preußen die Herrschaft gebühre, nicht weil er persönlich der Würdigste oder weil sein Volksstamm der edelste war, sondern weil er einzig und allein die Macht besaß, die andern zu zwingen. Aber weil man sich scheute, das offen auszusprechen, kam man endlich dahin, sich selber zu täuschen und Mittel anzuwenden, die dem Zweck widersprachen. Das war der Fehler der Weidenbusch-Partei von 1848, und ebenso des Nationalvereins von 1859—1864. Die ursprünglich mit dem letztern verbündete Fortschrittspartei war im besten Glauben, der Hegemonie Preußens in die Hände zu arbeiten, wenn sie das Ansehn der Krone und ihre militärische Macht möglichst verkleinerte. Auch sie wollte moralische Eroberungen machen: die deutschen Brüder sollten erkennen, was wir Preußen für ein tapfrer Volksstamm wären, wie tüchtig wir unsre Könige zu zausen verständen, und aus Bewunderung für diese unsre Tapferkeit sollten sie dem tapfern preußischen Volksstamm den Vortritt zugestehn und Berlin zur Hauptstadt von Deutschland machen. Ich weiß wohl, daß das Vielen heute wie ein schlechter Witz klingen wird, und doch war es vor zwei bis drei Jahren hier die öffentliche Meinung, und Jeder, der sich weigerte, auf dies Dogma zu schwören, wurde als politischer Querkopf mit Achselzucken bei Seite gestellt.

Unſre Berliner vergeſſen, daß dieſe Art zu empfinden, ſich in allen kleinen Reſidenzen wiederholt. Auch die Badenſer, auch die Würtemberger, die Naſſauer und wie ſonſt die verſchiednen edlen deutſchen Volksſtämme heißen, hatten die Empfindung, in der Oppoſition gegen ihren Potentaten allen übrigen voraus zu ſein, und verlangten daher ebenfalls für ihren Volksſtamm, d. h. für ihren Staat, d. h. für ihren Potentaten, wenn nicht den Vortritt doch wenigſtens die Ebenbürtigkeit mit allen Potentaten der Welt. Wenn man ſich an die leidenſchaftlichen Klagen erinnerte, welche Kaſſel noch kurz vor der Kriſis ausgeſprochen hatte, ſo glaubte man aus den Wolken zu fallen, wenn nach der Kriſis für den vertriebnen Kurfürſten plötzlich ein ſentimentales Intereſſe rege wurde. Die Sache verhielt ſich ſo, daß er doch immer der Träger der Souveränetät für den kurheſſiſchen Volksſtamm war, und daß man ihm gewiſſermaßen den Dank abtragen ſollte, den der deutſche Liberalismus der tapfern Oppoſition des kurheſſiſchen Volksſtamms ſchuldete. Auch dieſe Volksſtämme hatten moraliſche Eroberungen machen wollen, wenn nicht zu Gunſten der Hegemonie, doch zu Gunſten der Autonomie.

Die öffentliche Meinung in den kleinen und mittlern deutſchen Staaten ließ ſich durch das Gebahren der Fortſchrittspartei nicht täuſchen. Sie hatte den richtigen Inſtinct, daß der preußiſche Staat, nicht wegen der Herrſchſucht ſeiner Dynaſtie, nicht wegen der beſondern Tapferkeit ſeiner Bevölkerung, ſondern durch die Natur ſeiner Lage gezwungen wurde, auf Erweiterung auszugehn. Man durfte nur den Stielerſchen Atlas zur Hand nehmen, um ſich zu überzeugen, daß ein ſo gelegener Staat, wenn in Deutſchland einmal die Bewegung begann, unmöglich in der alten Weiſe fortbeſtehn könne, daß alle die Staaten, die den Zuſammenhang ſeiner Theile hemmen, in beſtändiger Gefahr ſeien, von ihm verſchlungen zu werden. Man vergeſſe nicht, daß die öffentliche Meinung hauptſächlich durch die Zei-

tungen gebildet wird, daß unter den Zeitungen diejenigen den meisten Einfluß gewinnen, die aus der Residenz kommen, und daß die hauptstädtischen Zeitungen, auch die oppositionellen, mehr oder weniger in Beziehung zum Hofe stehn. Wenn nichts Andres, so haben sie mit dem Hofe wenigstens Eins gemein: sie möchten ihrem localen Interesse einen größern Spielraum, eine größere Anerkennung in Deutschland verschaffen. In der sogenannten öffentlichen Meinung, so weit dieselbe sich mit Preußen beschäftigte, prägte sich stets ein Reflex von der Stimmung der Höfe aus. Es ist nicht wahr, daß die Scala des Beifalls sich darnach richtete, ob die Temperatur des Berliner Liberalismus eine angenehme war. In der schlimmsten Zeit unsres innern Staatslebens von 1852—1858 war die öffentliche Meinung in Deutschland uns gar nicht so übel gesinnt, sie spöttelte über uns, aber sie echauffirte sich nicht, denn sie hatte uns nicht zu fürchten. Durch die neue Aera wurde die öffentliche Meinung nicht zum Bessern gewandt. Preußen trat aus der Stagnation heraus, und wenn es auch nur von moralischen Eroberungen redete, so wurden doch sämmtliche Regierungen alarmirt; jeder Versuch Preußens, auf eignen Füßen zu stehn, wurde als Anfang des Attentats gegen die übrigen deutschen Fürsten gefürchtet.

„Es trat plötzlich," schrieb Herr von Beust als „populärer Mann" im Mai 1866 an Graf Hohenthal, „in Preußen ein Wechsel ein, der ohne alle zwingende Nothwendigkeit sich nicht darauf beschränkte, erkannte Mängel und Fehler zu verbessern, sondern mit großem Eclat einen radicalen Umschwung in Scene setzte, dessen ganzer Zuschnitt dazu angethan war, das in andern deutschen Staaten bestehende System lächerlich und gehässig erscheinen zu lassen." Der Particularismus fühlte sich bedroht, und Oestreich hatte seine vollen Stimmen.

Ihre Höhe erreichte die Mißstimmung gegen Preußen, als

ein Minister an die Spitze trat, von dem man wußte, daß er wenigstens den Versuch machen würde, das auszuführen, was Preußens Lage erheischt. Die Furcht wurde so groß, daß sie Fürsten und Völker verwegen machte. Graf Bismarck hatte darauf speculirt, daß die Feinde Preußens sich würden verleiten lassen, in der blinden Leidenschaft über die Grenzen hinauszugehn, welche das Bundesrecht ihnen steckt. Er hatte richtig gerechnet und so erfolgte die Krisis. In dem Anlauf der Mittelfürsten gegen Preußen ging die öffentliche Meinung im Wesentlichen mit ihnen Hand in Hand. Die Nationalvereinsblätter waren ein verschwindend kleiner Bruchtheil gegen die Masse derjenigen Zeitungen, welche in blinder Wuth den Untergang oder wenigstens die Demüthigung Preußens verlangten. Und auch jene wenigen Blätter bewahrten eine sehr schwankende Haltung. Der Nationalverein selbst hatte, um nicht denjenigen Theil der Demokratie, der antipreußisch war, zu reizen, sein eignes Princip aufgegeben und mit der Annahme der Reichsverfassung von 1849 das Einzige in Frage gestellt, was der Partei noch einigen Halt gab, das Verlangen der Trennung von Oestreich.

Dieser Punkt war, seit die deutsche Frage überhaupt auftauchte, der Kern aller wahren Parteibildung. Wenn Deutschland eine straffere Einheit gewinnen sollte, so konnte es unmöglich zwei Großmächte in sich ertragen. Wer die Einigung Deutschlands wollte, hatte nur die Wahl, entweder beide Staaten oder einen von beiden zu zerschlagen, oder einen von ihnen aus dem Verband Deutschlands zu entfernen. Oestreich und Preußen zu zerschlagen, ist wohl zuweilen von der äußersten Demokratie geträumt, aber niemals ernsthaft in Angriff genommen worden. Ebenso wenig hat eine Partei daran gedacht, Oestreich zu zerschlagen und Preußen die Herrschaft über den gesammten Bund zu geben. Daß ferner Preußen aus dem Bunde nicht entlassen werden konnte, ohne ihm ein Dutzend weitere Staaten mitzu-

geben, lehrt die Karte. So blieben nur zwei Auswege übrig: entweder Preußen zu einem Mittelstaat herabzudrücken und die östreichische Herrschaft über Deutschland anzuerkennen; oder Oestreich aus dem deutschen Bundesgebiet zu entlassen.

Die geringe Neigung, Czechen, Ungarn und Kroaten an der Verwaltung Deutschlands zu betheiligen, gab zuerst der zweiten Partei Spielraum. Heinrich von Gagern hoffte durch moralische Mittel den östreichischen Staat für diese Auffassung zu gewinnen, ihm nachzuweisen, daß er selbst am besten dabei fahren würde. In der That konnte Oestreich keine bessere Lage gewinnen, als durch enge Freundschaft mit dem unter Preußen geeinigten Deutschland.

Aber nicht der Verstand regiert die Welt, sondern die Leidenschaften. Daß ein Habsburger die Kaiserkrone seiner Vorfahren vergessen, oder daß Wien einer Parvenu-Stadt erlauben könne, den Brennpunkt für die Deutschen zu bilden, das ist wohl physisch möglich, aber nicht moralisch. So wie die Einigung Deutschlands nicht möglich war ohne Losreißung von Oestreich, so war die Losreißung von Oestreich nicht möglich ohne Anwendung von Gewalt.

Wer nun dies mit voller Klarheit einsah, wem es nur eine Frage der Zeit war, daß die Alternative, Zerschlagung Preußens oder Losreißung von Oestreich, in eine acute Krisis überging; wer endlich das höchste Glück des freigebornen Menschen in dem Vollgefühl der Nationalität fand: für den mußte es nicht nur sittlich erlaubt sondern sittlich geboten erscheinen, den Zeitpunkt der doch unvermeidlichen Krisis so zu bestimmen, daß ein günstiger Ausgang vorauszusehn war.

Dies ist der Gesichtspunkt, Bismarcks politische Thätigkeit richtig zu würdigen.

Hat er nach einem fest vorgezeichneten Plan gehandelt? oder hat der Zufall seine Hand geführt? Noch immer neigt

ein großer Theil unsrer Politiker zur letztern Meinung. Man weiß, daß er bei seinem ersten politischen Auftreten auf's heftigste dieselbe Politik bekämpft hat, die er später befolgte. Man datirt den Umschlag von den Reibungen mit den östreichischen Bundestagsgesandten, und sucht das Motiv in persönlicher Rancune. Man weiß auch aus den letzten Jahren manche Aeußerungen anzuführen, die einander widersprechen. Und so kommt man zu dem Resultat, das Glück habe mehr zu den Erfolgen gethan, als ein wohlüberlegter Entwurf.

Man muß sich zunächst nur darüber verständigen, was man unter einem planvollen Handeln verstehe. Es wäre doch eine sonderbare Zumuthung an den Schachspieler, er solle mit seinem Plan fertig sein, ehe das Spiel angefangen hat: er kann ja nicht wissen, was der Gegner ziehn wird. Der rechte Plan entwickelt sich in der Mitte des Spiels, und der planvolle Spieler zeigt sich einmal darin, daß er die verschiednen Möglichkeiten vorher sorgfältig combinirt und sich auf jede einzelne gefaßt macht, dann aber darin, daß er sich durch die Rücksicht auf seinen Gegner in dem Zusammenhang seiner eignen Gedanken nicht irren läßt. Auch in der Politik wird man mit gegebnen Größen rechnen müssen, und noch dazu mit Größen die sich beständig ändern: ein unerwarteter Todesfall tritt ein, Einflüsse machen sich geltend, die aus vorher ganz verborgnen Keimen hervorgehn; so sorgfältig man im voraus berechnen mag, alle Ereignisse kann man nicht voraussehn, und auch der bestüberlegte Plan wird bei Veränderung der Sachlage Modificationen erleiden müssen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Grafen Bismarck, die vielleicht noch in keinem historischen Charakter vorgekommen ist: eine Combination von grenzenloser Offenherzigkeit im Ganzen und Großen, und von eiserner Verschlossenheit im entscheidenden Augenblick. Jahre lang bevor er Minister wurde, hatte er sich über das, was er vorhatte, mündlich und schriftlich ohne alle

Rücksicht ausgesprochen, und als er Minister war, hat er selbst über die Mittel, die er zu seinen Zwecken anwenden wollte, auf das Vertraulichste mit aller Welt geplaudert. Dennoch hat er im kritischen Augenblick alle Welt überrascht.

Ich glaube nicht, daß dies Verfahren durchaus berechnet war. Sein Geist ist in starker, unablässiger Arbeit, und es ist ihm innres Bedürfniß, diesen Proceß zuweilen laut werden zu lassen. Es kommt auch wohl vor, daß es zur Unzeit geschieht. Sein Gedankengang ist aber durchaus ein eigner; er läßt sich nicht leicht darin stören, und fremden Ideen ist er nur zugänglich, wenn sie eine augenblicklich empfundene Lücke in seinem Denkproceß ergänzen. Wenn er sich mit seinen Ideen verschließt oder wenn er den Zusammenhang fremder Ideen scharf beobachtet, so ist das nicht Natur, sondern ein Zwang, den er sich mit energischem Willen auferlegt.

Ueber seine Entwicklung im Großen und Ganzen sagt Bamberger ein vortreffliches Wort. Er weist in den Ideen, die Graf Bismarck von Zeit zu Zeit auf's Papier geworfen hat, den Reflex einer innern Arbeit nach, die mit Nothwendigkeit zu folgender Anschauung führt: daß der Hauch des göttlichen Rechts nicht genügt, eine Macht zu regeneriren, daß sie, um zu wachsen, genöthigt ist, sich die lebendigen Kräfte des Bodens anzueignen, in welchem sie wurzelt. „Bismarck's Ausgangspunkt war das dynastische Interesse, seine royalistische Erziehung zeigte ihm die Majestät des Souveräns als untrennbar von der des Landes. Indem er seine Gedanken erweiterte, schritt er durch Induction vor, und kam schließlich zum Bewußtsein der elementaren Wahrheiten, in die wir Andern durch die Erziehung eingeführt werden. Im Grund seiner Seele ist er immer derselbe geblieben. Seine Art zu sein wird immer auf seinen Ausgangspunkt und sein inductives Verfahren deuten. Er ist ein Empiriker im großen Stil, und sein überlegner Instinct hat ihn zur Entdeckung von

Gesetzen geführt, welche die Wissenschaft durch das umgekehrte Verfahren aus der Synthese hervorgehn läßt. Seit lange war die nationale Partei zu dem Entschluß gekommen, daß man das preußische Königthum als Werkzeug gebrauchen müsse. Nun findet sich endlich ein Mann, der, vom preußischen Königthum ausgehend, begreift, daß man das nationale Princip gebrauchen müsse. Aus diesem Begegnen haben sich die Ereignisse entwickelt."

Die Darstellung ist geistreich und auch richtig, wenn man nur nicht übersehn will, daß ein großer Unterschied darin liegt, ob man eine Sache als Mittel oder als Zweck auffaßt. Wenn man diesen Unterschied festhält, wird man eher begreifen, daß derselbe Mann, der im Juni 1866 zur Einigung Deutschlands das Parlament gewissermaßen erfindet, im April 1849 dem König auf's entschiedenste abrathen konnte, die Krone aus den Händen des Parlaments zu empfangen.

Ich erinnere mich noch sehr wohl einiger Aeußerungen, die er damals that. Er warnte vor dem Bunde mit der Paulskirche: die Revolution, meinte er, würde einmal dem Kaiser zurufen wie Kaspar im „Freischütz": „Meinst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?" und als es nachher, da die Strafbayern in Kurhessen einrücken sollten, zum Kriege zwischen Oestreich und Preußen zu kommen schien, that er die sehr charakteristische Aeußerung: „Wenn mein König sagte, dies Land gefällt mir und ich will es haben! so würde ich mit Vergnügen dabei sein; aber darum handelt es sich nicht. Es handelt sich darum, ob Hassenpflug oder Bayrhöfer in Kassel regieren soll, und das ist mir ganz einerlei, dafür will ich kein preußisches Blut vergießen lassen." — Ich bin weit entfernt, diese burschikose Aeußerung zu loben, aber sie zeigt so viel, daß die Scheu vor der Legitimität sämmtlicher Fürsten schon damals nicht bis zum Fanatismus bei ihm gestiegen war.

Der Unterschied zwischen 1849 und 1866 lag nicht blos in

der Reife des Mannes, sondern auch in der äußern Lage. Daß die Annahme der deutschen Kaiserkrone so viel hieß als Krieg mit Oestreich, konnte Einem, der gewohnt war den Dingen in's Auge zu sehn, nicht zweifelhaft sein. Zu einem hoffnungsvollen Kriege gegen Oestreich fehlten aber nicht weniger als alle Vorbedingungen. Die preußische Armee war in vollster Desorganisation. Sämmtliche europäischen Großmächte neigten sich auf die Seite Oestreichs. Die Bundesgenossenschaft, welche der Beschluß der Paulskirche dem preußischen Königthum zuführte, zählte so gut wie gar nicht. Die revolutionäre Partei war nicht für, sondern gegen die Kaiserwürde. Die überwiegende Mehrheit der Abgeordneten, die für den Kaiser gestimmt hatten, waren aus Preußen oder aus den kleinsten Staaten; in den Mittelstaaten hatte man das Publicum nicht weniger als die Regierung gegen sich. Dazu waren mit der Kaiserwürde die aller unklarsten Vorstellungen verbunden. Zwar hatte man Friedrich Wilhelm IV. gewählt, weil er König von Preußen war, aber um keinen Anstoß bei der Demokratie und den Süddeutschen zu erregen, sollte er nun gewissermaßen aufhören, König von Preußen zu sein. Frankfurt sollte der Mittelpunkt des neuen imaginären Reichs werden.

Indeß auch aus diesen äußerst verwickelten Verhältnissen hätte eine entschlossene Hand etwas machen können. Das Entscheidende war, daß diese entschlossene Hand fehlte. Die Geschichte wird anerkennen, daß Graf Bismarck bei allem Geschick, aller Erfindsamkeit und aller Energie, doch sein Werk schwerlich würde durchgesetzt haben, wenn nicht an seiner Seite ein König gestanden hätte, der im entscheidenden Augenblick entschlossen war, seine Krone auf's Spiel zu setzen. Ein solcher Mann war Friedrich Wilhelm IV. nicht. Die Fernerstehenden mochten sich über ihn täuschen, wer aber überhaupt Zugang zum Hofe hatte, kannte ihn hinlänglich. Es lockte ihn sogar, mit der Gefahr zu spielen

und bis nahe an den Rand zu treten, wo ein kühner Sprung nothwendig war: auf diesen Sprung war aber nicht zu rechnen.

Unter der Leitung eines solchen Charakters kann ein gewagtes Unternehmen zur völligen Vernichtung führen. Die Geschichte der Unionsbestrebungen von 1849 und 1850 macht einen heillosen Eindruck. Uebermuth beständig wechselnd mit Verzagtheit; ein halbes Wollen, das sich im Augenblick groß gebärdete, dann aber sofort durch Zwischengedanken gehemmt wurde. So schritt der Staat ohne Zweck und einheitliche Leitung, herausfordernd und ungerüstet, bis an den Rand des Abgrunds, bis man dann endlich den Schimpf der Gefahr vorzog. Dieser Politik gegenüber war für einen Mann, der ohnehin durch seine Antecedentien an die legitimistische Partei gebunden war, die einzig passende Rolle die der rücksichtslosen Opposition, und die Idee der Legitimität war wenig mehr als ein Aushängeschild.

Herr von Bismarck gehörte zwar seinen Neigungen und Ueberzeugungen nach zur feudalen Partei, zur Partei der Märkischen Junker, deren strenger Royalismus doch den Hinterhalt hatte, daß sie im König den ersten ihres Gleichen sahen; was er im vereinigten Landtag und den darauf folgenden Versammlungen sprach, war wirklich seine damalige Ansicht. Aber sein Auftreten hatte nicht blos den resignirten Zweck, für die Partei zu wirken, es sollte ihm zugleich die Stellung im Staat gewinnen, für die er sich berufen glaubte, nämlich die erste. Auf dem gewöhnlichen büreaukratischen Wege Carrière zu machen, hatte er bald aufgegeben; als Führer der gefürchteten feudalen Partei trotzte er Manteuffel den einflußreichen Posten am Bundestag ab. Nachdem er diesen erreicht und mitten in der activen Politik stand, mußten seine Mittel wie sein Zweck sich modificiren.

Daß man seine Vergangenheit mit dem, was er nun wollte, nicht in Einklang zu bringen verstand, nahm seinen Entwürfen im Publicum allen Glauben. Das hat sich nun gründlich geändert.

In der Masse des Volks ist die Ueberzeugung, daß Graf Bismarck vollständig Alles durchschaut, was in Europa vorgeht, und im rechten Augenblick schon die Mittel finden wird, alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, bis zu einer Art Aberglauben gesteigert. Eben darum glaubt man ohne Gefahr ihm neue Steine in den Weg werfen zu dürfen, und verhöhnt die Nationalliberalen, daß sie es für nöthig halten, ihn zu unterstützen: er wird, was er will, schon durchsetzen, mit oder ohne Hülfe; ihm beistehn zu wollen, ist von einem Liberalen ebenso unnütz als unwürdig.

Denn er ist nicht liberal. Die Zwei-Seelentheorie ist eine Schwärmerei: so äußern sich im Verein Conservative und Demokraten. Auch Graf Eulenburg findet es komisch, daß man die alten Führer der Conflictzeit, Bismarck und Roon, plötzlich in den Verdacht des Liberalismus bringt. Der Spott erhielt reichen Beifall auf der rechten wie auf der linken Seite des Hauses, und eine nicht kleine Zahl der Nationalliberalen, die sich noch immer nicht von dem Wahn trennen können, „liberal" und „gut", „reactionär" und „schlecht" seien identische Begriffe, wurden stutzig. Aber nicht darum war den Herren v. Bismarck und v. Roon Indemnität ertheilt, nicht darum war ihnen eine Dotation zugesprochen worden, weil sie sich plötzlich als liberal entpuppt, sondern weil sie durch die Tüchtigkeit in ihrem Fach die öffentliche Meinung beschämt hatten. Der Conflict war gekommen, weil man der militärischen und diplomatischen Energie der Regierung mißtraute; sobald die Thatsachen dies Mißtrauen widerlegt hatten, gab man die Verfolgung des Rechtsanspruchs auf.

Es ist eine Thorheit, das Zusammenwirken der beiden Factoren als einen gegenseitigen Austausch von Gefälligkeiten aufzufassen, als ob der Bundeskanzler, wenn man ihm etwas Nationales concedirte, zur Entschädigung dafür etwas Liberales

concediren müßte. So mag die Fortschrittspartei, so kann aber nicht die nationale Partei denken. Einerlei wie wir in andrer Beziehung zu ihm stehn, in der nationalen Sache sind wir eins, und er ist unser Führer, nicht weil wir ihn gewählt haben, sondern weil er von der Geschichte uns gesetzt ist. Er ist die elementare Macht, die wir in Rechnung ziehn müssen, wenn wir auf dem Gebiet der historischen Thatsachen nicht irren wollen. Hätten wir uns einen Führer erfinden können, so wäre er wohl anders geworden, er hätte weder Nervenleiden noch Heftigkeit, noch Uebermuth gehabt. Aber leider erfindet man dergleichen Leute nicht, sie werden von der Natur octroyirt und man muß sehn, wie man mit ihnen fertig wird. Wenn die lebendige Kraft der Geschichte, oder die Vorsehung oder wie wir es sonst nennen wollen, eine solche Gestalt, wie sie in Jahrhunderten nur einmal vorkommt, hervorbringt, so ist es unsre nächste Pflicht, uns zu bemühn sie zu verstehn; aber wir müssen nicht etwa glauben, sie bereits verstanden zu haben, wenn wir das hergebrachte Maß unsrer bisherigen Lebenserfahrungen an sie anlegen. Eine elementare Kraft entzieht sich ebenso dem gewöhnlichen Maß, wie sie sich selber unbewußt ist: vielleicht wäre kein Mensch weniger geeignet, über die historische Erscheinung des Grafen Bismarck ein abschließendes Urtheil zu fällen, als Bismarck selbst. Ob uns vollends eine solche Figur gefällt, ob sie uns gemüthlich, angenehm oder bequem ist, darauf kommt gar nichts an: ich möchte den sehen, dem die historische Person des Alten Fritz durchweg gemüthlich, angenehm oder bequem gewesen wäre.

Bismarck ist in der nationalen Sache unser Führer, und dazu gehört, daß wir in Dingen, die wir nicht vollständig übersehn können, ihm trauen. Die gegenwärtige Verstimmung des Reichstags beruht hauptsächlich darauf, daß die nationale Bewegung in Stocken gerathen zu sein scheint. Wir verstehn nicht,

wie Graf Bismarck im Augenblick unsre Lage gegen Frankreich auffaßt; wir verstehn nicht, warum wir den neusten Herausforderungen des Kaiser Napoleon nicht mit einem festen Widerstand entgegentreten, warum die zum Norddeutschen Bund gehörigen Mittelstaaten mit so ungewöhnlicher Rücksicht behandelt werden, warum wir die Südstaaten, als ob es uns gar nichts anginge, frei gewähren lassen. Daß wir das alles nicht verstehn, verstimmt uns, und verleitet uns, da wir in diesem Punkt nichts leisten können, andre Punkte, über die wir uns sonst nicht ereifern würden, mit ungebührlicher Wichtigkeit zu behandeln.

Wenn nur unzeitige Geschäftigkeit nicht mitunter Schaden thäte! — Die Feinde der deutschen Einheit in Paris, in Wien, in Hietzing fürchten nicht den abstracten Einheitsgedanken oder dessen principielle Träger, sondern sie fürchten Graf Bismarck und die preußische Armee. Was diesen Abbruch thut, schreiben sie sich als Gewinn zu. Es mag ein Unglück sein, daß für den Augenblick die ganze Bewegung des deutschen Gedankens in Einer Persönlichkeit sich concentrirt, die den Einflüssen der Stimmung und des physischen Befindens ausgesetzt ist, aber es läßt sich einmal nicht ändern.

Außerdem läßt sich in der auswärtigen Politik nicht alles, was man vorhat, in einem logisch ausgeführten Programm formuliren, und einiges Zutrauen muß man schon dem schenken, der sich bereits gegen die öffentliche Meinung bewährt hat. Das Urtheil über Bismarcks Politik ging Ende 1863 bis Mitte 1866 in derselben Unsicherheit wie jetzt.

Die nervöse Erregtheit, mit der Graf Bismarck unzeitgemäße Zumuthungen der nationalen Partei aufzunehmen pflegt, hat auch einen innern Grund. Ein energischer willensstarker Mann kann sich schwer vorstellen, daß man mit einer gewissen Ostentation etwas in Scene setzt, ohne einen Zweck zu haben. Da er selber stets zweckvoll handelt, so setzt er bei jedem ganzen oder

halben Gegner voraus, er wolle etwas: und dies Mißtrauen führt ihn leicht irre. Er kann sich Politiker nicht ohne Ehrgeiz vorstellen, und traut auch der nationalen Partei mehr Ehrgeiz zu, als sie hat. Da er ferner gewöhnt ist, in der großen Politik mit benannten Ziffern zu rechnen, und vor der abstracten Arithmetik wenig Achtung hegt, da er aus seiner Erfahrung als benannte Ziffern Fürsten, Minister, Generale, Börsenmänner und Regimenter kennt, so substituirt er, wenn man ihm im Parlament reine Algebra vorträgt, unwillkürlich diese benannten Ziffern den Buchstaben, die man ihm weist. Die schwersten Steine, die man seiner Politik in den Weg warf und die er wegräumen mußte, kamen nicht von Rednern der Fractionen, sondern von Generalen, Cabinetsräthen, Diplomaten, Prinzen und Prinzessinnen. Wenn ihm also ein neuer Stein in den Weg fliegt, so sieht er nicht auf den, der ihn zuletzt geworfen hat, sondern er fragt erst: von wem ist er angestiftet? und er sucht, wie gesagt, nach den benannten Ziffern.

Der Bundeskanzler hat Großes gethan, seine Macht und sein Einfluß ist gewaltiger, als die irgend eines frühern Ministers. Aber Macht und Einfluß beruhen ausschließlich auf dem Vertrauen des Königs. Auf eine Partei kann er sich nicht stützen. Die Conservativen folgen ihm, weil er in der innern Politik wenigstens theilweise die Interessen ihres Standes vertritt: aber ein Minister von conservativer Farbe, der nach Außen hin mehr den Traditionen der Partei folgte, weniger unternehmungslustig wäre, sich weniger mit Parlamenten und anderm Schwindel abgäbe, würde ihnen willkommner sein. Die Nationalliberalen folgen ihm, weil er den Norddeutschen Bund gegründet und den Norddeutschen Reichstag eingerichtet hat: aber ein Minister, der damit zugleich liberale Principien verbände, würde ihnen lieber sein. Den Einen wie den Andern kommt es nur darauf an, die betreffende Persönlichkeit zu finden. Nun stehn hinter den beiden Gruppen

benannte Zahlen, mächtige Hofparteien, deren Einfluß vielleicht morgen oder übermorgen größer und entscheidender sein dürfte als heute. Das alles sieht Graf Bismarck, der eben in der praktischen Politik sich bewegt, deutlicher als das Publicum: er sieht es vielleicht, durch die Brille des Mißtrauens geschärft, in übermäßig gesteigerten Dimensionen.

Man hat Graf Bismarck getadelt, daß er die neuen Einrichtungen ganz auf seine Person zuschneidet; ein echter Staatsmann würde vielmehr durch die bleibenden Institutionen sich selbst entbehrlich zu machen suchen. Der Vorwurf ist vollbegründet. Aber ein Mann, der das gethan, was Bismarck gethan, hat eben in seiner Natur etwas, was ihn zwingt, so zu handeln. Bei der Kraft zum Handeln, die er in sich fühlt, denkt er nicht daran, sein Handeln entbehrlich zu machen. Das ist schade, aber — es ist so.

V.

Waldeck.

21. Mai 1870.

Das Leichenbegängniß des berühmten Führers der Linken war ein Schauspiel, wie wir es nicht bald wiedersehn. Die Haltung der ungeheuren Volksmasse, die sich an dem Zuge betheiligte, war ernst und würdig. Es war darunter eine große Zahl Maschinenarbeiter und andre Angehörige der untersten Volksklassen, die durch die Agitation der Socialisten keineswegs die Ordnung und den Anstand in ihren Versammlungen gewöhnt sind. Trotzdem, und obgleich sich kein Schutzmann blicken ließ, bewegte sich die Masse in ernster Stille und Ordnung weiter; keiner trat aus Reih' und Glied. Etwas muß freilich in Rechnung gebracht werden, daß die Demokratie ein Bedürfniß

hatte, einmal in einer recht großartigen Demonstration wieder ihre Existenz zu bekunden. Aber es ist das nicht allein: es war wirklich ein gemeinsames Gefühl, das die Massen bewegte. Waldeck war, zwei Männer ausgenommen, der populärste Charakter von Berlin. Diese Ausnahmen sind der König und Graf Bismarck. Wenn Ihnen die Zusammenstellung von Waldeck und Bismarck wunderlich vorkommt, so kann ich nur sagen, es steckt überhaupt viel Wunderliches im Menschen.

Woher schreibt sich die große Popularität Waldecks? Die Frage ist um so eher aufzuwerfen, da Waldeck die gewöhnlichen Mittel zur Erlangung der Popularität verschmähte. Ich habe sein Leben nicht so genau verfolgt, um behaupten zu können, daß er überhaupt nie in einem Bezirksverein oder sonst vor einer Volksmasse als öffentlicher Redner aufgetreten ist. Aber für die Zeit, wo ich meine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet habe, kann ich es in der That behaupten. Diese Art der Agitation überließ er seinen nähern oder fernern Freunden, den Schulze-Delitzsch, Löwe-Calbe, Franz Duncker und Volksrednern untergeordneter Art. Etwas bestimmte ihn dazu wohl die Rücksicht auf sein Amt, ich glaube aber, er selbst fühlte sich zu vornehm für dergleichen. Er war ein consequenter Demokrat, aber nebenbei eine vornehme Natur, und darin lag sein Zauber. Nur selten begeistert sich die Masse für einen ihresgleichen; auch zum Führer im Kampf gegen die Aristokratie nimmt sie am liebsten einen Aristokraten.

Er war eine stattliche Erscheinung, wenn er durch die Straßen ging, der große Mann mit dem schneeweißen, vollkommen wohl erhaltenen Haar, den sehr ausdrucksfähigen sprechenden Zügen, der feinen durchsichtigen Haut, der Haltung, die selbst bei heftiger Erregung etwas Würdevolles hatte. In den tollsten Zeiten wäre es keinem Berliner Demokraten eingefallen, ihn „Bruder Waldeck" anzureden und ohne weiteres ihm die

Hand zu schütteln: man stand vor ihm mit abgezogenem Hut und sagte: „Herr Obertribunalsrath!“ Selbst in der Bierstube zum „schweren Wagner“, wo er wenigstens in frühern Jahren jeden Abend Audienz ertheilte, blieb er der Mann von Stande, der sich herabließ. Parteigenossen von größern Ansprüchen fühlten sich ihm gegenüber leicht gedrückt, denn er hatte viel vom Autokraten. Dagegen versöhnte er den kleinen Mann durch eine gewisse anmuthige Unbehülflichkeit in seinen Formen, selbst in seinen Körperbewegungen. Als Parlamentsredner habe ich ihm, abweichend von dem Urtheil der Mehrzahl meiner Parteigenossen, immer eine große Bedeutung zugeschrieben. Es ist wahr, durch Gedankenreichthum zeichnen sich seine Reden nicht aus; er konnte maßlos heftig werden, und in seiner Heftigkeit völlig unhaltbare Dinge vorbringen. Aber was mich jedesmal anzog, wenn er das Wort nahm, war, daß man in die Bewegungen einer mächtig arbeitenden Seele blickte. Sein wechselnder Gesichtsausdruck, seine vor Erregung zitternde, unter Umständen gewaltige Stimme, das Alles sprach und erregte den Antheil des Hörers, während es mir bei andern berühmten Rednern, auch wenn sie leidenschaftlich werden, oft so vorkommt, als sagten sie eine auswendig gelernte Lection her.

Ehe Waldeck zur constituirenden Nationalversammlung gewählt wurde, war er in Berlin fast gänzlich unbekannt. Im Gegensatz zu den meisten seiner Parteigenossen, die sich schon früher durch Agitation einen Namen gemacht, verdankte er seine Wahl ausschließlich seiner Wahlrede, die zwar ruhig gehalten war, in der aber die Kenner mit Recht den entschiedensten Radicalismus entdeckten. Im Parlament nahm er sofort die Führung der Linken und somit in entscheidenden Fällen die Führung des Hauses. Die Demokratie verstand zwar sehr laut ihr Freiheitsbedürfniß auszusprechen, war aber wenig geeignet, diese Freiheit zu formuliren, weil ihr Geschäftskenntniß und

Einsicht in die Bewegungen des wirklichen Lebens fehlte. Hier fand sich nun ein im hohen Grade geschäftskundiger Mann, der für seine Ideen sofort den praktischen Ausdruck suchte, und Erfahrung genug besaß, ihn zu finden. Die Staats-, Kreis- und Gemeindeverfassung, die er entwarf, enthielt keine abstracten Ideen, keine unklaren Schemen, sondern sehr greifbare praktische Bestimmungen, die wirklich eingeführt werden konnten und die, wenn eingeführt, eine absolute Umwandlung des ganzen Staatslebens bewirkt haben würden. Diese Thätigkeit wurde durch etwas getragen, was keinem wirklichen Parteiführer fehlen darf, durch einen unbedingten Glauben an sich selbst, der auch die Andern zum Glauben zwang. Bei den andern parlamentarischen Größen kam immer ein Augenblick, wo sie entweder selbst an sich zweifelten oder durch ihr Verhalten dem Publicum Grund zum Zweifel gaben. Bei Waldeck nie; ebenso consequent wie sein Glaube an seine Ideen, war sein Glaube an seine Kraft. Da er zudem in seinem Privatleben nie eine Blöße gab, wurde neben dem Beiwort des „entschiedenen" Mannes auch das des „ehrlichen" für ihn üblich.

Als nun die Reaction eintrat, fand das Verhalten seiner bisherigen politischen Freunde — er hat daraus kein Hehl gemacht — bei ihm keine Billigung; er war nicht für den passiven Widerstand. In der zunächst einberufenen zweiten Kammer machte er ganz den Eindruck eines Volkstribunen, und forderte durch seine leidenschaftliche Vertheidigung der Revolution und des vermeintlichen Rechtsanspruchs, den das Volk durch die Barrikaden erworben habe, die Wuth der Reaction heraus, die sich nach Auflösung der Kammer in dem berüchtigten Proceß Luft machte. Es war gewiß der größte Scandal, der in Preußen vorgekommen ist. Der Proceß eröffnete einen Blick in die Kloaken, mit denen sich die Reaction eingelassen hatte, freilich legte er auch ein günstiges Zeugniß für die Integrität des

preußischen Richterstandes ab. Waldeck hatte fast ein halbes Jahr in Untersuchungshaft gesessen, er erschien nun der Menge als Märtyrer, und seine würdige Haltung während des Processes gewann ihm auch den Theil des Publicums, der sonst von seinen Theorien nicht eingenommen war.

Vielleicht war die Wahlenthaltung der Demokratie während der nächsten acht Jahre nicht ungünstig für seine Popularität. Wäre er in der Kammer gewesen, so hätte er nicht mehr ausgerichtet als die altliberale Opposition, es war eben nichts auszurichten. So aber konnte das Publicum sich sagen: wäre Waldeck unser Vertreter, so würde Alles anders gekommen sein! Dies schien sich nun zwar nicht zu bewähren, als unter der neuen Aera Waldeck wieder ein Mandat annahm. Aber seine Popularität erhielt einen neuen Schwung durch den unvorsichtigen Angriff Vincke's. Der größte Theil der liberalen Presse nahm blind für ihn Partei: es schien sich nicht mehr um den Gegensatz von Liberalismus und Demokratie sondern um den Gegensatz von Junkerthum und Bürgerthum zu handeln, und Waldeck wurde als Vertreter des reinen Bürgerthums gefeiert. So nahm die Fortschrittspartei ihn unbesehens unter ihre Führer auf. Er wurde der wirkliche Führer, als es zum Conflict kam, als jeder Gedanke des Ausgleichs und des Compromisses unmöglich schien. Die Rolle, die Waldeck nach 1866 spielte, war unbedeutender. Hier hatten sich nun reale Kräfte ins Spiel gemischt, denen der rein juristische Standpunkt nicht mehr gewachsen war. Er selbst hat seinen Glauben an sich und an die Zukunft seiner Sache nie verloren, aber das Publicum im Ganzen respectirte ihn doch mehr als den ehrwürdigen alten Mann, der sich um den Staat große Verdienste erworben und nur den ungünstigen Umständen habe weichen müssen, nicht mehr als den lebendigen Bannerträger der Zukunft. Auch die Begräbnißfeier war nur ein Act des ehrenvollen Andenkens, sie

war nicht mit dem Gefühl eines großen Verlusts verbunden, den die Sache erlitten habe.

Unser Gegensatz gegen Waldeck läßt sich an einem bestimmten Punkt feststellen.

In der alten preußischen Verfassung war der Aristokratie ein übermäßiger Antheil am Staat verstattet. Dieser Antheil mußte beschränkt, dem Bürgerthum eine freiere Entwickelung vergönnt werden. Darin sind wir mit Waldeck einig. Aber Waldeck wollte die Aristokratie aufheben, wir wollen sie, in gemessenen Grenzen, erhalten, als werthvolles productives Moment des Staats, als natürliche Folge gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Thatsachen.

In der alten Verfassung war der Büreaukratie ein übermäßiger Einfluß verstattet, der unabhängigen Bevölkerung fehlte die freie Bewegung, fehlten die Organe gesetzlicher Einwirkung auf das Staatsleben. Daß beides geändert werden mußte, darin sind wir mit Waldeck einig. Aber Waldeck wollte auf den Organen der unabhängigen Bevölkerung das ganze Staatsleben aufrichten, er wollte die Büreaukratie keineswegs abschaffen (er hatte im Gegentheil einige recht büreaukratische Neigungen), aber aus dem Parlament hervorgehn lassen. Er ist zwar, wie ich glaube, nie Republikaner gewesen, dazu war er schon ein zu entschiedner Preuße, aber das Königthum sollte wirklich nur das bekannte Pünktchen über dem J sein. Wir wollen Königthum und Parlament als zwei berechtigte Factoren neben einander bestehn lassen, und dem erstern in gewissen Dingen, z. B. in Bezug auf die Armee, das Uebergewicht zugestehn, das durch unsre Lage und unsre Geschichte mit Nothwendigkeit bedingt ist. Einfacher ist Waldecks System allerdings, aber in der Politik ist das Einfachste nicht immer das Beste. Für alles Complicirte fehlte ihm der Sinn, und die Wirklichkeit ist doch einmal etwas Complicirtes. So hat

er nie ein Interesse an den deutschen Einheitsbewegungen gezeigt, so lange sie sich in der complicirten Form des Bundesstaats bewegten: gegen einfache Annexionen hatte er nichts einzuwenden.

Diese und ähnliche Differenzen, die heute noch ebenso bestehn als früher, lassen uns unsern frühern Kampf gegen Waldeck als vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Aber auch den Gegner, der fest und ehrlich in seinen Ueberzeugungen steht, darf und soll man ehren, und diese Ehre wird dem Andenken Waldecks nie versagt werden.

VI.

Karl Twesten.

17. October 1870.

Wir begraben morgen einen der besten und edelsten unsrer parlamentarischen Vorkämpfer, Karl Twesten, einen Mann, dem mehr als irgend einem andern das Beiwort zukäme: ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Twesten ist 51 Jahre alt geworden, er war nie verheirathet und lebte bis zuletzt als Sohn vom Hause in dem glücklichen und hochgeachteten Familienkreise seiner Eltern. Von Geburt ein Schleswig-Holsteiner, wovon seine Sprache noch einige Anklänge zeigte, kam er früh mit seinem Vater nach Berlin, und seine ganze Bildung und Entwickelung gehört dieser Stadt an, mit deren ausgewähltesten Kreisen er von Jugend auf verkehrte. Er war Stadtgerichtsrath, und behauptete dies wenig einträgliche Amt mit rücksichtsloser Standhaftigkeit gegen die unerhörten Verfolgungen des Grafen Lippe, weil er mit vollem Recht der Ueberzeugung war, daß die Erfüllung einer Pflicht und die Behauptung einer dem Volk nützlichen Stellung

nicht abhängig sein dürfe von den Unbequemlichkeiten, die eine böswillige Regierung darauf bürdet. Er trat erst zurück, als die letzte Verurtheilung in einer Angelegenheit, in der er sich im vollsten Recht wußte, die Würde und Freiheit seiner richterlichen Stellung zu schädigen schien. Einige Zeit darauf erhielt er das Syndicat einer größern Credit-Anstalt; er zögerte lange, es anzunehmen, nicht weil er an seiner Befähigung für diese Stelle zweifelte, sondern weil er in seiner stolzen Uneigennützigkeit auch den Schein vermeiden wollte, als frage er etwas nach äußerm Vortheil. Dies nach meiner Ansicht ungerechtfertigte Bedenken charakterisirt den Mann: sein Stolz war von einer Zartheit, die man in unsrer geschäftseifrigen Zeit nur bei vereinzelten vornehmen Naturen antrifft.

Ich lernte ihn Mitte des Jahres 1862 kennen, in der Zeit, als der Landtag zuerst eine positive Ansicht über die Reorganisation der Armee aussprechen sollte. Bekanntlich waren er, Heinrich von Sybel und Professor Röpell die einzigen innerhalb des linken Centrums und der Fortschrittspartei, die es wagten, dem Gros ihrer politischen Freunde entgegenzutreten und einen Weg der Vermittlung zu suchen. Twesten entwickelte bei dieser Gelegenheit einen Muth, der mir weit mehr imponirte als der Muth, den er ein Jahr vorher in dem Duell gegen Manteuffel gezeigt. Ich suchte ihn auf, und wir sind seit der Zeit in erfreulichem Verkehr geblieben.

Wer sich aus den Zeitungen von seiner politischen Thätigkeit ein Bild gemacht hatte, wurde durch seine Erscheinung nicht wenig getäuscht. Er gehörte zu den Rednern, die man am aufmerksamsten anhörte, und schien doch nichts zu haben, was den Redner macht. Eine Stimme, die dem Ohr nicht wohlthat, ein Vortrag ohne Modulation und ohne Feuer, langsam, in immer gleichem Tonfall, weniger weil ihm die Gedanken nicht reichlich genug zuströmten, als weil er über das Material

seiner Stimme nicht frei verfügen konnte. Er war offenbar schon lange brustleidend, und zwang es nur durch seinen eisernen Willen, die langen Reden zu halten, die ihn sehr angriffen. Dazu eine höchst unansehnliche Figur, unbeholfene Bewegungen, die zum Theil daher kamen, daß der Arm, den Manteuffel getroffen, immer steif blieb; und ein Gesicht, das auch im Schwung eines mächtigen Gefühls den Ausdruck wenig unterstützte. Die Kunstgriffe, deren sich andre gefeierte Redner bedienen, verschmähte er durchaus: er hat nie declamirt, nie nach geistreichen bedeutenden Wendungen gesucht, sich nie um die Unterhaltung seines Publicums bemüht; schlicht und einfach, aber gründlich und ausführlich, trug er das vor, was er zu sagen hatte, und in dem ehrlichen Bewußtsein, streng bei der Sache zu sein, verschmähte er selbst die erlaubten concilianten Wendungen, mit denen man diejenigen versöhnt, die man angreifen muß, denen man sich aber noch immer nahe fühlt.

Es war keine Kleinigkeit, was seine alten Freunde von der Fortschrittspartei im Jahre 1862 von ihm erdulden mußten. Mit schonungsloser Härte deckte er die Verkehrtheit ihres Verhaltens auf, verfolgte sie in alle Schlupfwinkel ihrer Sophistik, und ersparte ihnen auch keineswegs das Wort, in dem die Verurtheilung sich zusammenfaßte. Die Masse der Partei hegte gegen ihn den äußersten Grimm, und einige Monate hindurch wurde sein Name von allen demokratischen Blättern durch den Koth geschleift. Aber der Theil der Partei, der im Landtag saß, verhielt sich vorsichtiger.

Zum Theil wohl aus Klugheit. Twesten trat nicht, wie man erwartet, aus der Fortschrittspartei aus; er wurde durch dieselben Gründe bestimmt, die ihn bewogen, Stadtrichter zu bleiben: er hielt es für seine Pflicht, innerhalb der Fortschrittspartei zu wirken, die, trotz der fundamentalen Differenz in der einen Frage, in den übrigen Ansichten über innere Politik

ihm am nächsten stand; und wenn seine Nachbarn ihm saure Gesichter machten und alles Mögliche thaten, um seine Stellung zu erschweren, so kümmerte ihn das nicht im Mindesten, wo es sich um seine Pflicht handelte. Die Besonnenen der Partei erkannten bald, wie werthvoll es für sie sei, daß er bei ihnen bleibe. Twestens Name war bereits sehr populär, und außerdem war er eine Arbeitskraft ohne Gleichen. Er war der einzige der Partei, der sich um alles kümmerte, der alles studirte, der jede juristische und staatsrechtliche Frage bis ins Detail sich gegenwärtig machte, alle einschlagenden Umstände erwog und im Stande war, ein gründlich motivirtes Urtheil zu fällen.

Schon die Klugheit also gebot, ein so wichtiges Mitglied der Partei nicht wegen einzelner Härten aufzugeben; aber viel mehr wirkte ein moralisches Motiv. Man ärgerte sich über Twesten, aber man konnte ihm keinen Augenblick die vollste Achtung entziehn. Er war ein Mann aus ganzem Holz, streng gegen Andre, aber auch streng gegen sich selbst, mit reinem, stolzem Gewissen: und das Gewissen ist eine Macht, der sich auch diejenigen nicht entziehn, die sonst gern ihr Verhalten nach Opportunitätsgründen bestimmen.

Die Fortschrittspartei ward bald dafür belohnt, daß sie sich durch persönliche Empfindung nicht hatte hinreißen lassen: Twesten hielt die berühmte Rede gegen den Justizminister, die an Wucht alles hinter sich ließ, was bisher die äußerste Demokratie gewagt hatte. Es begann nun das kleinliche Verfolgungssystem, das zwar schließlich Twestens juristische Laufbahn beendete, aber doch den Sturz des Grafen Lippe herbeiführte. Wiederum hatte Twesten sich nicht durch Opportunitätsgründe bestimmen lassen, sondern er war dem Zuge seines Gewissens gefolgt. Es hatte ihn gedrängt, offnes Zeugniß abzulegen gegen die Einmischung vermeintlicher Nützlichkeitsgründe in die Aussprüche des Rechts, und er hatte die

Regierung ebenso wenig geschont als früher seine demokratischen Parteigenossen.

Das Leben eines gewissenhaften Mannes in jenen bänglichen Tagen des Conflicts war kein erfreuliches. Zu den resignirten Naturen gehörte Twesten nicht, die, wenn sie ihr Wort gesagt, ihre Seele gerettet glauben und den lieben Gott walten lassen. Ihm war der Haß des Unrechts eine Leidenschaft, und er fühlte sein Fortbestehn im innersten Gemüth, während die Offenheit seines Blicks ihm auch den leichten Trost nicht versagte, mit der Zeit werde durch Wiederholung des Urtheils das Unrecht abgeschafft werden. Er war gesund in seiner geistigen Natur, zäh und nicht leicht zusammenzudrücken, aber er war nicht sanguinisch, und das Unrecht fraß an seinem Herzen. Es ist schwer zu sagen, was grade aus solchen bevorzugten Naturen geworden wäre, wenn sie in dieser schwülen Atmosphäre länger hätten athmen müssen.

Glücklicherweise kam das Ungewitter des Jahres 1866 und Twesten war einer der ersten und entschiedensten, welche den neuen Zeitumständen gemäß die Trennung der nationalliberalen Partei von der Fortschrittspartei herbeiführten. Er hatte die klarste Einsicht in das, was nun nothwendig war, und sobald er diese hatte, verbot sein Pflichtgefühl jedes Schwanken. Aber ich muß hinzusetzen: was er that, that er nicht mit rechter Freude. Er acceptirte die Lage der Dinge, die nun nicht mehr zu ändern war, aber es fehlte viel daran, daß er sich dadurch gehoben gefühlt hätte. Die Festigkeit seines Charakters, die ihn gegen alle Einwirkung des Unrechts stählte, erschwerte auch seinem Blick, sich an einen weitern Horizont zu gewöhnen.

Ich glaube, unter allen Mitgliedern der nationalliberalen Partei war Twesten derjenige, der Graf Bismarck am wenigsten Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sein Urtheil über ihn war vom Rechtsstandpunkt fertig, ehe die große Action begann, — und

er hat dies Urtheil im Wesentlichen nicht geändert. Die Fähigkeiten des leitenden Ministers mußte er freilich nach der Erfahrung höher anschlagen, als vor derselben, und auch das that er ungern und mit großen Restrictionen; aber moralisch stand er ihm grade so gegenüber als sonst. Daß hier eine historische Erscheinung eintrat, die man nicht mit den geläufigen Moralbegriffen erschöpfen konnte, sondern an der man diese Moralbegriffe erweitern und berichtigen mußte: dies einzusehn, war sein Rechtsgefühl zu juristisch geschult. Die Abneigung war gegenseitig: Bismarck wurde nervös, so oft Twesten sich erhob, und kam ihm einigemale selbst dann herausfordernd entgegen, wenn Twesten nicht die mindeste Absicht hatte, mit ihm anzubinden. Die Naturen waren zu verschieden: beide sind gleich nothwendig und werthvoll als Ausdruck für die sittliche Kraft eines Volks.

Seit anderthalb Jahren rang Twesten mit dem Tode. Wie er dies schwere Leiden männlich ertragen, wie er bei der traurigen Siechheit des Körpers die Gesundheit seiner Seele kräftig bewahrt, wie er alle Angelegenheiten der Culturbewegung mit warmem und regem Antheil verfolgt, wie er vom Krankenlager aus, auf dem er sich kaum regen konnte, so gut es gehn wollte, seine Pflicht erfüllt hat, das ist ein wahrhaft erhebendes Schauspiel. Das Vaterland wird den treuen, tüchtigen Sohn in Ehren halten, aber wärmer noch wird sein Andenken bei den Freunden leben. Denn er war nicht blos ein eifriger und strenger Arbeiter im Dienst des Rechts und der Pflicht, sondern ein herzensguter Mensch, mit dem schönsten und reichsten Gemüth.

VII.

Der Realismus in der Kunst.

24. October 1869.

Der Besuch der diesjährigen Kunstausstellung hat mich angeregt, die Richtung zu kennzeichnen, welche die moderne Kunst seit Jahren genommen hat und in der sie sich mehr und mehr zu befestigen scheint.

Im Allgemeinen ist diese Richtung erfreulich. Zunächst hat sich die Technik seit einem Menschenalter erstaunlich gehoben. Wie schal und nüchtern kommen uns heute selbst in Farbe und Contour die Gemälde der Düsseldorfer Schule vor, die vor dreißig bis vierzig Jahren so allgemein gefeiert wurden! Aber die vervollkommnete Technik allein ist es nicht, was den Fortschritt ausdrückt: man wird sich immer klarer darüber, was die Kunst mit ihren Mitteln bezweckt.

Man pflegt für die modernen Künstler das Stichwort des Realismus zu gebrauchen. Was dies sagen will, drückt am besten Goethe aus im Vorspiel zum „Faust", wo der Schauspieldirector den Dichter ermahnt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant!" Mehr und mehr bemüht sich die Kunst in allen ihren Zweigen, das Ideale in der Nähe zu suchen. Man giebt es auf, die Natur nach academischen Gesetzen zu schulmeistern, man hat durch vertieftes Studium sich überzeugt, daß sie klüger ist als ihre Kritiker, daß, ehe man daran denkt, sie zu verbessern, man erst versuchen muß, sie zu verstehn: freilich nicht um dann mechanisch zu copiren, sondern in ihrem Geist frei zu schaffen. Sehr hübsch hat Gottfried Keller im „grünen Heinrich" die Gradation des Verhaltens zur Natur dargestellt. Zuerst zeichnet der angehende Landschaftsmaler ideale Bäume, gleichsam aus dem

Handgelenk, nach der Schablone der Schönheitslinie. Ein aufmerksamer Meister zeigt ihm, daß so die Natur nicht in ihrer nackten Schönheit, sondern im Reifrock erscheint, und nöthigt ihn, die Bäume, wie sie in der nächsten Umgebung vorkommen, selbst bis auf den Mißwuchs und alle Zufälligkeiten mit ängstlicher Treue zu copiren; er weist ihm die eigenthümlichen Schönheiten nach, die aus diesem scheinbaren Spiel des Zufalls entstehn, und die keine Phantasie erfinden könnte. Es ist das ganz richtig: erst muß man die Natur buchstabiren lernen, ehe man sie lesen kann. Aber nun begeht er den Fehler, bei dieser zweiten Stufe stehn zu bleiben, und was nur Vorschule sein sollte, zum letzten Zweck der Kunst zu machen. Mit vollem Fug emancipirt sich daher der „grüne Heinrich" von der Gewalt des Buchstabens, und sucht dem Gedanken der Natur, nachdem er dessen Elemente inne hat, mit Freiheit nachzudenken: der unechte und der echte Realismus ist durch dies Bild sehr gut charakterisirt.

Seit Jahren macht man bei fast allen Ausstellungen die Beobachtung, daß die sogenannte historische Malerei hinter Portrait, Genre und Landschaft stark zurücktritt. Die Historienmaler bringen es meist nur zu Versuchen, die bei aller Kunstfertigkeit, allem idealen Streben das Publicum kalt lassen, während die harmloseren Spielarten reichen Beifall ernten. Das ist auch diesmal der Fall. Viel wichtiger aber ist die Umgestaltung, die sich in den einzelnen Gattungen zeigt.

Vergleichen wir z. B. das neuste Bild von Knaus „Hoheit auf Reisen" mit den ehemals so beliebten Genrebildern von Hasenclever, mit der „Weinprobe", „Jobs als Schulmeister" u. s. w., so tritt der Unterschied nicht blos im Grad, sondern in der Art hervor. Hasenclever war ein tüchtiges Talent, und beim ersten Anblick haben seine Schnurren die komische Wirkung nie verfehlt: diese Wirkung schlug vielmehr auch durch seine Art der Farbengebung förmlich in die Augen. Aber bei jedem

weitern Hinsehn stumpfte sich die Wirkung ab, und zuletzt konnte man es gradezu nicht mehr ertragen. Bei Knaus findet das Umgekehrte statt. Bei seiner bescheidnen Farbengebung — obgleich er auch darin Meister ist — springt zuerst das Bild nicht in die Augen; je mehr man sich aber darein vertieft, desto größere Schönheiten treten hervor, und man kann sagen, daß die Ausbeute unerschöpflich ist. — Worin liegt das? — Hasenclever hat eine conventionelle Komik, Knaus eine naturalistische. Hasenclever bringt z. B. in der „Weinprobe" eine Reihe von Gesichtern, die ohnehin ans Fratzenhafte streifen, zusammen, und geht mit ihnen wie mit Gliederpuppen um, indem er sie durch den lächerlichen Versuch, den Wein auf der Zunge zu wägen, verzerrt. Es sind nicht Gesichter in ihrer natürlichen Beschaffenheit, sondern Grimassen, und zwar Grimassen, die auf Commando geschnitten werden. Knaus dagegen ist durch sorgfältige und gewissenhafte Beobachtung der Natur in Stand gesetzt, seine Figuren sich mit völliger Freiheit bewegen zu lassen. Es thut ihnen keinen Zwang an, sie folgen dem Gesetz ihres Wesens. In dem Bild, das eine wahre Zierde der jetzigen Ausstellung ist, empfängt ein Fürst — der ehemalige Kurfürst von Hessen ist portraitirt — äußerst verdrießlich die Huldigungen eines kleinen Dorfs, durch das ihn sein Weg führt. Ein verkümmerter Schulmeister, innerlich durchschauert und wie zu Boden gedrückt von der Majestät, die ihm gegenüber tritt, stottert seine Rede. Ein stämmiger Potentat des Dorfs sieht mit gelinder Schadenfreude auf ihn hin, hält sich aber doch aus Respect vor dem hohen Herrn zurück. Und so hat von den zahlreichen höchst verschiedenartigen Figuren jede ihr eignes, freies, unbefangnes Verhältniß zu dem Gegenstand, der den Mittelpunkt bildet. Man sagt dem Meister nach, daß er nicht den kleinsten Strich in seinem Gemälde thut, ohne ein Modell vor sich zu haben. Das kann doch nur von dem Materiellen seiner Kunst gelten,

wie sich das Licht auf diesem oder jenem Stoff bricht u. s. w. Was aber den eigentlichen Reiz bildet, diese unendliche Freiheit und Anmuth seiner Bewegungen, diese Gruppirung, in der lebhaft eins ins andre greift, ohne sich doch je in den Weg zu kommen, ohne den Eindruck einer berechneten, vorgeschriebnen Stellung zu machen: das kann der Künstler keinem Modell absehn. Auch das beste Modell hat etwas vom Schauspieler der Sommertheater: es sieht ins Publicum hinein und hat ein Bewußtsein der Rolle, die es spielt. Die Anmuth und Freiheit der Bewegung läßt sich nicht in einem Lichtbild fixiren, hier muß man die Natur im Fluge belauschen: sie hält nicht Stand, sie sitzt nicht, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen. Wer die Gestalten des Lebens nicht in seiner Erinnerung trägt, wer ihren Organismus nicht in die eigne Seele aufgenommen hat, der wird vergebens versuchen, sie sich künstlich zurechtzusetzen.

Was von Knaus gilt, kann man auch auf Vautier und Paul Meyerheim anwenden. Denke man sich das Thema von Vautier's „Tanzstunde auf dem Lande" von Hasenclever bearbeitet. Ein alter Dorfkünstler, die Violine in der Hand, bringt einigen Bauermädchen die erste Position bei; die eine macht es ungeschickt, er weist sie zurecht; mehrere Bauerburschen sehn zu. Bei Hasenclever würde jede von den Schönen dem Publicum zurufen: seht doch, wie komisch ungeschickt ich bin! Der alte Lehrer würde in eine groteske Entrüstung ausbrechen, und die Bauerburschen in die Seele des Publicums hinein die Ungeschicklichkeit des Mädchens belachen. Bei Vautier wird vielmehr Alles mit dem größten Ernst betrieben. Die Mädchen haben ihre Füße wohl in Acht, sie geben sich Mühe, den Anforderungen ihres Lehrers gerecht zu werden, der ohne Ungeduld die Fehler corrigirt, und die Bursche, die ihrerseits nachher an die Reihe kommen sollen, denken gar nicht an Spott, sie sehn sehr aufmerksam nach der Bewegung der Füße, um nachher nicht in den gleichen Fehler zu verfallen. Alle

ſind mit ganzem Gemüth bei ihrem Geſchäft, und grade dadurch wird der komiſche Eindruck hervorgebracht. Dabei werden alle dieſe Figuren nicht an einem Faden gezogen, ſie ſind noch etwas Andres, als was ſie grade jetzt thun, und indem der Maler auch dies Andre zeigt, findet er die Rundung der Natur und macht den Eindruck der Wahrheit.

Zuweilen freilich wird auch bei den beſten Künſtlern, im natürlichen Widerſpruch gegen das Princip der academiſchen Stilübung, der Realismus übertrieben, es wird nicht nur das Häßliche — das kann unter Umſtänden ſehr intereſſant werden, — ſondern auch das abſolut Gleichgiltige dargeſtellt. Der Gegenſtand muß doch in ſeiner eignen Natur etwas haben, was uns anzieht, was eine eigne Stimmung in uns hervorruft; ohne dieſe Stimmung wird das meiſterhafteſte Abbild des zufällig Wirklichen nüchtern und trocken.

Faſt alle Genremaler bewegen ſich mit ihren Stoffen in unſrer nächſten Nähe, ſie machen uns auf das aufmerkſam, was wir täglich erleben, aber unbeachtet laſſen. Wie wunderlich nehmen ſich neben dieſen Geſtalten unſrer Heimath die gelehrten Verſuche aus, die das Genre in Zeiten und Orte verlegen, von denen wir nur hiſtoriſch wiſſen, deren Art wir uns nur aus einzelnen gelehrten Notizen mühſam componiren. Taddema hat durch ſeine Genrebilder aus dem häuslichen Leben der Griechen, Römer, Aegypter die Aufmerkſamkeit der Philologen auf ſich gezogen; und es iſt wahr, man wird durch ſie vielfach an Pompejaniſche Wandgemälde oder an die Bilderſchrift der Obelisken erinnert. Aber bei der letztern weiß man doch, daß ſie aus erſter Hand kommt, und man kann das Steife und Eckige auf Rechnung einer ungenügenden Kunſtübung ſetzen; in den modernen Gemälden ſieht man zu ſehr das alte Muſter, man ſieht, daß die der Hieroglyphenſchrift abgelauſchten Figuren und Bewegungen ſich dem Künſtler nie in freier Bewegung dar-

gestellt haben, daß er die Bewegung erfinden oder mechanisch copiren muß; kurz man kommt sich vor wie in einem Wachsfiguren-Cabinet.

Wenn das Genre an sich gegen die einseitig idealistische Auffassung der Dinge protestirt, so zeigt sich in der Historienmalerei dieser Protest in der Wahl moderner Stoffe. Wenn man früher zum Vorwurf historischer Gemälde fast ausschließlich Alterthum oder Mittelalter wählte, höchstens bis zur Renaissance ging, so gab man als Grund das Einförmige und Unmalerische unsrer Tracht an. Der Grund läßt sich hören. Gegen die graden Linien unsrer Ueberröcke und Beinkleider war selbst das vielgeschmähte Rococo malerisch, und aus den Crinolinen der vorigen Jahre hätte der geschickteste Künstler schwerlich etwas machen können, was nicht das ästhetische Gefühl beleidigte. Aber einen Vorzug hat das moderne Costüm: da sie daran gewöhnt sind, können sich in ihm die Menschen mit Freiheit bewegen. Freilich kann man ein Modell in die Tracht des 16. Jahrhunderts kleiden, oder ihm auch die Toga umhängen; aber diese Tracht wird ihm nie so geläufig sein, daß er sich ihrer wie seiner eignen Gliedmaßen bedienen könnte. Die großen Maler aller Zeiten haben, abgesehn von dem ganz idealen Costüm ihrer Heiligen, die Menschen so gezeigt, wie sie ihrer Zeit erschienen, und versuchen müssen wir es doch auch. Fast schlimmer noch als unsre bürgerliche Tracht, obgleich bunter und glänzender, sind die Uniformen, und die gradlinigen Bewegungen unsrer Armeen scheinen sich jeder Kunstform zu entziehn: und doch, wo es gilt, die Großthaten unsrer Gegenwart der Nachwelt zu überliefern, muß der Künstler verstehn, auch diesen ungefügen Stoff zu beherrschen.

Selbst in der Landschaft regt sich der Realismus. Noch vor wenig Jahrzehnten überwog das Bestreben, auch hier das Ideal in der Fremde zu suchen, in gewaltigen Alpengegenden

unter dem tropischen Himmel. Auch diesmal fehlt es daran nicht, und ein Künstler ersten Ranges, Hildebrand, hat drei große Landschaften ausgestellt, die an Fremdartigkeit alles überbieten, was der frühere Idealismus geleistet: in der einen bewegt sich das Meer nicht nur in tiefem, sondern in dickem Blau, in der andern dominirt ein gräulich grüner Ton, in der dritten schlägt uns ein glühendes Gelbroth ins Gesicht. Es ist als ob der geniale Mann von der tiefen Sehnsucht getrieben würde, nicht die Dinge im Licht, sondern das Licht selbst zu zeigen, und hier steckt doch wohl etwas Chimäre. Man steht mit Bewunderung vor diesen Bildern, aber das Gemüth ist nicht dabei, und wendet sich gern zu jenen stillen sinnigen Landschaften zurück, welche, wie die von Scherres, das liebe Gefühl der Heimath in uns erregen.

VIII.

Hans Makart.

13. März 1869.

Weit mehr als die eintönigen Landtagsverhandlungen beschäftigen Berlin in den letzten Wochen die „sieben Todsünden." Das Bild, das schon in München zu den heftigsten Kämpfen unter Kennern und Kunstfreunden Veranlassung gegeben hat, lockt hier täglich ein dicht gedrängtes Publicum in die engen Räume. In diesem Publicum nimmt man auch Damen wahr, die sich aber in der Regel etwas schüchtern im Hintergrund halten und sich mit einigem Erstaunen zu fragen scheinen, ob das, was sie vor sich sehn, Scherz oder Ernst ist.

Die Frage hat ihre volle Berechtigung, denn der Stoff des Gemäldes, mehr aber noch seine Behandlung, fällt völlig aus

dem Rahmen heraus, an den man sonst bei künstlerischen Darstellungen gewöhnt ist. „Die sieben Todsünden" sind eine willkürliche Bezeichnung, ebenso wie die andre, die man auch zuweilen hört, „die Pest in Florenz": der Gegenstand des Gemäldes ist eine Orgie im Costüm der Renaissancezeit, wobei freilich vom Costüm so wenig als möglich die Rede ist.

Das Gemälde zerfällt, wie Altarblätter, in drei Tafeln. In der ersten wird man den Individuen vorgestellt, die sich mit mehr oder minder Frechheit anschicken, in den Venustempel einzutreten; im zweiten ist die Orgie auf ihrem Höhepunkt; im dritten liegt Alles aufgelöst, der Sinne nicht mächtig, halb sterbend durcheinander, Messer werden gezogen, und durch den vergossenen Wein fließt auch Blut. An sich ist die Darstellung einer solchen Orgie nichts Neues, die besten Maler haben sich an Aufgaben der Art versucht; völlig neu ist aber die Behandlung. Wenn man früher die Lust darstellen wollte, so geschah es im übermüthigen Gefühl der Lust, in wild aufquellender Sinnlichkeit; die Stimmung des gegenwärtigen Bildes dagegen ist das Aufgeben aller Freude; nicht das Leben in seinem Ueberquellen stellt sich den Blicken dar, sondern das Aufgeben des Lebens, die Vernichtung der Individualität, der Einheit des Geistes und des Fleisches, und das galvanische Zucken des Fleisches unter dem Reiz rein physikalischer Gesetze. Die Farbe ist der Art, daß man zuweilen in Zweifel ist, ob man nicht ein Gewimmel von Leichen vor sich hat, wenn nicht die wild-verzerrten dämonischen Gesichter die Fortdauer der Existenz verriethen. Ich glaube, diese Farbe ist der Grund gewesen, daß man von der Pest geredet hat; jedenfalls hat von den hier Anwesenden Niemand die Pest, die sich in ganz andern Symptomen äußert: die Auflösung, die wir vor uns sehn, ist nichts als die Folge eines bis zum Wahnsinn gesteigerten und alle Kräfte der Natur erschöpfenden Reizes.

Die Wirkung ist um so gräulicher, da sie unzweifelhaft von einem Talent ersten Ranges ausgeht, von einem Talent, wie es in den letzten Jahrzehnten kaum seines Gleichen hat. Der Maler ist ein Colorist, wie sie sonst nur in den bessern Jahrhunderten der Kunst vorkommen. Die Bilder, die daneben hängen, zum Theil von namhaften Künstlern, sehn steif und hölzern aus, wenn man sie neben dieser Farbenpracht sieht. Und nicht allein das: in einzelnen der Gesichter ist ein Ausdruck, der zwar durch und durch häßlich, von einer so dämonischen Kraft erfüllt ist, daß man ihn nicht wieder vergißt. Es läßt sich nicht daran zweifeln, dieser Maler verfügt vollkommen über alle Mittel seiner Kunst, er kann machen was er will. Die Frage ist nur, ob das, was er will, eine künstlerische Berechtigung hat.

Die Fage kommt in ein falsches Licht, wenn man sie vom Standpunkt der Moral stellt. Was der bildende Künstler überhaupt mit der Moral zu thun hat, ist schwer zu bestimmen; in diesem Fall könnte von Immoralität etwa nur dann die Rede sein, wenn das Bild verführerisch wirkte und wirken sollte. Im Gegentheil, es kann nur abschrecken. Eine Orgie wie diese mögen die Verdammten in der Hölle feiern; der Wunsch, sich daran zu betheiligen, wird keinem Lebendigen in den Sinn kommen. Das Gemälde wirkt abschreckend, und zwar im stärkern Grad abschreckend, als auf eine wohl geschaffene Natur in der Wirklichkeit die Anschauung eines schlechten Hauses wirken würde, in dem ähnliche Dinge vorgehn.

Die bildende Kunst hat weder durch positive Empfehlung des Rechten noch durch Abschreckung vor dem Schlimmen moralisch zu wirken. Wenn Hogarth einen Cadaver darstellt, wie er von dem Professor und seinen Studenten secirt wird, den Cadaver eines Hingerichteten, der durch ein langes Leben des Müßiggangs und Lasters endlich zu diesem Ausgang ge-

bracht ist, so kann er durch die moralische Absicht, die er damit verknüpft, den guten Geschmack nicht versöhnen; wer richtig fühlt, wendet sich mit Unwillen davon ab, und die Wirkung würde dieselbe sein, wenn sein Gemälde mit der vollendetsten Technik ausgeführt wäre.

Von einer Schule, die jetzt wieder lauter auftritt, hört man behaupten, es käme bei der Kunst auf den Gegenstand gar nicht an. Der Künstler wolle schöne Farben, schöne Linien geben, er nehme dazu, was ihm paßt. Man vergleicht dann die bildende Kunst mit der Musik, wo das angeschlagene Gefühl doch auch nicht eigentlich herrsche, sondern nur ein Mittel sei, Harmonie und Melodie hervorzubringen. Alle Vergleiche der Art sind aber illusorisch, da jedes Gemälde, gleichviel ob der Künstler es wollte oder nicht, den Schein eines Gegenstands hervorruft: denn sich an dem Farbenspiel eines Kaleidoskops zu erfreuen, wird dem denkenden Menschen nicht lange möglich sein. Jedes Gemälde erweckt den Schein eines Gegenstands, und der Werth des Malers wird zunächst darnach gemessen, ob der Gegenstand mit derselben Kraft auf unsre Phantasie eindringt, wie in der Natur. Dann aber wird die Frage eintreten, ob der Gegenstand an sich erfreulich ist. Mit Recht bedauern wir die Maler aus der Blüthezeit der Kunst, daß sie ihr Können so oft an häßliche Gegenstände verschwenden mußten; ihre Märtyrerbilder widern uns an, so sehr wir die Kunst bewundern, mit der sie ausgeführt sind. Es war nicht ihre Wahl, die Kirche bestellte es so: in unsrer Zeit aber fällt der Zwang des äußern Bedürfnisses weg, und man darf streng sein gegen den Künstler, wenn er sich in der Wahl seines Gegenstands vergreift.

Alle Kunst des Malers geht darauf aus, uns den Glauben zu erregen, daß wir den Gegenstand vor uns haben: der Künstler greift fehl, wenn er einen Gegenstand wählt, den wir

im wirklichen Leben aus ästhetischen Gründen fliehn würden; aus ästhetischen Gründen, denn was wir aus Interesse fliehn, in der Kunst nicht verjagt. Wir werden in Wirklichkeit einen Seesturm fliehn, wenn wir fürchten müssen zu ertrinken; vom sichern Port aus aber werden wir ihn mit Bewunderung ansehn. Es wird uns unbequem sein, in der Wüste einem Löwen zu begegnen, der uns zu zerreißen droht; wenn wir aber außer dem Bereich seiner Klauen sind, wird die Wildheit seiner Bewegungen uns ein köstliches Schauspiel sein. Die Gladiatorspiele des alten Rom waren insofern ein Zeichen für die Verwilderung des Geschmacks, als man sich an dem Leiden der Menschen freute; sie hatten aber ihre Berechtigung, insofern sie mit Freude an der dabei entwickelten Kraft verbunden waren. Stellen wir uns das Gladiatorspiel als Gemälde vor, so wird der Vorwurf berechtigt oder unberechtigt sein, je nachdem Kraft oder Leiden den überwiegenden Eindruck auf unsre Phantasie macht; je nachdem in dem Leiden selbst Action vorhanden ist oder nicht. Lord Byron bemerkt einmal in der „Belagerung von Korinth," daß man während des Schlachtgewühls es gern ertrage, rechts und links um sich die Menschen fallen zu sehn, wie ihr warmes Blut fließt und sie mit dem Tode kämpfen; daß man es aber nicht ertragen könne, einige Tage nach dem Kampf das Schlachtfeld zu besuchen, wo wilde Hunde die Leichen verstümmeln. Dort ist auch der leidende Mensch Person, hier wird er Sache, und den Menschen als Sache zu behandeln, ist eine Paradoxie, die der gebildete Sinn nicht erträgt.

Mir fällt eine Stelle aus Schopenhauer ein, die seinen Lieblingssatz, daß alle Moral auf dem Mitleid beruhe, durch eine Anekdote zu exemplificiren sucht. Er erzählt von einem grausamen Menschen, der einem andern die Kinnlade abgerissen habe, und fügt hinzu, daß der Anblick des Verstümmelten uns mit Haß gegen die Grausamkeit erfüllen würde. Der Eindruck

ist psychologisch nicht richtig analysirt: das Leiden, das er erregt, ist nicht moralischer, sondern ästhetischer Art; es würde ebenso stark sein, wenn der Leidende ohne Zuthun eines Andern durch einen Zufall, z. B. eine Krankheit beschädigt wäre. Der Anblick erregt nicht Mitleid, sondern Abscheu, und zwar nicht Abscheu vor der Grausamkeit des Thäters, sondern Abscheu vor dem Verstümmelten: einen Menschen ohne Kinnlade zu sehn, ist eine so entsetzliche Zumuthung an unsre Phantasie, daß der erste Impuls der Natur ist, ihn zu fliehn. Wenn wir uns seiner dennoch annehmen, ihn pflegen, den Verbrecher bestrafen u. s. w., so ist das nicht Folge des unmittelbaren Eindrucks, sondern geht aus der moralischen Reflexion hervor, die jenen Eindruck bekämpfte.

Verstümmelungen jeder Art, in welchen der Eindruck der Persönlichkeit untergeht, erregen im Gemälde nothwendig Abscheu, weil wir es nicht ertragen können, das Lebendige den elementaren Mächten anheimfallen zu sehn.

Man nehme Correggio's Jo oder Leda, oder Van Dyk's Danae: der Gegenstand ist weder moralisch, noch auch sinnlich correct; man pflegt im gewöhnlichen Zusammenhang der Dinge weder eine Wolke, noch einen Schwan, noch einen goldnen Regen zu umarmen. Aber die Person, um die es sich handelt, tritt in ihrer vollen Energie und Identität hervor, und darum machen jene Bilder den Eindruck der Schönheit.

Von der Mittelfigur der „sieben Todsünden" bemerkt ein hiesiger Humorist, man empfange von Weitem den Eindruck, als sei eine kolossale Steinbutte zwischen Gegenständen aufgehängt, die man nicht weiter unterscheiden könne. Ich ging nachher am Laden eines Fischhändlers vorüber, und fand den Vergleich schauerlich richtig. Tritt man freilich näher, so löst sich die Butte in eine breite Fleischmasse auf, in der man endlich eine weibliche Figur unterscheidet, die aber aus Ueber-

reizung nicht mehr Herr ihrer Gliedmaßen ist, und daher in elementare Zustände zurückzukehren scheint. Und so durchweg, namentlich eine ähnliche Figur der dritten Tafel, die sich mühsam nach einem Becher hinschleppt, gierig ihre lechzenden Lippen zu erfrischen. Was an Action im ganzen Bild vorhanden ist, kommt auf den ohnmächtigen Versuch heraus, das Persönliche gegen die elementaren Mächte des Ueberreizes und der Erschöpfung zu retten. — Wenn Ihnen einige meiner Ausdrücke dunkel sein sollten, so übersetzen Sie dieselben durch die bestimmteren, deren Gebrauch dem Schriftsteller untersagt ist.

Ob das eminente Talent des Künstlers bei der Wahl eines bessern Stoffs sich zu voller Kraft und erfreulicher Wirkung wird entfalten können, ist zu hoffen, aber nicht unbedingt vorauszusagen. Die Kunstfertigkeit des gegenwärtigen Versuchs ist in ihrer Art so vollendet, daß die Fixirung derselben in einer Manier größre Wahrscheinlichkeit hat, als der Uebergang in eine neue Richtung.

IX.

Richard Wagner.

25. März 1869.

Der tolle Ausfall Wagner's gegen das Judenthum in der Musik hat in der Presse eine Aufregung hervorgerufen, welche die bisherige friedliche Stille seltsam unterbricht. Vor 17 Jahren, als er mit seinen Jüngern den vandalischen Ansturm gegen die bisher angenommenen Kunstgesetze versuchte, waren es die damals von Gustav Freytag und mir geleiteten „Grenzboten", in welchen Otto Jahn durch eine Reihe glänzender Artikel gegen diese Wilden in die Schranken trat; man wird mich nicht in Verdacht haben, auf die Fahne der Zukunftsmusik zu schwören.

Aber wenn gegen einen sonst anerkannten Schriftsteller die Masse sich erhebt, wobei einer den andern noch mehr in Hitze redet, so kann ich mich immer des stillen Wunsches nicht erwehren, der heteros logos zu sein, und zu untersuchen, ob die so hart angefochtne Persönlichkeit nicht Einiges zu ihrer Vertheidigung vorbringen könne.

Otto Jahn hat jene Artikel später in seine gesammelten Aufsätze aufgenommen, was er ursprünglich nicht beabsichtigt hatte. Gewiß wird ihm das Publicum dafür Dank wissen, denn es sind historische Documente; würde er sie aber heute zu schreiben haben, so würde er wahrscheinlich eine andre Form finden. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und die Anmaßungen der Propheten von Weimar und Leipzig hatten sich 1853 zu einer solchen Höhe gesteigert, daß man ihnen lebhaft und mit den allerdeutlichsten Ausdrücken seine Meinung sagen mußte, um nur von ihnen verstanden zu werden. Jetzt kann man die Sache ruhiger erwägen, denn eigentlich ist die Episode ausgespielt. Die Zukunftsmusiker sind nach allen Richtungen auseinandergegangen. Ein paar Opern von Wagner haben sich auf dem Repertoir festgesetzt, und machen ebenso volle Häuser als die Opern Meyerbeer's, während er in spätern Versuchen die Consequenz des Princips so ins Absurde geführt hat, daß nicht die mindeste Gefahr vorhanden ist, er könne einen talentvollen Musiker oder ein bildungsbedürftiges Publicum damit verführen. Bei jeder neuen Oper, die Wagner schreibt, wird man zu untersuchen haben, ob sie etwas taugt oder nicht; eine principielle Revolution der Kunst hofft und fürchtet Niemand mehr von ihm. Wenn er nun einen dummen Streich, den er früher gemacht, wieder in Erinnerung bringt, so scheint mir das noch kein Grund zu sein, wiederum in die Hitze des Gefechts zu gerathen.

Es ist auffallend, daß von sämmtlichen Kritikern keiner

von dem Aufsatz „Das Judenthum in der Musik" etwas gehört haben will. Als er 1850 erschien, machte er wenigstens in Leipzig großes Aufsehn und erregte große Erbitterung; auch war über den Verfasser Niemand in Zweifel. Mit seiner gewöhnlichen Neigung, endliche Beziehungen zu verallgemeinern, richtete Wagner den Angriff, der eigentlich nur Meyerbeer und Mendelssohn galt, gegen das Judenthum überhaupt. Was gegen Meyerbeer vorgebracht wurde, fand in Leipzig vielfach Billigung, desto bittrer empfand man die Schmähungen gegen Mendelssohn. Wäre der Aufsatz heute geschrieben, so würde man in der That nicht hart genug darüber urtheilen können. Man hat aus den geist- und gemüthvollen Briefen Mendelssohn's, die seit der Zeit veröffentlicht sind, seinen echt künstlerischen Sinn lieben und bewundern gelernt, und von Ueberschätzung seiner Leistungen ist so wenig die Rede, daß man eher wünschen möchte, seine Compositionen würden häufiger aufgeführt. Damals aber wurde er wirklich überschätzt, namentlich in Leipzig, wo er in vieljähriger segensreicher Wirksamkeit eine tüchtige Schule gegründet hatte, die auf seine Worte schwur, und nicht abgeneigt war, in seinen Werken die höchste Staffel der Kunst zu finden, zu der Bach, Mozart, Beethoven u. s. w. das deutsche Publicum allmählich vorbereitet haben sollten. Nun ist der von Lessing halb im Scherz, halb im Ernst mehrfach hingeworfene Grundsatz, man müsse einer Uebertreibung die andre entgegensetzen, zwar nicht zu empfehlen, aber es ist natürlich, daß man so verfährt, und die starken Redensarten in Wagner's Aufsatz werden einigermaßen entschuldigt, wenn man sich daran erinnert, daß sie gegen eine übertriebene Anerkennung gerichtet waren.

Es scheint mir ferner nicht richtig, daß man das Thema des Wagner'schen Aufsatzes ohne Weiteres verwirft. Ich lasse die Musik, von der ich nur Liebhaber bin, bei Seite: aber in

der Literatur bleibt es doch ein höchst merkwürdiges Phänomen, das wie jedes andre Phänomen kritisch untersucht sein will, wie kolossal der Procentsatz ist, den die jüdischen Literaten den nicht jüdischen gegenüber einnehmen. Es wird zu untersuchen sein, welche Voraussetzungen der deutschen Literatur dazu gehörten, dies Verhältniß zu ermöglichen, welche Eigenthümlichkeiten des jüdischen Geistes grade unter diesen Umständen in Wirksamkeit gesetzt wurden, und was für einen Einfluß auf die deutsche Literatur sie ausübten. Der Einfluß Heine's, Börne's, später Berthold Auerbach's auf unsre Literatur ist ungeheuer. Alle drei sind Schriftsteller von großer Bedeutung, und wie himmelweit sie auf den ersten Anblick von einander abzuweichen scheinen, so giebt es doch einen Punkt, in dem sie verwandt sind. Nun ist es freilich nicht blos ungezogen, sondern auch wissenschaftlich incorrect, wenn man, um jüdische Schriftsteller zu charakterisiren, die landüblichen Vorurtheile des Pöbels zu Markte bringt; wenn man aber die Empfindlichkeit so weit treibt, daß man jede Charakteristik jüdischer Geistesrichtungen als ein Symptom fanatischer Verfolgungssucht brandmarkt, so ist das doch auch eine Kinderei. Wagner hat in seiner Charakteristik mehrere rohe Ausdrücke gebraucht und mehrere Seiten falsch charakterisirt; dafür verdient er Tadel, aber ich bin überzeugt, daß der Lärm nicht viel geringer sein würde, wenn er beides vermieden hätte.

Nun kommt freilich das Nachwort hinzu, der Ausbruch des Verfolgungswahnsinns, als ob eine allgemeine Judenverschwörung gegen den Ruhm Richard Wagner's bestanden hätte. Dieser Wahnsinn — ich rede nicht von dem medicinischen — hat sich in unsrer modernsten Literatur auf eine höchst bedenkliche Weise ausgebreitet. Ich nenne neben Wagner nur noch zwei sehr talentvolle und wirksame Schriftsteller, Gutzkow und Hebbel. Alle drei haben das Gemeinsame, daß sie von ihrer

Arbeit nicht so weit ausgefüllt werden, um die sonstigen Regungen des Zeitgeistes unbeachtet zu lassen, daß sie aber nicht im Stande sind, sachlich auf dieselben einzugehn, sondern daß sie nur diejenigen Seiten an ihnen aufsuchen, die sie in irgend einer Weise zu ihrem Ich in Beziehung setzen können. Daraus geht dann bei einem Gemüth, das ohnehin nicht fest in sich gegründet ist, bald Uebermuth, bald pessimistische Verstimmung hervor; bald ist man überzeugt, die Zügel aller Bestrebungen des Zeitalters in seiner Hand zu haben, bald sieht man das ganze Publicum gegen sich verschworen. Das Judenthum ist nur eine von den verschiednen Marotten Wagner's. Als er seine Propaganda begann, glaubte er an der Spitze der sogenannten Demokratie zu stehn, er sprach die äußerste Verachtung gegen die höfische Kunst aus, und verlangte, das Volk sollte die Kunst in die Hand nehmen. Es war die Blüthezeit der freien Gemeinden, die auch von dem Wahn ausgingen, das Publicum könne sich seine Religion machen. Jetzt hat er den König gefunden, mit dem „der Dichter gehn" darf, und nun soll das Werk der Verjüngung von oben ausgehn. Ein deutscher König im Costüm des Lohengrin soll Recht sprechen den ehrerbietig lauschenden Heerschaaren, und wenn seine Orakelsprüche nicht deutlich genug sind, soll die Zukunftsmusik ihr Verständniß eröffnen. Die Extreme berühren sich, im Grunde war der demokratische Sänger dasselbe, was der königliche Sänger ist. Seine Abneigung gilt dem Spießbürger, d. h. dem politischen Menschen, der nicht blos seine Interessen, sondern auch seine Ideale auf dieser Erde sucht, innerhalb der Gesetze dieser Erde sie zu bethätigen gedenkt.

Das drückt zugleich die cultur-historische Stellung Wagner's, ihre Berechtigung und ihre Schwäche aus. Er setzt in seiner Art mit großer Energie und Consequenz das Bestreben fort, von welchem Goethe, Schiller, und ihre romantischen Anhänger

in den Jahren 1794—1800 träumten. Sie glaubten, die Kunst nur dadurch adeln und reinigen zu können, wenn der „Schmutz der Wirklichkeit von ihr völlig weg gewaschen werde". So sprach sich Schiller in Gedichten und Reden unermüdlich aus: wenn es freilich an die Praxis ging, wurde er von seinem Talent doch wieder in das Reich der Wirklichkeit gezogen. Richard Wagner's Talent dagegen steht mit seinen Principien in der engsten Wahlverwandtschaft, und darum kann er consequenter sein als Goethe und Schiller. Selbst in der „Braut von Messina" hört zwar die reale Handlung auf, aber es bleibt doch die reale d. h. die dem Gemüth der Gegenwart entsprechende Empfindung. Im „Tannhäuser" dagegen, im „Lohengrin", in den „Nibelungen", in „Tristan und Isolde", handeln die Menschen nicht blos anders wie sonst die Menschen handeln, sondern sie denken und empfinden auch anders; Alles Denken und Empfinden hat sich in ätherische Symbolik aufgelöst, der das ziemlich formlose Tongezitter am besten entspricht.

Nun glaube ich zwar, daß das Princip dieses sogenannten Idealismus ein falsches ist, falsch für die Kunst wie für das wirkliche Leben; ich glaube, daß der herrschende Trieb unsres Jahrhunderts, in der Kunst die echte Realität des Lebens zu suchen, das Gesetz des Herzens in das allgemeine Weltgesetz aufzunehmen, auf der rechten Fährte ist. Ich glaube ferner, daß das immerhin bedeutende Talent Wagner's nicht bedeutend genug ist, um alles das wirklich herauszubringen, was er gern herausbringen möchte; ich kann mir vorstellen, daß im „Tannhäuser" oder „Lohengrin" poetisch-musikalisch Vieles runder, körperlicher und reiner geformt sein könnte, ohne damit dem Princip des Künstlers etwas zu vergeben. Aber es ist immer schon etwas, daß Wagner wirklich an das glaubt, was er lehrt, und ohne auf die augenblicklichen Wünsche und Neigungen des Publicums Rücksicht zu nehmen, alle seine Kräfte daran setzt,

sein Ideal zu erreichen. Ein solch zusammengedrängtes Wesen hat sittlich und künstlerisch seine Berechtigung, auch wenn es einen Irrweg einschlägt, und gewährt einen erfreulicheren Anblick als die unruhige Speculation, die an ihren eignen Inhalt nicht glaubt und ihr Talent den zufälligen Wünschen des Tages dienstbar macht. Auch das richtige Princip des Realismus kann in die Irre gehn, wenn es an der gleichgültigen Oberfläche kleben bleibt, und gegen solche Versenkung in die Tagesinteressen übt selbst das Gespenst des Dinges an sich, wie es Richard Wagner in seinen musikalischen Dramen herauf beschwört, eine heilsame Gegenwirkung.

X.

Karl Gutzkow.

8. Juni 1870.

Berlin zeigt sich auch darin als Großstadt, daß einer nach dem andern von den berufenen Schriftstellern dahin übersiedelt: der neuste Zuwachs ist Gutzkow. Ich habe früher gegen ihn stark polemisirt, weil ich seine Wirksamkeit für schädlich hielt, für um so schädlicher, da sie von einem stark prononcirten Talent getragen wurde. Ich denke hier die Polemik nicht fortzusetzen. Gutzkow schreibt zwar noch ziemlich viel und ist außerdem als berühmter Schriftsteller der Vergangenheit anerkannt, aber die lebendigen Interessen des Tages werden durch seine Thätigkeit nicht mehr berührt, nicht mehr gefährdet. Es kommt mir mehr darauf an, ihn zu erklären, als über ihn zu urtheilen.

Gutzkow ist 59 Jahre alt, ein Jahr jünger als Fritz Reuter, ein Jahr älter als Berthold Auerbach; er ist seit

einem halben Jahr nach seiner Vaterstadt Berlin übergesiedelt, die er früher in seinem unruhigen Wanderleben nur selten berührte. Sie kennen das traurige Schicksal, das ihn vor mehreren Jahren traf. Man kann jetzt unbefangen darüber reden, da er schon seit Jahren von der damaligen Krankheit geheilt ist. Das deutsche Volk hat ihm damals große und thätige Theilnahme gezeigt und, indem es den Schriftsteller ehrte, sich selbst geehrt. Die Sache hat aber in Bezug auf seinen schriftstellerischen Charakter und in seiner allgemeinen Beziehung zum Leben der Zeit noch eine Seite, die hervorgehoben werden muß.

Woher kommt in unsern Tagen die erschreckende Zunahme des sogenannten Größen- oder Verfolgungs-Wahnsinns, der theils vorübergehend ins Leben eintritt und dann wieder verschwindet, theils aber auch das ganze Leben umfaßt und verdüstert? — Im individuellen Fall werden wohl immer auch medicinische Gründe ins Spiel kommen, aber es hängt doch überwiegend mit der geistigen Richtung unsrer Schriftsteller aufs Subjective zusammen, mit dem Wahn, daß sie, in den Mittelpunkt der Welt gestellt, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, der Bewunderung oder der Anfeindung seien. Daraus geht nicht blos eine krankhafte Reizbarkeit auch den unbedeutendsten Angriffen gegenüber hervor, sondern hauptsächlich eine Abwendung von dem echten sachlichen Inhalt des Lebens, welche den Menschen stets unglücklich macht.

Wie sich eine solche Geistesstimmung bei einer dazu prädestinirten Natur entwickeln konnte, erkennen wir, wenn wir die Zeit ins Auge fassen, in der Gutzkow seine schriftstellerische Laufbahn begann, die Zeit des jungen Deutschland, die ersten Jahre nach der Juli-Revolution. Das junge Deutschland erinnert in vieler Beziehung an unsre frühere romantische Schule. Es wollte nicht blos für Kunst und Philosophie, sondern für alle Formen der Gesellschaft und der Sittlichkeit eine neue Basis

finden und sie auf derselben von Grund aus reformiren. Es wollte, wenn auch etwas dreister als jene, eine Religion des Fleisches und einen Cultus der freien Triebe. Es war auch darin mit jener verwandt, daß es alle Ideen der Religion, der Kunst und der Philosophie bunt durcheinander warf. Aber in zwei Punkten war ein starker Unterschied vorhanden.

Einmal waren die Reformpläne der romantischen Schule zunächst nur auf die Ideen gerichtet, und hielten sich insofern innerhalb der schriftstellerischen Thätigkeit. Es kam ihr nicht darauf an, ihre neue Religion und Sittlichkeit ohne Weiteres im Publicum einzubürgern; sie wollte nur gleich gestimmte Gemüther erwecken und an sich ziehn, und so allmählich einen Umschwung in den Gesinnungen bewirken. Die stärkste aller ethischen Mächte der Wirklichkeit, den Staat, ließ sie ganz aus dem Spiel: als sie anfing, sich darum zu kümmern, war es mit der eigentlichen Romantik zu Ende.

Das jüngere Geschlecht ging resoluter zu Werk: seine Absichten waren gemeinnützig; berauscht von den Vorgängen jenseit des Rheins und von dem gewaltigen Einfluß, den dort die Literatur auf das wirkliche Leben zu gewinnen schien, glaubte es unmittelbar die Wirklichkeit beherrschen zu können, und nahm, obgleich durchweg aus unpolitischen Naturen zusammengesetzt, sofort den Staat in Angriff. Seine Thätigkeit war also eine unverhüllt demagogische, während man die demagogischen Elemente der Romantik erst nach langem Studium erkannt hat. Die romantische Schule wußte, daß sie gegen den Zeitgeist war, und liebte daher die Formen der Ironie oder auch der elegischen Klage. Das junge Deutschland dagegen glaubte an der Spitze des Zeitgeists zu stehn, und stimmte sofort eine Marseillaise an. Darum erregte es einen ganz andern Lärm: während die Staaten sich um die romantische Schule gar nicht gekümmert hatten, erließ gegen das junge Deutschland der hohe Bundestag eine förmliche

Kriegserklärung. Nun versetze man sich in die Seele junger Leute von 24 bis 25 Jahren, die durch bloße literarische Production eine solche Wirkung erzielt haben, und man wird begreifen, daß sie ihre Bedeutung im Guten wie im Schlimmen überschätzten, und die Dinge im falschen Licht und in falschen Dimensionen sahen.

Ein zweiter ebenso wichtiger Unterschied lag in den Studien. Die Romantiker, namentlich Friedrich Schlegel, waren in ihren Aeußerungen oft sehr übermüthig, frivol und burschikos, aber dieser Uebermuth beruhte auf einem enormen Studium. Sie waren fest in den alten Sprachen, und zwar fest als selbständig forschende Gelehrte, sie waren ebenso zu Hause in den neuern Sprachen und Literaturen, sie lernten persisch und indisch, was in jener Zeit keine Kleinigkeit war, sie nahmen an der Bewegung der Philosophie thätigen Antheil, sie arbeiteten eine Kritik der bestehenden Systeme aus und suchten ein neues zu erfinden; ihre tollsten Paradoxien führen immer auf ein Gewebe zusammenhängender Gedanken zurück. Von alledem ist im jungen Deutschland keine Spur. Gutzkow läßt bereits als Gymnasiast drucken, als Student, als junger Doctor ist er in vollster Thätigkeit und Propaganda. Mit 24 Jahren ist er ein berühmter Mann und wird vom Liberalismus, der nicht sehr wählerisch war, wenn es sich um Opposition handelte, als einer der Führer auf den Schild erhoben. Vergleicht man nun seine Schriften aus jener Periode mit denen Friedrich Schlegel's aus demselben Alter, so wird man beiden das Prädicat geistreich geben; aber wie verschieden ist dieser Geist! Bei Friedrich Schlegel sehn wir ein beständiges Ringen des Gedankens nach dem Ausdruck; wir sehn ihn innerlich und äußerlich arbeiten, oft verworren, oft in der Irre: aber es ist ein wirklich lebendiges Denken. Bei Gutzkow ist nicht selten ein Sprühfeuer von überraschenden Einfällen; daß die Einfälle nicht immer seine eignen sind, ist noch nicht der ent-

scheidende Unterschied, denn Friedrich Schlegel hat auch nicht Alles erfunden, was er sagte: aber man sieht auch keine Arbeit dabei; es ist kein von Innen entsprungener großer Zug darin; es sind fertige überlieferte Begriffe, mit denen ein geschickter Jongleur Fangball spielt. Die Hegelsche Schule machte es dem jungen Geschlecht gar zu bequem. Erstens weiß sie Alles, es steht Alles in ihren Hauptbüchern, man darf nur eine beliebige Seite aufschlagen, und hat Stoff für ein Dutzend brauchbarer Paradoxien; und dann darf man nicht einmal auf Hegel zurückgehn, es giebt kurz gefaßte Compendien, rasch geistreich zu werden, und wenn die Althegelianer etwas zopfig aussehn, so nimmt man Heine, George Sand und die Lucinde zu Hülfe. Wir sind ungerecht gegen das damalige Geschlecht, wenn wir ihm alle Schuld seiner Verirrungen zuschreiben: es war sein Fluch, daß ihm Alles zu bequem gemacht wurde.

Und nun kommt bei Gutzkow noch etwas dazu, was bei den Romantikern in ihrer guten fruchtbaren Zeit nicht stattfindet. Er ist doch nicht ganz sicher in seinen Paradoxien, und er will den Beifall nicht blos der Auserwählten, sondern der Menge. Die Romantiker, je leidenschaftlicher man sie angreift, werden immer trotziger, immer paradoxer, immer herausfordernder; Gutzkow wird durch jeden Angriff verwirrt, und wenn er auch persönlich mit Leidenschaft erwidert, so enthält doch jede Erwiderung eine Concession.

Statt Friedrich Schlegel hätte ich auch Tieck nennen können, Gutzkow's Berliner Landsmann. Es klingt wunderlich genug, den Ritter vom Geist mit dem Dichter der Genoveva in einem Athem zu nennen; aber Tieck ist nicht blos Romantiker, er hat daneben sehr stark realistische, moderne Züge, die man nur gewöhnlich übersieht, weil man sich ein Bild von dem Dichter ausschließlich aus den Werken macht, die für die Stimmung seiner Zeit charakteristisch waren. Bekanntlich war Tieck in den

letzten Jahren seines Lebens entschieden royalistisch, conservativ und nicht ohne religiöse Velleitäten; er hat mehrere Novellen geschrieben, die gradezu gegen das junge Deutschland gerichtet waren. Die hervorragendste darunter, „Eigensinn und Laune", sieht so aus, als wenn sie wirklich einer von dem jungen Deutschland geschrieben hätte; man muß schon sehr genau zusehn, um zu entdecken, daß es eine Satire sein soll, und vergleicht man sie mit den Jugendschriften, so erkennt man ohne Mühe den alten Tieck wieder heraus. Wenn ich Tieck mit Gutzkow vergleiche, so beziehe ich mich nur auf seinen „Lovell", auf die Erzählungen aus den „Straußfedern", und auf einen Theil der spätern Novellen.

Gutzkow's schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden, die erste geht bis 1840, die zweite bis 1848. In der ersten überwiegt der Journalist und Reformator, in der zweiten der Theaterdichter, in der dritten treten die großen socialen Romane hervor. Für die schwächste derselben halte ich die zweite, die meisten Vergleichspunkte für die romantische Schule bietet die erste.

Nehmen wir z. B. aus der ersten Periode die „Wally", die damals das gewaltigste Aufsehn erregte: es dominirt entschieden die „Lucinde", aber es ist auch ein gut Stück „William Lovell" darin, wobei freilich der Einfluß der „Lelia" den Ausschlag giebt; in Novellen wie „Seraphine" glaubt man in den „Straußfedern" zu sein. Zum Theil rührt das wohl von halb unbewußter Nachahmung her, es ist aber auch eine gewisse geistige Verwandtschaft vorhanden. Tieck sowohl als Gutzkow — und darin sind sie echte Berliner — haben ein scharfes Auge für die kleinen Schwächen ihrer Nebenmenschen, für die Albernheit des Lebens überhaupt — Tieck hat diesen Ausdruck selber von sich gebraucht. Und wohl gemerkt, ist dieser scharfe Blick nicht mit Wohlwollen und Liebe verbunden,

wie bei Jean Paul oder Dickens, sondern mit einer gewissen pessimistischen Bitterkeit. Es steckt in beiden eine Ader von Balzac und Thackeray, die sie sehr hätten ausbilden können, wenn nicht bei ihnen etwas hinzukäme, was die Ruhe der Beobachtung störte. Neben jener Kälte des Blicks ist bei Tieck die Neigung zum Ueberschwenglichen, Unsagbaren, Grauenhaften, bei Gutzkow die Neigung zum politischen und socialen Idealismus, zum Prophetenthum. Gutzkow hat gewiß über Tiecks Elfen, Heilige und Dämonen sehr die Achsel gezuckt, und Tieck ist Gutzkows philanthropische Salbung namenlos lächerlich vorgekommen: im Grunde liegt aber der Unterschied der Farbe mehr in der Zeit. Beiden ist gemeinsam, daß Ideal und Wirklichkeit einander nicht bilden und erziehn, sondern daß beides unvermittelt neben einander hergeht.

Ein Kunstwerk im echten Sinn des Worts hat Gutzkow nie geschaffen, aber ihm alle dichterische Kraft abzusprechen, ist zu viel. Es zeigt sich in mehreren seiner ersten Novellen, im „Sadducäer von Amsterdam", aber auch in dem närrischen „Maha Guru", nicht blos eine Fähigkeit, zu sehn, sondern auch das Gesehene in seiner Phantasie lebhaft nachzittern zu lassen, die wohl eine bessere poetische Zukunft in Aussicht stellte. Ganz ist auch diese Fähigkeit nie verloren gegangen, noch in dem „Zauberer von Rom", der mir gründlich verhaßt ist, weil er sich fast nur in den schmutzigsten Abgründen des Lebens aufhält, ist doch eine Fülle von starker und scharfer Detailbeobachtung, die allen Respect verdient. Freilich haftet diese Beobachtung fast nur an der Außenseite: den innern Kern eines Charakters zu finden und von ihm aus das Leben des Charakters in Bewegung zu setzen, ist er nie im Stande gewesen. Er ist geschickt mit der Sonde, aber seine Hand ist nicht fest: im entscheidenden Augenblick verliert sie den Nerv. Eben so wenig hält das Feuer aus, das er mitunter künstlich anfacht: wenn er seinen Idea-

listen in eine Lage gebracht hat, wo es gilt, biegen oder brechen! dann tritt ihm wieder die ängstliche befangene Rücksicht auf das Leben in den Weg, und aus der tragischen Katastrophe wird eine weichliche Rührung oder noch etwas Schlimmeres. Wer Tieck genau studirt hat, weiß, daß vieles von diesen Bemerkungen auch auf ihn Anwendung findet.

Am schlimmsten zeigt sich diese Halbheit des Wollens auf dem Theater. Im Roman kann man den Leser über die Unstetigkeit und Zusammenhanglosigkeit des Geschehenen leichter täuschen, oder auch wohl durch geistreiche Einfälle entschädigen, eine solche Täuschung hält auf den Brettern nicht Stich. Für Gutzkow lag in diesen theatralischen Versuchen noch eine andre Gefahr. Dem Romanschriftsteller liegt der einzelne Leser, liegt das Publicum überhaupt in einer gewissen Ferne, er wird durch neugierige oder ungeduldige Blicke nicht gestört; der Theaterdichter aber muß für den Augenblick wirken: wenn er nicht den Moment erfaßt, so ist die Wirkung des Ganzen verloren. Hier ist der unsichere und ängstliche Dichter leicht geneigt, auf die Wirkungen des Einzelnen zu speculiren, d. h. Effecthascherei zu treiben, die Menge durch Phrasen, die ihr bereits geläufig sind, oder deren prophetischer Klang ihr imponirt, zu gewinnen. Von diesem Mittel hat Gutzkow einen reichlichern Gebrauch gemacht, als irgend ein andrer Dichter, etwa Kotzebue ausgenommen. Aber Kotzebue war der reine Naturalist, seine Bildung setzte seinen Einfällen keinen Widerstand entgegen, er sprach unbefangen aus, was ihm auf die Zunge kam, und hatte kein Arg daran. Wie aber ein gebildeter Mann wie Gutzkow solch Zeug hat zusammen schreiben können, wie es z. B. in „Uriel Acosta" oder im „Patkul" vorkommt, ist mir noch heute ein Räthsel. Denn es handelt sich nicht um gewagte Behauptungen, die vielleicht sehr anfechtbar sind, aber doch einen Hintergrund des Gedankens haben, sondern um den reinen Unsinn. Was das

Merkwürdigſte in, der Dichter hat wenigſtens zum Theil ſeine Wirkung erreicht: der „Uriel Acoſta“ iſt über alle Bühnen Deutſchlands gegangen, und jeder Heldenſpieler von Ruf hat einmal die Rolle herunter gebrüllt. Die Menge berauſchte ſich eben an Phraſen, die in der Zeit gangbar waren; ich glaube nicht, daß heute noch Jemand im Stande ſein würde, das Stück durchzuleſen.

Wie ſträflich Gutzkow mit ſeinem Talent umging, zeigt grade dieſer „Uriel Acoſta“ am deutlichſten. Er hatte den Stoff früher in einer Novelle bearbeitet, „der Sadducäer von Amſterdam,“ und dieſe Novelle, ſo vielfache Ungehörigkeiten und Widerſprüche auch darin vorkommen, wird Niemand ohne Antheil leſen. Es iſt eine ganz ernſthafte Seelenſtudie. Es ſoll gezeigt werden, wie in einer Zeit, in der viel bedeutende Bildung aufgeſpeichert iſt, in der aber der feſte Faden fehlt, ſich im Gewirr zu orientiren, in einem ehrlichen, aber befangenen Gemüth die verſchiednen geiſtigen Momente ſich durchkreuzen, das Streben nach Wahrheit, die Macht der Ueberlieferung, das Intereſſe am Schönen u. ſ. w. Von dieſer Studie iſt im „Uriel Acoſta“ nichts geblieben. Einige Nebenfiguren abgerechnet, hat man es nur mit declamirenden Marionetten zu thun.

Und dabei kann man ein lebhaftes Bedauern nicht unterdrücken, denn Gutzkow hat in vieler Beziehung das Zeug zum Theaterdichter, und er hat die Technik gründlich ſtudirt. Wo es nur darauf ankommt, die Lage zu exponiren, die Handlung vorzubereiten, von den Charakteren ein vorläufiges, gleichſam äußeres Bild zu geben, da gelingt es ihm faſt ſtets und er zeigt ſich zuweilen glänzend. Sobald aber Ernſt gemacht werden ſoll, ſobald Grund und Folge, Charakter und Schickſal deutlich und entſchieden hervortreten ſollen, verliert er regelmäßig den leitenden Faden aus den Händen, und man findet ſich in einem chaotiſchen Durcheinander, in dem man vergebens fragt, woher

und wohin? Hätte Gutzkow mit seiner scharfen Beobachtung eine rücksichtslose Wahrheitsliebe verbunden, hätte er sich bemüht, das Leben und sein Gesetz treu nachzubilden, so würde er langsamer, aber dauernder gewirkt haben. So ist er einige Jahre hindurch sehr gefeiert worden, er mußte aber zuletzt selbst fühlen, daß es mit seinem Erfolg auf dem Theater vorbei war, und wandte sich nach einer andern Richtung.

Es verdient Anerkennung, daß er stets von Neuem im Stande war, sich zusammenzuraffen, nach Jahren ungeordneter und zerstreuender Thätigkeit sich wieder zu einem Unternehmen größern Stils zu sammeln. Die Prophetenrolle seiner ersten Periode war ihm verkümmert, weniger durch die Ungunst der äußern Umstände, als weil ihm der rechte Glaube fehlte; er hatte sich dann als Künstler versucht, und hier das, was ihm vorschwebte, darum nicht erreichen können, weil sein Streben nach augenblicklicher Wirkung seine Gedanken und Bilder nicht zur Reife kommen ließ. In der dritten Periode bemühte er sich nun, die Gegensätze des Ideals und der Wirklichkeit geschichtlich zu begreifen.

Es steckt in den „Rittern vom Geist," wie in dem „Zauberer von Rom" immer ein beträchtlicher Inhalt. Es ist schon keine Kleinigkeit, den Faden einer so ungeheuern Handlung, die sich durch neun Bände hinstreckt, so weit festzuhalten, daß man die Personen, wenn sie wieder auftreten, erkennt, daß man sich der Voraussetzungen erinnert. Es fehlt ferner nicht an typischen Porträts, die der Zeitbewegung abgeschöpft sind, und an treffenden Bemerkungen über einzelne Schwächen des Zeitalters. Das Publicum war für eine solche Darstellung sehr günstig gestimmt, denn so gründlich hatte sich ein Volk noch nie über sein Wollen und Können getäuscht, als das deutsche im Jahr 1848, und es mußte ihm aufs äußerste daran gelegen sein, zu begreifen, wie das eigentlich zugegangen. Denn die

Erklärung, daß die Schuld lediglich an der Böswilligkeit der Reaction lag, konnte doch nur den bornirtesten Radicalen befriedigen. Augenscheinlich hatte Gutzkow zunächst ein satirisches Gemälde im Auge: er will zeigen, daß in den Mauern Ilions eben so gesündigt sei als draußen. Die Figuren, die er in die Mitte seines Gemäldes stellt, sind unmöglich als bloße Ideale gemeint, sie benehmen sich zu absurd, und sie benehmen sich, beiläufig gesagt, so wie es ihre Ebenbilder in der Wirklichkeit nach derselben Richtung gethan hatten. Nun aber verwandelt sich plötzlich die Tendenz: man blickt nicht mehr in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft; aus dem historischen Gemälde wird wieder ein prophetisches, und die nämlichen Figuren, deren verkehrte Haltung den schlechten Ausgang von 1848 verschuldet hatte, stehn als Helden des Jahrhunderts Tableau! Es wird ein Geheimbund errichtet, gegen den gehalten, die Verschwörer von 1848 als reine Weltweise erscheinen.

Der große Erfolg, den das Buch im Ganzen doch wohl mehr in der Kritik als im Publicum fand, gab dem Dichter wiederum eine schiefe Stellung. Er fühlte sich als der geistige Führer des Jahrhunderts oder, um es noch correcter auszudrücken, er hatte Augenblicke, wo er sich als solcher fühlte. Zwar erkannte er in ruhigen Stunden sehr wohl, daß er selber noch nicht recht wisse, wohin er das Jahrhundert führen wolle, aber daß es ihm folgen würde, sobald er es wisse, daran hatte er in andern Stunden keinen Zweifel. Während also die Mehrzahl der übrigen Politiker, da sie einsahen, daß ihnen in der großen Politik kein Spielraum blieb, sich auf Detailfragen legten, auf Volkswirthschaft, Genossenschaftswesen und dergleichen und in diesen ernsten Studien, die bis zu einem gewissen Grad denn doch sofort in die Wirklichkeit eingreifen durften, auch ihre individuelle Befriedigung fanden, versenkte sich Gutzkow immer tiefer in die Betrachtung der welthistorischen Mission, die ihm persönlich auf-

erlegt ſei, und ſo kam es, daß der begabte Mann in dem Wahn, immer weitere Kreiſe zu beherrſchen, immer mehr vereinſamte.

Er hat gegenwärtig und grade in Berlin einen ſchweren Stand. Die neue Lage der Dinge nimmt die ernſthafteſte und angeſtrengteſte Thätigkeit jedes Einzelnen in Anſpruch, und ſo kräftig ſeine Individualität ſein mag: wenn er wirken will, muß er lernen, ſich unterzuordnen und den großen Parteien zu dienen, innerhalb deren die Geſchichte ſich vollzieht. Ich glaube nicht, daß Gutzkow zu dieſer Reſignation im Stande ſein wird. Als bloßer Dichter hätte er das auch nicht nöthig, der Dichter hat mit dem Parteitreiben nichts zu thun; aber der Dichter, der durch ſeine Werke unmittelbar in das Leben eingreifen und es reformiren will, wird heute mehr als je, und in Berlin mehr als irgendwo, zu dem beklemmenden Gefühl kommen, daß er den Stein des Siſyphus wälzt.

Der Krieg gegen Frankreich.

November 1870.

Der gegenwärtige Krieg ſcheint einer der großen Wendepunkte in der Geſchichte der Menſchheit zu ſein. Mir klingt ein altes Lied von Achim von Arnim in den Ohren, das Herman Grimm vor Kurzem veröffentlicht:

— Ueber's Haupt des lieben Todten
Jagen freud'ge Siegesboten,
Seine Ahnung iſt erfüllt. — — —

Auf wohlan, die Zeit iſt kommen,
Und ſo kommt nun mit der Zeit
Das, warum die Zeit iſt kommen,
Wenn wir alle ſind bereit. — —

— Weil die Einheit ihr vergeßt,
Sinket vieler Schwerter Schein.
Eines glänzet himmelan:
Der es führt, ein alter Mann,
Wird des Friedens Herold ſein. — —

Die aus ſich die Welt berathen,
Stört der Held mit ſeinen Thaten. —

Wie der Fiſcher aus dem Meer
Fiſche zieht, die Niemand ſah,
Alſo iſt Erfüllung nah,
Wenn die Ahnung ſchien ſo leer.
Auf wohlan, die Zeit iſt kommen.

Es iſt freilich nicht leicht, über den welthiſtoriſchen Werth der Zeit, in welcher man lebt, ſich ein unbefangnes Urtheil zu bilden. Grade die fruchtbarſten Perioden gehn nicht in ſtarken Sprüngen vorwärts: es iſt eine unabläſſige geräuſchloſe Arbeit, deren Wachsthum man kaum merkt, bis dann ein unerwartetes Ereigniß Veranlaſſung wird, die Hauptſumme des Errungnen zu ziehn, deren Größe zuweilen überraſcht, ja erſchreckt. Dagegen wird in ſogenannten glänzenden Zeiten, die ſcheinbar von Lebenswärme und Lebenskraft überſprudeln, gar leicht für dauernd angeſehn, was nur eine flüchtig vorüberrauſchende Erſcheinung iſt.

So iſt von ſämmtlichen Zeitgenoſſen die Periode von 1789 bis 1800 ohne Zweifel überſchätzt worden. Die Revolution war gewaltig in ihren Anregungen; ſie hat das Herz der Menſchen mit Liebe und Haß in einem Umfang und einer Intenſität erfüllt, wie kaum eine andre Periode; aber was ſie Bleibendes geſchaffen, ſteht nicht im Verhältniß zu ihren Verheißungen. Die Franzoſen waren ſo voll von der Bedeutung ihres Thuns, daß ſie, wie Mohamed mit der Hedſchra, mit der Einführung der Republik in Frankreich eine neue Aera begannen: die Tragweite der Revolution gehe weit über die Tragweite des Chriſtenthums hinaus, und es ſei billig, dem Ehre zu geben, dem Ehre gebührt. Es war eine ſeltſame Ironie, daß dieſe neue Zeitrechnung noch vor der Revolution unterging, daß bereits Napoleon zur chriſtlichen Zeitrechnung zurückkehrte. Die Revolution hat allerdings ganz Europa kräftig durchgerüttelt, und die Geſchichte wird von ihren Heldenthaten zu erzählen wiſſen: aber als ſie zu Ende ging, fügten ſich die auseinander

gerissenen Lebensbeziehungen fast überall in der alten Form wieder zusammen, und auf die übernatürliche Aufregung folgte Erschöpfung.

Das Mißlingen dieses großartig angelegten Unternehmens liegt nicht blos in einer Verkettung von wunderbaren Zufälligkeiten. Die französische Revolution hatte die Rechte des Menschen entdeckt, und das ist eine große und unsterbliche That; aber sie hatte die Pflichten des Menschen vergessen, und dadurch gerieth der Bau, den sie in Angriff nahm, so schief, daß das Fundament von Neuem angefangen werden mußte.

Wo hat das Recht des Staats gegen den einzelnen Bürger, wo das Recht des individuellen Staats gegen die Menschheit im Ganzen seine Grenze? — Die erste Idee der Revolution war, nach beiden Seiten hin dem individuellen Staat so viel Boden als möglich abzugewinnen. Man hatte bisher nur den Druck des schlechten Staats empfunden, der Einzelne sollte sich nun vom Staat völlig frei machen; die Staaten hatten bisher die freien Völker von einander getrennt, diese Schranken sollten fortan niedergerissen werden. Wenn es vom Jesuiten Barruel lächerlich war, die ganze französische Revolution den Freimaurern in die Schuhe zu schieben, so hatte er insofern Recht, als die praktischen Fehler der Revolution mit den theoretischen der Freimaurerei eng zusammenhingen.

Wenn man unmögliche Dinge fordert, so springt oft die Richtung in ihr Gegentheil über. Die Revolution wollte den Bürger von den Fesseln des Staats freimachen; und kaum hatte sie angefangen, so sah sie sich um ihrer Erhaltung willen genöthigt, Zwang gegen den Bürger zu üben, eine Tyrannei einzuführen, wie sie in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen war. — Warum hat sich Frankreich vierzehn Jahre lang den Despotismus des ersten Napoleon gefallen lassen? Nicht blos, weil er die eitle Nation mit kriegerischem Lorbeer überschüttete,

sondern weil sie sich so daran gewöhnt hatte, zum allgemeinen Besten tyrannisirt zu werden, daß sie es gar nicht mehr anders wußte.

Die Revolution predigte das Aufgehn aller individuellen Völker und Staaten in die allgemeine Menschheit. Kein individueller Staat, kein individuelles Volk sollte das Recht haben, sich dieser Pflicht zu entziehn; wer nicht von selbst frei werden wollte, mußte durch Gewalt frei gemacht werden. Frei wurde man durch Bildung, echte Bildung gab es aber nur in dem auserwählten Volk der Franzosen, und die Franzosen hatten ebenso das Recht, ihrer Bildung die Welt zu unterwerfen, als die Welt die Pflicht hatte, sich der französischen Bildung zu unterwerfen. Wie wenig sich die Franzosen in ihrem Vorurtheil seit der Zeit geändert haben, erfahren wir aus Victor Hugo's Manifesten.

Die Kriege von 1813 bis 1815 haben die Franzosen nicht bekehren können. Sie erlagen der Uebermacht und glaubten um so mehr, ihre Sieger als Barbaren geringschätzen zu können, da in ihrer Sprache und unter ihrer Mitwirkung über das Schicksal Europa's verfügt wurde. Jetzt sind die Franzosen nicht von Europa geworfen worden, sondern von einem einzelnen Staat, und eigentlich hat Deutschland diesen Kampf gegen halb Europa ausgekämpft. Wären nicht gleich zu Anfang die entscheidenden Siege erfolgt, die Europa in Entsetzen jagten, so hätten wir nicht mit einer Großmacht, sondern wie unter Friedrich dem Großen, mit vier Großmächten zu thun gehabt.

Frankreich wird zwar nicht, wie Herr Jules Favre behauptet, zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, aber es kann sich nicht mehr als den Vertreter der gebildeten Menschheit gebärden. Schlagender als bei irgend einem Krieg hat in diesem die ganze Welt erfahren, daß die französische Nation der deutschen an

persönlicher Kraft wie an sittlicher, politischer und militärischer Bildung nachsteht.

Die Stellung, die sich Frankreich seit zwei Jahrhunderten gegen Deutschland gegeben, ist auf immer eingebüßt, und die deutsche Nation, die im vorigen Jahrhundert sich durch ihre Dichter und Denker der Allgewalt der französischen Academie entzog und ein Bürgerrecht im Reich der Bildung erwarb, hat sich nun als Staat eine stolze Stellung im Gebiet der politischen Organismen gegeben. Sie hat durch ihren Sieg einen zweiten Nationalstaat, Italien, von der Hegemonie Frankreichs gelöst. Das Princip der Volkssouveränetät hat einen neuen und tiefern Sinn gefunden. Die frühere Arrondirungspolitik hing mit dem Absolutismus zusammen, dem der Staat nur als eine fürstliche Domaine galt; jetzt wissen wir nicht blos theoretisch, daß der Staat seine wahre Substanz nur durch den nationalen Inhalt gewinnt, sondern wir haben es praktisch gelernt. Je vollkommener die Individualität des einzelnen Staats sich ausbildet, je freier und unbefangener kann der Verkehr der großen Völkerfamilien unter einander sein. Und daß diese Organisation der Nationalstaaten eintritt in einem Moment, wo der Weltverkehr riesenhafte Dimensionen angenommen, von denen man sonst keine Ahnung gehabt, das eben giebt der großen Bewegung dieses Jahrs darum die Bürgschaft der Dauer und Beständigkeit, weil es sie am einseitigen Vorgehn hindert.

Wir dürfen nicht fürchten, in denselben Fehler zu verfallen, den wir an den Männern von 1789 tadelten, daß wir die Bedeutung unsrer Zeit überschätzten. Im Gegentheil merken wir kaum, wie groß die Periode ist, in der wir leben. Solche Stöße freilich, wie die von 1866 und 1870, rufen auch die schlaffe Aufmerksamkeit wach, und wir verwundern uns über uns selbst und das, was wir erleben und leisten; aber auch dann entgeht uns, daß die Großthaten der beiden Jahre nur einzelne Ringe

in der gewaltigen Kette sind, die durch ihre eigne Schwere ihre Dauer verbürgt.

Schiller hat einmal gesagt: „Der große Moment findet ein kleines Geschlecht!" und man hat den Spruch oft wiederholt. Im Allgemeinen kann man aber wohl behaupten, daß die Größe des Moments und die Größe der daran betheiligten Menschen sich decken. Auch die großen Menschen wachsen natürlich auf dem Boden ihrer Zeit, und es ist kein Zufall, daß sie kommen.

Unsre Zeit, die gern und fein reflectirt, hat sich über den Zusammenhang zwischen den großen Menschen, die mit genialem Willen die Gedanken des Weltgeistes durchführen, und der stillen Gewalt, die bewußtlos in den Instincten des Volksgeistes sich entwickelt, verschiedene Doctrinen erdacht. Die Extreme werden durch Carlyle und Buckle vertreten. Nach Carlyle machen die großen Menschen Alles. Sie sind die unmittelbaren Abgesandten des Weltgeistes, von ihm inspirirt; was neben ihnen geschieht, ist gleichgültig. Was Schiller im poetischen Uebermuth aussprach, daß wenige Menschen nur zählen, alle Anderen Nieten sind, führt Carlyle im baaren Ernst mit der gemessenen Gründlichkeit eines gläubigen Doctrinärs durch. Buckle dagegen in seiner demokratisch-physikalischen Auffassung der Weltgeschichte betrachtet die sogenannten Großthaten als Schein und Blendwerk, von dem der Fortschritt der Bildung unabhängig sei: sie spielen auf der Oberfläche im schillernden Glanz, aber es geht wenig bleibende Wärme von ihnen aus; im Grunde stören und verwirren sie nur die natürliche Bewegung der Civilisation, die alsbald wieder in ihre Rechte eintritt, wenn das Schattenspiel sich in Nebel aufgelöst hat.

Man muß eine große Zeit selber erlebt haben, um die Berechtigung und die Beschränktheit solcher Geschichtsabstractionen zu begreifen. Wir sind in dieser Lage. Wir haben einen von diesen Representative Men in unsrer Mitte; wir verkehren mit

ihm, als wäre er unſersgleichen. Was hat Graf Bismarck mit den Ideen und dem Wollen unſrer Zeit zu thun?

Wer ſich von äußerlichen Redensarten beſtimmen läßt, ſollte meinen, ſehr wenig. Mit einer Paradoxie, wie ſie vor ihm noch kaum ein Staatsmann gewagt, im finſtern Trotz gegen die berechtigten Vertreter des Volks, hat er 1866 das kühne Unternehmen begonnen, das in der Weltgeſchichte eine neue Aera anzeigt. Die folgerichtigen Demokraten werden daraus ſchließen, das Unternehmen ſei verwerflich und nichtig; dagegen wird es auch an Solchen nicht fehlen, die einen neuen Beleg für ihren Cultus des Genius darin finden: ſie werden ſagen, daß der große Menſch immer gegen den Willen der Maſſe handelt, unverſtanden von ihr und nur der Zukunft verantwortlich. Die Erſten zu widerlegen, iſt heute nicht mehr der Mühe werth, aber auch die Zweiten ſind im Irrthum.

Es iſt wahr, Bismarck hat zuerſt wenig Gläubige gefunden, deſto mehr Widerſacher; die Gründe weiß Jeder. Iſt es denn aber blos der Erfolg, was nachher die Stimmung der Menſchen umgewandelt hat? Ließen wir Deutſche uns durch den Glanz des Ruhms blenden wie die Franzoſen? — Nein, der Erfolg hat uns darum bekehrt, weil ſein Inhalt dasjenige war, was wir eigentlich Alle wollten. Wir hatten ſeit zwanzig Jahren ein Ereigniß wie das von 1866, einen Mann wie Bismarck poſtulirt, aber es iſt nicht zum erſten Mal in der Geſchichte, daß, wenn der Mann erſcheint, auf den man gewartet, man ihn nicht erkennt. Unſer Verdienſt, daß wir lange gewünſcht, was Bismarck durchführte, iſt ſehr gering, aber es hebt doch wenigſtens das beſchämende Gefühl auf, daß eine Erſcheinung Gott weiß woher gekommen ſei, die uns unſern Willen gleichſam erſt offenbaren mußte. Die Gedanken hatten ſich bis dahin in ſchwachen Velleïtäten ausgegeben; nun kam ein ſtarker Wille, der bildungsfähig genug war, den Gedanken zu erkennen und

sich seiner zu bemächtigen. Die Zeit war gekommen, die Frucht war reif, es gehörte nur ein kräftiger Arm dazu, sie abzuschütteln. Wie war von der Vorsehung Alles vorbereitet! was wäre Bismarck gewesen ohne unsern König! was ohne die Reorganisation unsrer Armee! was ohne die vorhergehenden großen Umwälzungen, die sich an das Reich des dritten Napoleon knüpfen! Man pflegt zu sagen, der König habe bei der Umgestaltung der Armee nur als Techniker verfahren, ohne politische Nebengedanken. Zum Theil ist das wohl richtig. Bei seinem entschiednen Sinn für Realität mußte er erkennen, daß die preußische Armee im Jahr 1859 das nicht war, was sie zu sein vorgab, und es war Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit, was ihn bestimmte, diesen Schein aufzuheben. Aber man taxirt ihn falsch, wenn man ihm die politischen Gedanken abspricht. Wer hat denn 1849 und 1850, der Einzige in den höhern Kreisen, die Bedeutung des Moments für die Neugestaltung Deutschlands richtig erkannt? Wer hat 1859 unter sehr schwierigen Umständen die Richtung fest im Auge behalten, die Preußen einschlagen mußte, um das von der Weltgeschichte ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen? — Es war ein andrer Weg als der von 1866, aber auch er konnte zum Ziel führen, wenn die Ausführung dem Entwurf entsprochen hätte. Daß er damals nicht zum Ziel führte, daß Oestreichs Böswilligkeit das Streben, im Einverständniß der beiden Großmächte Deutschland zu ordnen, vereitelte, das bestimmte gleichsam mit mathematischer Schärfe die Bahn, welche der Erbe der neuen Aera einzuschlagen hatte.

Bismarck's Größe wird dadurch in keiner Weise geschmälert. Es kommt nicht blos darauf an, daß die Zeit da ist, sondern daß man Augen hat, es zu sehn, und einen Arm, geschult, dem Auge und der Einsicht augenblicklich zu folgen. Aber es bringt ihn uns menschlich näher. Er hat gethan was uns zu thun versagt war, aber es ist doch unser Wille, den er aus-

geführt hat: nicht der Wille dieser oder jener zufälligen Schicht der Gesellschaft, sondern der Wille des bleibenden Volksgeists, der in unsern Seelen lebt wie in der seinigen.

Und hat er Großes für uns gethan, so kommen wir ihm nicht mit leeren Händen entgegen. Aus der stillen Arbeit des Volks, deren Resultate man kaum merkte, weil sie an den Tag gebannt schienen, sind die Verkehrsverhältnisse erwachsen, welche der Neubildung Deutschlands die gewaltigen Dimensionen geben. Durch unser ehrliches und gewissenhaftes Bemühen, das ganze Volk am Staatsleben zu betheiligen, jeden Bürger mit den Pflichten für den Staat zu durchdringen, ist die Form geschaffen, in welcher der Bundesstaat allein ins Leben treten konnte. Was endlich das deutsche Volk seit einem Jahrhundert in Wissenschaft und Kunst geleistet, giebt dem äußern Sieg nicht blos die Weihe, sondern das Gepräge der Dauer. Es sind nicht starke und mächtige Barbaren, die das Culturvolk der Franzosen besiegt haben, sondern eine in jeder Richtung der Cultur den Franzosen wenigstens ebenbürtige Nation; in den meisten Punkten, wie wir jetzt wohl ohne Ueberhebung sagen dürfen, ihnen überlegen. Und diese Ueberlegenheit wird uns befähigen, gerecht und billig zu sein. Im natürlichen Groll gegen den furchtbaren Frevel, den die Franzosen gegen uns ausgeübt, sind wir jetzt geneigt, ihnen die Zukunft und die Quelle derselben, die sittliche Kraft abzusprechen: ich glaube nicht daran. Arg sind die Zustände, die uns entgegentreten, aber Frankreich hat ärgere durchgemacht; es hat sich selbst aus dem Schlamm der Bartholomäusnacht emporgearbeitet, wie wir uns aus dem Schlamm von Jena emporgearbeitet haben. Ein großes Volk geht nicht so leicht zu Grunde; auch Frankreich wird seine berechtigte Stelle unter den Nationen wieder einnehmen. Aber von dem Wahn, nach seinen Launen zu bestimmen, was in Europa geschehn soll, wird es gründlich geheilt werden, und es wird vielleicht noch einmal

die herbe Arznei ſegnen, die wir ihm eingeben mußten, um der Herrſchaft des Wahnſinns ein Ende zu machen.

In dem Ungeheuern, das wir erlebten, konnte man die Gedanken nicht leicht in eine andre Fährte bringen. Die folgenden Briefe, die in verſchiednen Zeitungen abgedruckt ſind, bilden eine Art Tagebuch, aus dem der eine und der andre Leſer vielleicht die eignen Stimmungen angenehm in ſich nachklingen fühlen wird.

---

1. October 1868.

— Es iſt eigen, mit welcher Kälte unſer Publicum den Kriegslärm anhört, der toller als je aus Paris zu uns herübertönt. Es iſt, als ob die ganze franzöſiſche Preſſe von der Tarantel geſtochen wäre, Sinn und Verſtand hat völlig aufgehört.

Man weiß eben bei uns, daß man an entſcheidender Stelle ein aufmerkſames Auge hat, und daß wir uns keine Sorge zu machen haben. Das Wort, welches unſer König in Kiel ſprach, drückt correct aus, was jeder fühlt: wir wollen keinem Menſchen, keiner Nation etwas anhaben, und hoffen, daß man uns in Ruhe laſſen wird: ſollte man aber mit uns anbinden, ſo können uns nur die Angreifer leid thun. Es lag etwas Vornehmes in jenem Wort, das unſre Nachbarn äußerſt verdroſſen, ihnen aber imponirt hat.

Gleichwohl iſt uns nicht behaglich zu Muth. Wir ſind ein arbeitſames Volk. Die Erfolge von 1866 haben unſre Augen nicht verblendet; trotz unſrer Siege, trotz der Geringfügigkeit der Opfer, die der Krieg zu koſten ſchien, leiden wir noch an

den Folgen. Noch immer ſtockt der Verkehr, noch immer zögern die Capitalien, ans Licht zu treten und fruchtbar zu werden. Niemand kann vorausſehn, welche Geſtalt in kürzeſter Friſt die Verhältniſſe angenommen haben können. Die Politik ſieht aus wie der Himmel, der eben über uns hängt: grau, bleiern, ungewiß, ob es zum Regnen oder Schneien kommen ſoll, von ebenſo launenhaften als ungeſtümen Winden fratzenhaft auseinandergeriſſen. Es iſt eine Unſicherheit, die wir nicht lange mehr ertragen.

Wer ſoll eigentlich von einem Conflict Nutzen ziehn? Keiner der beſtehenden Staaten iſt in der Lage, ſich auf ausgedehnte Ausgaben einzulaſſen; keiner darf auf einen Gewinn ſpeculiren, der dem Einſatz entſpräche. Niemand kann vernünftiger Weiſe den Krieg wollen, und doch ſcheint ihn jeder zu fürchten, als ob er nicht aus der Mitte der Verhältniſſe und Thatſachen heraus, ſondern Gott weiß woher kommen würde.

Was beabſichtigt Er, der die Fäden in der Hand hält, nach welchen die chauviniſtiſchen Gliedermänner tanzen? — Er iſt zu klug und ich darf wohl hinzuſetzen zu alt, um ein Abenteuer aufzuſuchen, das möglicher Weiſe mit ſeinem Ruin endet. Die Krim, Mexico, ſelbſt Italien: hier handelte es ſich immer nur um Gewinn oder Verluſt; ein Krieg mit Deutſchland aber heißt nichts Andres als Einſatz der Exiſtenz — und wofür?

Man iſt raſch mit der Antwort bei der Hand: es iſt der alte Geiſt des Bonapartismus, der ihn treibt. Wie zahlreiche Schriftſteller vor ihm, ſtellt neuerdings Lanfrey in ſeiner „Geſchichte Napoleon's I." den Bonapartismus als ein in der Geſchichte ganz neues, in ſich einheitliches Princip dar; es ſei von Corſica nach Frankreich importirt und hänge mehr mit den Ideen italieniſcher Politiker aus dem 15. und 16. Jahrhundert, als mit den unmittelbaren Vorausſetzungen der franzöſiſchen Geſchichte zuſammen.

Bei näherm Zusehn findet man, daß Napoleon zwar in größerm Stil, aber in der Art nicht verschieden, dasselbe fortsetzte, was vor ihm die Revolution angestrebt, und was sie von der altbourbonischen Hauspolitik überkommen hatte.

Freilich war das Weltreich Napoleons von so kolossalem Umfang, daß es über die ganze französische Geschichte hinaus sich an die alten Römerzeiten anzulehnen scheint. Aber die Hebel zu diesem Weltreich waren von Napoleon nicht erfunden; er setzte nur fort, was seine Vorgänger Custine, Dumouriez u. s. w. begonnen hatten. Das goldne Kalb, das er anbetete, war echt nationaler Götzendienst.

Das erste Aushängeschild der Revolution zu ihren Eroberungskriegen war Befreiung der Völker: freilich stand als unumstößlich fest, daß die befreiten Völker ihre Freiheit mit Gut und Blut zu bezahlen, und sie genau so zu verstehn und einzurichten hätten, wie es ihnen von Paris vorgeschrieben würde. Aber nur bei dem kleinsten Theil der Führer waltete diese Selbsttäuschung ob, die meisten sprachen sich ganz cynisch darüber aus, die Hauptsache sei, den souveränen Pöbel in Paris leiblich und geistig zu füttern, ihm Brod und Ruhm zu schaffen; und das könne nur auf Kosten des Auslands geschehn. Die Kriegführung durch ein folgerechtes Raubsystem ist von den Generalen des Convents mit hinlänglicher Rücksichtslosigkeit durchgeführt worden. Daß man auf diese Weise nach Moskau, Neapel und Cadiz kommen könne, war freilich ihnen selbst überraschend, aber die Methode Bonaparte's verstanden sie von Anfang an, wie Machiavell's Zeitgenossen den „Fürsten" verstanden.

Auch hatten die Franzosen nicht nöthig, die Revolution abzuwarten, um zu erfahren was es mit einer solchen Kriegführung auf sich habe. Die freche Verhöhnung alles Rechts und aller Sittlichkeit, mit welcher Ludwig XIV. Deutschland ausbeutete, um dem französischen Staat, der Er selber war, das gebührende

Prestige zu erwerben und zu erhalten: was war es anders, als was wir heute Bonapartismus nennen? Nur mit dem Unterschied, daß Ludwig XIV. seinen Adel, der früher frondirt hatte, ins Feld schickte, um ihn seinen Zwecken dienstbar zu machen, während Napoleon's Generale in überwiegender Mehrheit aus der ehemals regierenden Klasse der Sansculotten hervorgegangen waren.

Auch jetzt wieder hört man häufig von deutschen Friedensfreunden die Zuversicht aussprechen, daß, wenn es nur den Republikanern gelänge, das friedfertige Frankreich von dem kriegslustigen Napoleon zu befreien, der Friede der Welt gesichert sein würde. Glücklicher Weise sorgt Herr Thiers von Zeit zu Zeit dafür, das Publicum daran zu erinnern, daß die Chauvinisten nicht blos an Napoleon ihren Halt haben. Im Gegentheil wirft er dem Kaiser vor, durch allzu große Philanthropie und Nachgiebigkeit gegen das Ausland sowohl die Macht als das Prestige der großen Nation gefährdet zu haben; er ist erbittert darüber, daß die große Nation es dulde, daß neben ihr zwei starke Einheitsstaaten entstehn. Deutschland und Italien, so meint er, hätten die Bestimmung, Literatur und Musik zu treiben, und in ihrer staatlichen Zersplitterung den Stoff herzugeben, gelegentlich das Prestige der großen Nation zu erhöhen. Das ist vollkommen französisch gedacht, ganz in dem Sinn, in welchem Ludwig XIV. seine Mordbrenner in die Pfalz schickte. In dieser Beziehung sind die Franzosen nicht zu heilen, und wenn man sämmtliche Bonaparte's vertreiben wollte.

Mai 1869.

Die Gefahr eines französischen Kriegs würde geringer sein, wenn man nicht seine Aufmerksamkeit theilen, nicht fortwährend darauf achten müßte, was in Wien geplant wird.

Die Politik des Grafen Beust hat in der ganzen Geschichte nichts Analoges. Es kommt vor, daß man sich lange vorher zu einem gefährlichen Unternehmen rüstet, um endlich den Gegner zu überraschen: daß man aber, Tag aus Tag ein, ununterbrochen die Stimmung, aus der ein solches Unternehmen hervorgeht, dem Publicum mittheilt, das ist noch nicht dagewesen. Ich will auf die Aeußerungen der gouvernementalen Presse Oestreichs, die denn doch über alles Maß hinausgehn, noch kein so großes Gewicht legen; ich rede nur von den Staatsschriften, die Graf Beust selbst veröffentlicht. Von seinem Antritt an bis auf den heutigen Tag die stets wiederholte lärmende Versicherung, daß man mit Frankreich im allerintimsten Einverständniß stehe, die ebenso lärmende und ebenso wiederholte Erklärung, daß man in allen Punkten zur äußersten Dienstwilligkeit gegen Frankreich bereit sei, eine Dienstwilligkeit, wie sie sonst in den Gewohnheiten eines Großstaats dem andern gegenüber nicht vorkommt, und die mitunter einer wenig schmeichelhaften Ablehnung begegnete. Dann auf einmal die Koketterie mit Italien, das man aufs herzlichste an die Brust schließen zu wollen vorgab. Und dazwischen fast in jedem diplomatischen Aktenstück, gleichviel um welche Frage es sich handelt, die heftigsten Anklagen gegen Preußen, Anklagen zuweilen so lächerlicher Art, daß die preußische Regierung sie nur mit einem geringschätzigen Stillschweigen beantwortete. Bei diesen beständigen Herausforderungen ist es einzig und allein der festen und energischen Besonnenheit des Grafen Bismarck zu danken, daß der Conflict vermieden ist.

In seiner letzten Rede vor dem cisleithanischen Reichstag hat Graf Beust sich mit sauersüßer Verehrung über den Fürsten Schwarzenberg ausgesprochen und zu verstehn gegeben, daß man über Ollmütz und die Dresdner Conferenzen gewöhnlich ganz unrichtig urtheile. In einem gewissen Sinn hat er Recht. Preußens einziger Verlust in Ollmütz war eine Einbuße an seiner

Ehre, und was den einzelnen Menschen möglicher Weise vernichten kann, übt darum noch nicht dieselbe Wirkung auf einen Staat aus, der im Uebrigen auf gesunden Grundlagen beruht. Preußens Ehre war geschädigt, aber seine Macht war nicht angetastet, es konnte sich wieder zusammenraffen, und in dieser Beziehung hat Manteuffel's wunderliches Wort: „der Starke kann ungefährdet zurückgehn", einen wirklichen Sinn.

Herr von Beust giebt zu verstehn, daß ein preußischer Minister, der in der Ollmützer Zeit in der Lage des Fürsten Schwarzenberg gewesen wäre, diese Lage ganz anders ausgebeutet haben würde. Er spricht von östreichischer Großmuth, meint aber östreichische Schwachheit, und deutet indirect an, daß er selber in der gleichen Lage eben so wenig Bedenken gehabt haben würde, als der fingirte Preuße; daß also — denn er war ja wirklich dabei — sein Rath damals nicht befolgt wurde. In der That ließ Fürst Schwarzenberg in den Dresdner Conferenzen Herrn von Beust und seine übrigen Verbündeten im Stich, und daß die gegen Preußen gerichteten Reformvorschläge der letztern als schätzbares Material in den Acten begraben wurden, war keine geringe Revanche für Ollmütz.

Mit der Großmuth ist nicht viel bewiesen, und der aus der Fiction herbeigeholte Vergleich ist nicht glücklich. Denn in der Wirklichkeit hat ja ein preußischer Minister den Oestreichern in einer viel stolzern Lage gegenüber gestanden, als Fürst Schwarzenberg in der Ollmützer Zeit der preußischen Regierung, und er hat trotzdem Oestreichs Besitzstand nicht gefährdet. In der Zeit von Ollmütz war zwar die preußische Armee schlecht ausgerüstet, aber sie war doch da, und es galt noch immer einen blutigen und gefährlichen Kampf, da die östreichische Armee auch nicht grade in der besten Verfassung war; in der Zeit von Nikolsburg dagegen war die entscheidende Schlacht bereits geschlagen, und Oestreich unfähig, aus eignen Kräften dem Sieger Widerstand zu leisten.

Es war wohl nicht Großmuth, was Graf Bismarck bestimmte, mit der ganzen Energie seines Willens darauf zu bestehn, daß Preußen von Oestreich nichts weiter verlangte, als den Austritt aus dem Deutschen Bund. Es galt die Gefahr eines Krieges mit andern Mächten zu vermeiden, und Oestreich nicht zur Verzweiflung zur bringen.

Dieselben Gründe werden für den Fürsten Schwarzenberg maßgebend gewesen sein. Schwarzenberg war nicht ein gewöhnlicher Minister, er war aus der stolzen altöstreichischen Aristokratie hervorgegangen, und eben dadurch befähigt, die Sachen von einem höhern freiern Standpunkt anzusehn, als ein Minister, der mit seinem Staat nicht innerlich verwachsen ist.

Es ist ein offnes Geheimniß, daß Graf Beust nach Wien berufen wurde, lediglich um zum wiederholten entscheidenden Kampf zu rüsten. Alles Andre war secundär. Oestreich hatte in den letzten Jahren so viel mit Verfassungen gewechselt, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankam. Föderalismus, Centralisation oder Dualismus; Liberalismus oder Ultramontanismus: es galt nur, auf welchem Wege man am schnellsten zu Geld und Rekruten kam, das Weitere würde sich finden.

Daß Graf Beust sich für den Dualismus entschied, war von diesem Gesichtspunkt aus die richtige Wahl. Aber bis jetzt hat nur die eine Hälfte der Monarchie davon Gewinn gehabt. In Ungarn wird die herrschende Partei durch ein kräftig entwickeltes stolzes Nationalgefühl getragen, sie hat an der hohen und niedern Aristokratie geschulte Führer, die politisch zu denken und zu handeln gewohnt sind, und wenn sie numerisch hinter den fremden Elementen zurückbleibt, so hat sie den Vorzug einer geschlossenen Masse.

Ganz anders sieht es in Cisleithanien aus. Man hat häufig über das bekannte Lied gespöttelt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Aber Arndt fand doch eine Art von Antwort, wenn

auch nicht die genügende. Wenn man aber die Frage aufstellt: „Was ist des Cisleithaniers Vaterland?“ so sucht man vergebens nach einem Anhalt. Was hat der Pole, was hat der Czeche mit dem Deutschen gemein? Zunächst nur den Kaiser; denn auch die Einheit des Bodens ist zerrissen, da Galizien durch ein unnatürliches Band mit den Erblanden vereinigt ist. Die Czechen sind nicht minder kaiserlich gesinnt als die Deutschen, aber das Reich stellen sie sich mit einer ganz entgegengesetzten Verfassung vor, und wenn man versuchte sie zu versöhnen, indem man einen Theil ihrer Ansprüche befriedigt, so würde das nichts fruchten, denn es würde nur der Anfang zu neuen Forderungen sein. Und wenn man endlich so weit ginge, dem Königreich Böhmen eine ganz autonome Verfassung zu verleihen, so würde auch das nichts helfen, denn Prag würde fortan der Schwerpunkt sein, nach dem die in Cisleithanien zurückbleibenden Slawen gravitiren. In Galizien endlich giebt es wohl eine Partei, die mit Oestreich pactiren möchte, wenn dieses sich an die Spitze der polnischen Bewegung stellte, wenn es die Herstellung des polnischen Reichs unternähme. Indeß ist diese Partei sehr klein; die Masse wird von ganz andern Hoffnungen genährt; und Oestreich ist seiner ganzen Lage und seiner Geschichte nach nicht dazu angethan, mit consequenter Energie eine so halsbrechende Politik zu unternehmen.

So ist denn, was die innern Angelegenheiten Cisleithaniens betrifft, die leitende Politik ein beständiges Laviren. Bald neigt man sich mehr der einen, bald der andern Seite zu; ein Ministerium folgt auf das andre, jeder Ausgleichsversuch macht Fiasko. Das Schlimmste ist, daß die Entscheidung keineswegs, wie in Ungarn, von irgend einem cisleithanischen Staatskörper abhängt, sondern von der Reichscentralgewalt, mit andern Worten, daß sie in letzter Instanz in den Händen des Kaisers liegt, in nächster Instanz in den Händen des Grafen Beust. Der letztere aber

findet seine bestimmenden Motive nicht in den Interessen der Bevölkerung Cisleithaniens, sondern in Rücksichten höherer europäischer Politik, und da diese sich mannigfach verändern, je nach den Conjuncturen, so hat der Cisleithanier das Gefühl, daß seine Interessen sich diesen Wandlungen anbequemen müssen, und daß für ihn positiv nichts fest steht.

In Wien meint man, wir in Preußen sähen diesem Zersetzungsproceß mit Schadenfreude zu. Ich kann Sie versichern, daß diese Meinung durchaus irrig ist. Wir empfinden zwar den Zersetzungsproceß Oestreichs vielleicht schärfer und deutlicher, als man ihn in Wien empfindet, wo man ohnehin leichtlebig, sich durch den Glanz und die Fülle des Wiener Lebens in eine trügliche Sicherheit einwiegen läßt; aber wir empfinden ihn nicht mit Schadenfreude, sondern mit schwerer Sorge.

Früher war es anders. Die von Friedrich dem Großen begonnene Abrechnung mit Oestreich mußte einmal zu Ende geführt werden, wenn Deutschland irgend eine Gestalt annehmen sollte; sie mußte zu Ende geführt werden mit Einsetzung unsrer ganzen Existenz. Aber nach unserm Gefühl ist sie jetzt geschlossen, oder kann wenigstens geschlossen sein, wenn auf beiden Seiten die Leidenschaften durch Vernunft gebändigt werden. Und dies vorausgesetzt liegt es in unserm höchsten Interesse, nicht bloß daß Oestreich erhalten bleibe, sondern daß es sich kräftig entwickle und verjünge.

Denn gesetzt, der Zersetzungsproceß schritte weiter vor, und Oestreich, wenn es auch nicht zerfiele, würde wenigstens stark geschwächt und in seiner Bewegung gehemmt: was wäre für uns die Folge? — Zwar die Gefahr einer östreichisch-französischen Allianz gegen uns wäre beseitigt; dafür aber käme, was Oestreich verliert, Rußland zu Gute.

Oder traut man uns den Wunsch zu, von dem Verfall Oestreichs unmittelbaren Gewinn zu ziehn? Man lege sich doch

die Frage vor, was wir im Falle eines neuen entscheidenden Siegs etwa von Oestreich nehmen sollten? Welcher preußische Staatsmann könnte auf die tolle Idee kommen, in einen Staatskörper, der bis jetzt auf homogenen Grundlagen beruht und sich gedeihlich entwickelt, feindselige fremdartige Elemente aufzunehmen, die nicht blos ein augenblickliches Vorurtheil, sondern eine lange Geschichte von uns scheidet! Die Lebenskraft Preußens wäre in Gefahr, ihre Wirkung zu verlieren. Berlin ist kräftig genug, für Hannover, Kassel, Frankfurt, für Dresden, ich denke auch für München und Stuttgart politischer Schwerpunkt zu werden, aber nicht für Wien, das als Knotenpunkt des gesammtöstreichischen Lebens eine mächtige Rolle spielt, als deutsche Grenzstadt aber das Gesetz unsrer politischen Gravitation völlig verrücken würde. Dies Völkerconglomerat von den östlichen Alpen bis zu den Karpathen ist organisch zusammengefügt und kann nicht von einander lassen. Die Leitha ist keine natürliche Grenze, und träumten wir von Vorwärtsgehn, so kämen wir damit in eine Schwindel erregende phantastische Eroberungspolitik, die ins Gestaltlose ausliefe, während Preußen grade dadurch groß geworden ist, daß es trotz allen Unternehmungsgeistes in seinen Ansprüchen sich stets innerhalb der Grenzen des Denkbaren und Gestaltungsfähigen hielt.

Man kann es den Oestreichern nicht oft genug wiederholen: wir alle in Preußen, hoch und niedrig, groß und klein, sind von diesen Wahrheiten vollkommen durchdrungen. Es ist keiner von uns, der auf Kosten Oestreichs für unsern Staat einen Gewinn wünschte, der nicht das lebhafteste Verlangen hegte mit Oestreich in Frieden und Freundschaft zu leben. Aufrichtiges Einverständniß zwischen Oestreich und Preußen heißt Friede Europas, heißt gesicherter und geregelter Fortschritt der Cultur.

Aber freilich sichern die Vernunftgründe auf der einen

Seite den Frieden noch keineswegs, so lange sie nicht auf der andern zur Geltung kommen. Wenn die östreichische Regierung fortfährt uns zu bedrohen, wie in den letzten vier Jahren, kann ein unvorhergesehenes unberechenbares europäisches Ereigniß den Conflict herbeiführen, den die Vernunft als ein namenloses Unheil betrachten muß.

---

20. Juli 1870.

Ein Schriftsteller, dem es Ernst ist mit seinem Gegenstand, findet sich heut in einer drückenden Lage.

Mechanische Arbeiten kann man forttreiben, auch in Zeiten der heftigsten Aufregung, mit geistigen Arbeiten ist es unmöglich. Wo die Seele ganz voll ist von einem Gedanken von einer Empfindung, wie kann man daneben noch andre Gedanken noch andre Empfindungen cultiviren! Und wie machtlos ist das Wort des Schriftstellers, wo die Entscheidung ganz andern lebendigen Mächten in die Hand gegeben ist!

Seit Jahren zum ersten Mal hatte das Vertrauen sich wieder befestigt, der Wohlstand blühte zusehends auf, in Wissenschaft und Kunst regte sich ein freudiges Leben. Da mit einem Mal sind wir aus unsern friedlichen Beschäftigungen herausgescheucht und in einen Krieg hineingerissen, der, wie er auch ausgehn mag, Elend und Noth in seinem Gefolge haben wird; hinein gerissen durch den frevelhaften Uebermuth eines Nachbarvolks, von dem wir unsrerseits nichts verlangten, als daß es uns in Frieden lasse.

Einen Gewinn hat uns diese Aufrüttelung doch schon gebracht: wir haben ein gesteigertes Lebensgefühl gewonnen. Wenn Sie Berlin vor wenigen Wochen gesehn hätten, Sie würden es nicht wieder erkennen. Damals war es schwer, selbst unter Männern, die sich sonst nahe stehn, eine übereinstimmende Ge-

sinnung zu finden: heut haben alle Parteiunterschiede aufgehört. Wenn noch Mißwollende existiren, wagen sie sich nicht hervor. Es sieht aus, als ob ein gemeinsamer Pulsschlag durch alle Herzen ginge, und es ist ein stolzer, freudig erregter Pulsschlag. Manche stille Thräne im Vorgefühl dessen, was kommen kann, mag in den Familien vergossen werden, aber alles schwindet in dem Drang des Gemeingefühls, in dem Bewußtsein, daß der Einzelne nicht auf sich steht, sondern zu einem großen und herrlichen Ganzen gehört. In diesem überwältigenden Gefühl verliert sich die Reflexion über die einzelne Existenz, das Leben gewinnt einen andern Inhalt und eine andre Farbe; Hypochondrie und Empfindlichkeit werden geheilt, wo man das einzelne Dasein durch ein höheres allgemeines Leben getragen fühlt. Rührend ist vor allem die Pietät des Volks gegen unsern König. Es war ein ergreifender Moment, als er bei seiner Rückkehr von Ems durch die begeisterte Menge fuhr! Seitdem hört das Gedränge unter den Linden nicht auf, alles steht da und wartet, den alten Mann vorüber fahren zu sehn und ihn zu grüßen. Eine solche Stimmung haben wir in Preußen noch nicht erlebt: nur die Berichte unsrer Väter aus den Jahren 1811 und 1814 lauten ähnlich.

Nicht immer geht die Geschichte den Weg, daß die entscheidenden Interessen eines staatlichen Organismus vom Volksgefühl getragen werden. Wenn es aber geschieht, daß klares Bewußtsein der Männer des Schicksals und dunkle Empfindung des Volksinstincts sich treffen, so ists ein hohes Glück. Diesmal sind wir so glücklich. Wenn man sich einen Krieg denken konnte, gleich verständlich in der Hütte des ärmsten Bauern wie im Palast des Vornehmen, so ist es der Krieg gegen Frankreich. Was er heißt, weiß jedes Kind; wir haben es mit der Muttermilch eingesogen, es lebt in sinnlichen Ueberlieferungen. Seit drittehalb Jahrhunderten ist unsre ganze Entwicklung,

daß wir uns der drückenden Uebermacht Frankreich's, des unerträglichen Hochmuths der Franzosen erwehren. Wir haben viel von den Franzosen gelernt, aber wo echte Lebenskraft in unsrer Geschichte sich regte, war sie mit dem Streben verknüpft, sich von Frankreich zu befreien.

Ich war im Reichstag, als Graf Bismarck lakonisch mittheilte, soeben sei ihm die Kriegserklärung Frankreichs amtlich übergeben. Es war ein Moment, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Es war ein einstimmiges Jubelgeschrei, jede Brust schien sich freier zu heben.

Sie dürfen aber diese Stimmung nicht mißverstehn. Es ist wahrlich nicht Freude an dem gräßlichen Schauspiel, das nun aufgeführt werden soll. Es giebt bei uns keine privilegirten Stände, die sich in Kriegsgeschrei begeistern können, während die Armee für sie bluten muß. Vom Reichstag selbst sind 76 Mitglieder einberufen, die große Mehrzahl der Uebrigen hat ihre Söhne bei der Armee. Wir wissen, daß auch im günstigen Fall die Cultur um zehn Jahre zurückgedrängt wird, daß die Früchte unsrer geistigen und physischen Arbeit auf lange Zeit verloren gehn.

Aber wir fühlen Alle, daß der Krieg nicht zu vermeiden war. Seit drei Jahren drückt wie ein Alp die beständige Drohung unsrer Nachbarn auf uns. Wir athmen auf, da die Stunde der Entscheidung geschlagen hat. Alle Stände haben sich nun geeinigt: wie ganz anders sieht man jetzt den Adel an, der jung und alt zu den Fahnen drängt, kameradschaftlich verbrüdert mit den bürgerlichen Elementen des Heers, die nach Vollendung des Kriegs wieder in ihre Geschäfte zurücktreten. Der monarchische Geist, der in den Jahren 1861 bis 1866 nur latent war, die Liebe zu dem angestammten Herrscherhaus, das Leid und Glanz gemeinsam mit uns getragen, ist zu vollem Leben erwacht. Wir haben das unbedingte und wohlgeprüfte

Vertrauen zur Führung unsrer Armeen. Wir sind auf die Möglichkeit einer Niederlage gefaßt, aber wir sind entschlossen, den Krieg zu Ende zu führen. Wenn Napoleon meint, la gloire de la grande nation durch einen raschen Sieg wieder herzustellen und dann uns einen leidlichen Frieden zu bieten, so hat er sich schwer verrechnet. Werden wir am Rhein geschlagen, so erwarten wir den Feind vor Magdeburg; wir erwarten ihn zuletzt an der Weichsel. Das ist die Stimmung des ganzen Volks. Mich dünkt, es ist die Stimmung, die am sichersten nach Paris führt.

---

24. Juli 1870.

Die Franzosen sind sonst berühmt wegen ihrer Mise en scène, aber diesmal ist es ihnen schlecht gelungen. Mit Drohungen, Hohn, Schimpfreden und Verwünschungen haben sie uns freilich halb taub gemacht. Im Wortgefecht mit ihnen werden wir immer den Kürzern ziehn: ihre Zunge ist geläufiger und ihr Ohr tauber; wir Deutsche sind immer so gewissenhaft, hören zu wollen, was der Gegner sagt, und das beeinträchtigt die Verve unsers Schimpfens. Es liegt in der Natur der Romanen, daß sie sich erst montiren müssen, ehe sie zur Action vorgehn. Der Franzose stemmt die Hand in die Seite, stampft mit dem Fuß und zieht ein andres Stimmregister auf, wenn es losgehn soll. Die französische Fechtkunst lehrt, umherzuspringen und jeden Stoß mit einem Schrei zu begleiten; weniger wohl, um den Gegner zu erschrecken, als die eigne Spannkraft zu steigern. Uns Deutschen kommt das lächerlich vor; wir haben nicht nöthig, uns künstlich zu erhitzen.

Am 6. Juli eröffnen die kaiserlichen Minister den Lärm durch eine brutale Kriegsdrohung gegen Preußen, weil die

spanischen Minister ihr Augenmerk auf die Candidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern gerichtet haben. Es gelingt, die Franzosen in Allarm zu bringen, und als nun der Prinz auf den Thron verzichtet, spricht der Herzog von Grammont dem englischen Botschafter seine Verlegenheit aus: das Publicum sei so aufgeregt, daß es die Regierung stürzen würde, wenn sie sich zufrieden gäbe. Lord Lyons verhehlt sein Erstaunen nicht: ganz Europa würde sagen, Frankreich trage allein die Schuld am Kriege, es werde die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen sich haben. Dasselbe erklärt unser alter Gegner Thiers im Corps législatif. Ihm gegenüber macht der leitende Minister den Eindruck, als ob er von innrer und äußrer Aufregung taumele: von jedem augenblicklichen Impuls bestimmt, vergißt er heute, was er gestern gesagt, und trotz der ungeheuerlichen Unwahrheiten, die er vorbringt, kann man kaum behaupten, er lüge: er weiß wirklich nicht, was er redet.

Am 12. Juli bedeutet der Herzog von Grammont den preußischen Botschafter, Frankreich habe es als Beleidigung empfunden, daß König Wilhelm nicht rechtzeitig den Prinzen von seiner Candidatur zurückgehalten, und diese Beleidigung müsse zunächst gesühnt werden, um dem aufgeregten Nationalgefühl Genüge zu thun. Das zweckmäßigste Mittel sei ein eigenhändiger Brief des Königs Wilhelm an Seine Majestät den Kaiser Napoleon, worin der Erstere sich wegen des Vorgefallenen entschuldige und für die Zukunft ein correcteres Verhalten verspreche. Die Form dieser Abbitte war so genau vorgeschrieben, daß der nächstliegende Entschuldigungsgrund, die nahe Verwandtschaft des Prinzen Leopold mit dem Kaiser, verbeten wurde, weil man von dergleichen in den Tuilerien nicht hören wolle. Die Abbitte solle dann gedruckt und dadurch hoffentlich die „große Nation" versöhnt werden.

Diese Sprache einem mächtigen Fürsten gegenüber hätte

als der Act eines Wahnsinnigen betrachtet werden sollen; er wurde es aber nicht. Trotz seiner Mißbilligung verfehlt England nicht, Frankreich seiner herzlichen Hochachtung zu versichern. Es ändert sein Verhalten auch nicht, als Graf Bismarck die Enthüllung macht, die französische Regierung habe es auf Belgien abgesehn. Es lag in Englands Macht, Europa das entsetzliche Blutvergießen zu ersparen, das sich möglicherweise über den ganzen Welttheil ausbreiten wird. Es regt sich aber nicht einmal zur Rettung Belgiens. Das hat Graf Bismarck nun constatirt: wenn wir die Franzosen schlagen, werden wir etwaige Bedenken Englands gegen die Friedensbedingungen, die wir im Interesse unsrer Sicherheit zu stellen haben, als null und nichtig abweisen.

Unsre Regierung bewahrt bis zum letzten Augenblick eine ruhige, vornehme Haltung, und als es zur Entscheidung kommt, findet sie eine Sprache,, um die jeder Schriftsteller sie beneiden möchte. Die Thronrede des Königs ist ein Actenstück von eminent historischer Bedeutung, nicht blos weil sie die größte Katastrophe der neuern Geschichte einleitet. So kann nur ein Mann sich ausdrücken, der klar weiß, was er will und was er vermag. Mit Freude setze ich hinzu: der Reichstag hat die würdige Form der Antwort gefunden. Hauptsächlich daß sie schweigend beschlossen ist. Gewiß fühlten alle Abgeordneten mehr oder minder den Trieb, ihren patriotischen Gefühlen Luft zu machen, aber sie enthielten sich des Worts, und einstimmig trat man der Adresse bei. Auch die Gegner stehn unter dem Bann des allgemeinen Gefühls, die Nation hat nur noch einen Willen, und alle Nebengedanken hören auf.

---

4. August.

Es ist das erfreulichste Moment in dem Schauspiel, das jetzt beginnt, daß sich der Feind mit seiner Berechnung des

deutschen Nationalgefühls getäuscht hat. Er rechnete auf den zähen Eigensinn der Parteien, auf die Abneigung des einen Stamms gegen den andern, auf die Gewohnheit und Ueberlieferung der Kleinstaaterei. Er hat sich gründlich verrechnet. Die Bündnisse haben ihre erste Feuerprobe glänzend bestanden, weil sie nicht blos dynastische Abmachungen waren, sondern ein Ausdruck für das bleibende Nationalgefühl. Wie auch der Ausgang des Kampfs sein möge, die erprobte Waffenbrüderschaft wird einen stärkeren Kitt bilden zwischen den bisher getrennten deutschen Stämmen als alle Combinationen des Interesses: der Bayer, der Sachse, der Würtemberger, der Badenser kämpft ebenbürtig neben dem Preußen, die Ruhmeskränze, welche jeder Einzelne erobert, strahlen auf das Haupt Aller zurück. Die deutschen Armeen werden jetzt erst fühlen, was sie sind und sein können, da ihre Kräfte unter starker militärischer Führung freien Spielraum gewinnen. Dies Gefühl der Armeen ist der kräftigste Grundstein für den Bau des einigen Deutschland. Die alte Redensart von dem Aufgehn Deutschlands in Preußen hat ihren Sinn verloren. Wir Preußen brauchen uns unsres Namens nicht zu schämen; die schwarz-weiße Fahne zählt viele Tage unvergänglichen Ruhms: aber die schwarz-weiße Fahne hat sich schon ehrenvoll erprobt, als wir noch nicht Preußen hießen, sondern Brandenburger; das Roth, das nun hinzugekommen, thut den alten guten Farben keinen Eintrag; es belebt sie und giebt ihnen ein freundlicheres Gesicht, und wie wir — es ist ja erst anderthalb Jahrhunderte her — aus Brandenburgern Preußen wurden, ohne von dem tüchtigen Organismus unsres Staats etwas einzubüßen, so werden wir jetzt mit demselben Erfolg uns aus Preußen zu Deutschen erheben. Der Bayer, der Sachse soll nicht nöthig haben, die preußische Grammatik zu lernen: die Stunde ist gekommen und der Bundesstaat den wir nun aufrichten, soll Deutschland heißen.

Der gegenwärtige Krieg ist auch insofern von welthistorischer Wichtigkeit, als er über die definitive Form der deutschen Staatsverfassung entschieden hat. Er hat entschieden für die föderative Form, während bisher die herrschende Richtung auf den Einheitsstaat ging.

Der Norddeutsche Bund wurde gegründet durch einen Kampf Deutscher gegen Deutsche. Die besiegten Staaten wurden theils von Preußen annectirt, theils wider Willen zu einem Bundesverhältniß genöthigt, welches sie als Abhängigkeit empfanden. Wäre es nun der französischen Diplomatie gelungen, wiederum Deutsche gegen Deutsche aufzuregen, so war das schließliche Resultat der Einheitsstaat. Der Ausgang hätte nur darüber entschieden, ob der Einheitsstaat groß oder klein werde, ob Preußen sich erweiterte oder sich zusammenzog; im Princip wurde dadurch nichts geändert, wir waren in die Arrondirungspolitik des vorigen Jahrhunderts zurückgeworfen.

Zum Heil unsres Vaterlands ist es anders gekommen. Die Fürsten haben treu zum Bunde gehalten, die Heere aller deutschen Stämme haben Waffenbrüderschaft geschlossen, wir sind durch Bande der Liebe und des Vertrauens miteinander vereinigt. Der härteste Unitarier wird einsehn, daß Schonung und Anerkennung der bestehenden Souveränetäten die Wirkung ins Große und Ganze nicht aufhebt, und der verstockteste Particularist wird empfinden, daß er sich einem mächtigen Ganzen anschließen muß, wenn er sich und seine Nation in Freiheit erhalten will. Von diesem Gemeingefühl getragen, wird manches als möglich sich erweisen, was die Vernunft bereits als nothwendig erkannte, dem aber das angeerbte Empfinden widerstrebte.

Es giebt auch in unsrer Partei Puritaner, die in der Logik auf einfache Rechnungen ausgehn, und indem sie alles Verwickelte ausstreichen, das concrete Leben corrigiren möchten, statt darnach zu richten. Ohne Zweifel giebt der Einheitsstaat eine

einfachere Rechnung als der Bundesstaat. Der Einheitsstaat würde sich vom grünen Tisch aus viel bequemer regieren lassen. Competenzstreitigkeiten fielen weg, und man könnte gleichsam mit algebraischen Zeichen rechnen, die ihren Werth für alle Fälle behalten. Aber in der Politik ist das Einfachste nicht immer das Beste.

Es war früher unser Grundsatz, der nicht etwa blos eine diplomatische Wendung enthielt, sondern ganz ernst gemeint war, daß wir im Norddeutschen Bunde warten könnten, daß der Beitritt der süddeutschen Staaten nur eine Frage der Zeit sei, daß wir ihnen in keiner Weise entgegen kommen müßten, sondern abwarten, bis das eigene Bedürfniß sie zur Initiative triebe. Es war so zu sagen ein Aushungerungssystem, das im natürlichen Verlauf, bei ruhigen Zeiten sich auch bewährt haben würde.

Manche politischen Freunde denken noch heute so. Ich bin andrer Meinung. Ich gehöre nicht zu den Gefühlspolitikern, aber ich weiß, daß in gewissen Zeiten das Gefühl eine Macht wird; und das ist jetzt der Fall in einem Grade, wie es noch nie in der Geschichte vorgekommen ist und nicht leicht wieder vorkommen wird. Das deutsche Nationalgefühl ist in einer Stärke lebendig geworden, die uns Alle ergreift und vor der wir uns Alle beugen. Dies Gefühl muß zu einer körperlichen Gestalt, zu einem Organismus geführt werden, der Dauer verspricht. Es wäre ein namenloses Unglück für Deutschland, wenn dies in überraschender Großartigkeit gewonnene Capital verloren ginge.

Der scheinbar einfachere Weg wäre die Uebertragung der Rechte des norddeutschen Bundesraths auf den Zollbundesrath, der Rechte des Reichstags auf das Zollparlament. Dieser Umbau hätte den Vortheil, daß er auf einer bereits fertigen und bewährten Organisation weiter geführt werden könnte, daß er den Rechtsboden intact erhielte: denn die Verfassung des Nord-

deutschen Bundes macht die Aufnahme neuer deutscher Glieder nur von der Einwilligung des Bundesraths und des Reichstags abhängig.

Wir in Norddeutschland könnten mit diesem Wege zufrieden sein; ich glaube aber, daß etwas im Gefühl der Süddeutschen demselben widerstrebt. Der Norddeutsche Bund ist hervorgegangen aus dem Kampf Deutscher gegen Deutsche; die neue Situation, die Waffenbrüderschaft sämmtlicher Deutschen, scheint eine andre Form zu verlangen, die das Gepräge ihres Ursprungs an sich trägt. Im Gefühl der Süddeutschen ist die Rechtscontinuität eine andre als bei uns. In ihnen lebt die Erinnerung an die Paulskirche, an das deutsche Reich — um es bestimmt auszusprechen: an das Kaiserthum. Wer diesmal das entscheidende Wort aussprechen könnte, ist Ihr König Ludwig von Bayern*).

---

9. August.

Man hat es 1867 Graf Bismarck sehr verargt, daß er in der Luxemburger Affaire zurückwich, statt es zum Kriege kommen zu lassen, da wir damals besser gerüstet waren als Frankreich, und den Sieg in der Hand hatten. Der Krieg, sagte man, sei doch nicht zu vermeiden, denn die Franzosen wollten ihn.

Aber Graf Bismarck meinte, so lange nicht die Unmöglichkeit, den Krieg zu vermeiden, erwiesen sei, dürfe man vor Gott nicht die Schuld eines Blutbades auf sich laden, das doch nur das erste in einer ganzen Reihe sein würde.

Den schweren Ernst dieser Betrachtung empfinden wir grade jetzt, nach den wunderbaren Siegesnachrichten der letzten Tage.

---

*) Der Brief war an eine Münchener Zeitung gerichtet.

Wir malen uns erst jetzt das namenlose Elend aus, das über uns gekommen sein würde, wenn das Waffenglück sich gegen uns entschieden, wenn der Feind seine Schaaren über unser Land ergossen hätte, und in allen Familien harrt man mit angstvoller Spannung auf die Liste der Todten und Verwundeten.

Aber noch ein andres Moment tritt in unsre Stimmung ein: ein namenloses Erstaunen über unsern Feind. Ueber die Leistungen und Erfolge unsrer Truppen waren wir nicht erstaunt: wer selber der Ehre entbehren mußte, unter den Fahnen gedient zu haben, hatte Freunde und Verwandte, die ihn über die Leistungsfähigkeit unsrer Armee belehrten. Aber die Franzosen haben uns überrascht. Nicht daß sie es an Bravour haben fehlen lassen. Sie sind immer ein tapfres Volk gewesen, und werden sich auch diesmal tapfer schlagen; aber was uns in Erstaunen setzt, ist der vollständige Mangel an moralischem Halt in der Leitung des Ganzen. Wir stehn erst seit vier Tagen auf französischem Boden und bereits sind die officiellen Erlasse des Kaisers derart, daß man sieht, er ist nicht mehr Herr über seine Gedanken.

Das also ist der Mann, der Europa seit zwanzig Jahren in Schrecken gesetzt hat! Der Mann, dem die Geschichte einen weltbewegenden Eingriff in die Geschicke seines Jahrhunderts nicht wird absprechen können!

Seit vier Jahren rüstet er zum Krieg und unterstützt diese Rüstungen durch weitverzweigte, schlau angelegte diplomatische Verhandlungen. Er läßt von Zeit zu Zeit seine gehorsame Nation ein Kriegsgeschrei ausstoßen, theils um den Seinigen Muth zu machen, theils um uns einzuschüchtern, hauptsächlich aber, um uns durch die beständige Wiederholung so daran zu gewöhnen, daß wir an den Ernst der Gefahr nicht mehr glauben. Es gelingt ihm wirklich, uns in Sicherheit zu wiegen: vom König herunter bis zum geringsten Mann ist Jeder von

der Fortdauer des Friedens überzeugt. Da ergreift er plötzlich eine ganz lächerliche Veranlassung und betreibt das Geschäft mit solcher Hast, daß kaum vierzehn Tage, nachdem die Sache zuerst angeregt war, bereits die Kriegserklärung erfolgt. Wir sind Alle überzeugt, daß gleichzeitig mit der Kriegserklärung die Franzosen in Deutschland einrücken, und daß wir in der unbequemen Lage sein werden, den ersten Stoß mit unvollständiger Rüstung zu empfangen.

Aber es vergehn zwölf Tage, wir haben Gelegenheit, unsre Mobilisirung zu Ende zu bringen und stehn stark gerüstet an der französischen Grenze. Das deutsche Nationalgefühl hat Zeit, sich zu entfalten, den nöthigen Spielraum zu gewinnen, und die süddeutschen Truppen, die Truppen der Länder, die sich früher so spröde gegen uns verhielten, stehn unter preußischem Commando. Nun endlich glaubt der Kaiser den ungeduldigen Parisern eine Waffenthat schuldig zu sein. Die Art, wie diese Waffenthat in Scene gesetzt wurde, wird für die Geschichte ein denkwürdiger Beleg für den Charakter Napoleons III. sein.

Sieben Tage nach dem Heldenstück von Saarbrücken irrt er von einem Lager zum andern, ein geknickter Mann; selbst seine Creaturen achten seiner nicht mehr, er fühlt sich von der Last seiner Verantwortlichkeit erdrückt, ganz Frankreich, das noch vor wenig Monaten mit sieben bis acht Millionen ihm seine Ergebenheit ausdrückte, glaubt jetzt die Ueberzeugung gewonnen zu haben, 22 Jahre von einem Schwachkopf regiert zu sein. Um der Revolution zu entgehn, ließ er Kriegslieder anstimmen; die Pariser, um sich aus der unerträglichen Spannung zu befreien, schicken sich zum Revolutionsgesang an. Die Phantasie geht, wie gewöhnlich, mit ihnen durch.

Von unsrer Seite wird sich die Unvernunft der Alliirten, Frankreich eine neue Dynastie aufzubürden, nicht wiederholen. Mit Napoleon I. war es anders: einen dämonischen Menschen,

der aus der Gewalt seiner innersten Natur heraus handelt, kann man nur dadurch unschädlich machen, daß man ihn in Ketten und Banden legt. Eine solche Natur ist Napoleon III. nicht.

Wir verdanken ihm die volle Erkenntniß unsrer Kraft. Abgesehn von dem Heldenmuth unsrer Truppen ist in der ganzen Leitung des Kriegs so etwas Nüchternes, Geschäftsmäßiges, Zusammenhängendes, Solides, daß man unwillkürlich Vertrauen gewinnt. Nur durch Blut und Eisen, sagte Bismarck, ist die deutsche Einheit zu schaffen: aber nur dann, wenn das Eisen einer starken Hand und einem festen und gerechten Willen gehorcht. Wir werden Napoleon die deutsche Einheit verdanken.

Es muß ja Aergerniß kommen, sagt die Schrift, aber wehe dem, durch den Aergerniß kommt!

---

20. August.

Nach den drei Schlachten um Metz dürfen wir ohne Ueberhebung und Voreiligkeit uns mit der Frage beschäftigen, was wir zu thun haben im Fall eines letzten entscheidenden Siegs?

Schwerer als 1866 machen wir die Erfahrung, daß auch der siegreiche Krieg uns tiefere Wunden schlägt als jeder andern Nation. Es ist kein Söldnerheer, mit dem wir unsre Schlachten gewinnen, die Edelsten unsres Volks an Kraft und Intelligenz werden in die Bresche geworfen. Sie sind mit freudigem Heldenmuth in den Tod gestürzt, aber wir Nachbleibenden haben den Verlust und den Kummer. Ueberall begegnet man edlen Frauen in Trauerkleidern; mit beklommenem Vorgefühl greift Jeder, der einen Angehörigen bei der Armee hat, nach den Verlustlisten. Herzzerschneidend sind täglich die Anzeigen auf den letzten Spalten der Kreuzzeitung; und doch wieder erhebend.

Fast durchweg lautet die Anzeige einfach: „er starb den Heldentod für König und Vaterland!“ nur selten ein Wort der Trauer.

Wir sind nicht in der Lage, uns alle vier Jahre das Schauspiel einer ähnlichen Emotion gönnen zu dürfen; wir werden ein Decennium brauchen, uns von den Folgen dieser Schlächterei zu erholen. Die Pflicht unsrer Führer ist, sobald der Feind niedergeworfen sein wird, einen Frieden zu erzwingen, der die Bürgschaft der Dauer in sich trägt.

Die Franzosen versöhnen zu wollen ist ein eitles Beginnen. Wenig Wochen nach dem Friedensschluß werden sie erzählen, wir wären eigentlich überall geschlagen, und nur Verrath hätte uns den heiligen Boden Frankreichs geöffnet. So werden sie sprechen, einer wie der andre, der Bonapartist wie der Republikaner. Ihr erster Ruf wird Rache für Metz sein. Wir würden sie nicht versöhnen, auch wenn wir ihnen den ganzen Rhein zugäben. Der Friede kann nur dadurch gesichert werden, daß sie fühlen, es sei die theuerste Sache von der Welt, mit Deutschland Krieg zu führen, und daß ihre Mittel, uns zu schaden, verkleinert werden.

Kein andres Volk hätte sich bieten lassen, was wir, die Sieger von Königgrätz, seit vier Jahren von dem Uebermuth der Franzosen ertrugen. Das Maß war endlich voll. In beispielloser Frivolität wurde uns der entsetzliche Krieg aufgedrungen; und wie dachten die Franzosen ihn zu führen! Auf die dreiste Erfindung hin, daß Baden die verbotenen Sprenggeschosse anwende, droht der französische Minister in einem amtlichen Schreiben nicht blos mit Sengen und Plündern, sondern er setzt ausdrücklich hinzu, man werde auch der Frauen nicht schonen! Was das zu bedeuten hat, kann man sich vorstellen, wenn man die Galgengesichter der gefangnen Turkos ansieht.

Der hochmüthige Feind, der Mord und Brand in unsre

friedlichen Länder tragen wollte, er muß zu Boden geworfen werden in einer Weise, daß er für lange Zeit das Aufstehn vergißt. Der Krieg darf nicht eher beendet werden, als bis Frankreich an Händen und Füßen gebunden auf der Erde liegt.

Die Todesverachtung, mit der unsre Jünglinge Stellungen erstürmen, welche die ganze Welt für uneinnehmbar hält, ist nicht blos angeborner Heldenmuth, nicht blos der anerzogne kategorische Imperativ, der dem preußischen Soldaten vorschreibt, wo er Kanonendonner hört, drauf loszugehn, und wo er den Feind sieht, ihn anzugreifen; sondern es ist zugleich Zorn und Grimm. Der Grimm wächst von Stunde zu Stunde. Jedes edle Blut, das vergossen wird, giebt ihm neue Nahrung, und wenn in der entscheidenden Stunde sich ein Dritter zwischen uns und den Feind wirft, den wir zu Boden schlagen, so wird die Welt erleben, daß neben dem alten germanischen Phlegma die alte germanische Wildheit zu Recht kommt. Wir drücken die Augen zu und pressen die Brust zusammen: jetzt falle, wer da will, ein Opfer nach dem andern! wir müssen durch.

Wenig Deutsche wird es geben, bei denen die Voraussetzung, das Resultat eines siegreichen Krieges müßte für uns der Gewinn von Elsaß und Deutsch-Lothringen sein, nicht fest stände. Die beiden Provinzen gehörten zum Reich und sind ihm nur durch frechen Raub entrissen; sie sind noch heute mit Ausnahme der französirten Städte deutsch in Sprache und Sitte, wenn auch politisch einem Reich entfremdet, das in Wirklichkeit lange nicht mehr existirte. Ihre Grenzen endlich sind, militärisch und geographisch betrachtet, unsre natürlichen Grenzen: nicht der Rhein scheidet Deutschland von Frankreich, sondern der Wasgau. Sie stellen 40—50000 Mann tüchtiger Truppen; diese sollen fernerhin nicht von den Franzosen zu unserm Schaden verwerthet werden. Ihre Festungen Metz und Straßburg sind die natürlichen Grenzwälle unsres Landes; ihre Kanonen dürfen

nicht wieder gegen uns gerichtet sein. Der Rhein, den die Franzosen als Grenze wollten, soll ihnen gänzlich aus den Augen gerückt werden.

Metz ist ein großes Leichenfeld, die Blüthe unsrer Jugend ist darin begraben, wir wollen nicht, daß auf ihre Gräber höhnend der Fuß des Feindes tritt, sie sollen in deutscher Erde schlafen.

Hätte sich Frankreich dazu verstanden, unsre friedliche innre Entwicklung, wenn nicht wohlwollend doch ruhig mit anzusehn, hätte es nicht durch fortwährende Drohungen uns gezwungen, beständig Gewehr im Arm Wacht zu halten, so wäre uns nicht im Traum eingefallen, ihnen aus linguistischen oder historischen Gründen Provinzen streitig zu machen, die keine Absicht hegen, sich von ihnen zu trennen. Aber die Gefahr, die in der militärischen Größe Frankreichs für unsre Existenz liegt, drängt uns die culturhistorische Mission, der wir uns gern entzogen hätten, als gebieterische Pflicht auf. Wir haben die Pflicht, ein stammverwandtes, braves und intelligentes Volk den verderblichen Pariser Einflüssen zu entziehn, die es vergiften, wir können nicht dulden, daß durch künstliche Reizungen ein Volk mit Haß gegen uns erfüllt werde, das zu uns gehört.

Es ist grade hundert Jahre her, daß Goethe in Straßburg lebte. Wie klingt in seinen Berichten Alles so heimathlich, so echt deutsch! Der Sesenheimer Pfarrer — die Abbilder begegnen uns überall am deutschen Rhein, und wer da meint, seit hundert Jahren sei alles anders geworden, der schlage Erkmann's Romane auf: die Menschen, die er schildert, sind in ihrem Denken und Empfinden, in ihrer Lebensart, in ihren Wünschen und Beschäftigungen noch ebenso kerndeutsch, noch ebenso im Gegensatz gegen die Pariser, als Friederike Brion in ihrer Bauerntracht im Gegensatz zu den französischen Städterinnen.

Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts! welches Kind will man mit dieser Redensart in Schrecken jagen! —

Worin bestand seit Jahrhunderten das europäische Gleichgewicht? — Daß jedes Volk in Furcht schwebte, von Frankreich überfallen zu werden, und daß es einen ungebührlichen Theil seines Nationalwohlstands auf militärische Rüstungen verwenden mußte. Dieser Zustand soll mit Gewalt aufrecht erhalten werden? dem hochmüthigsten Volk Europa's soll man zeigen, daß es ungestraft seinen Nachbar überfallen, plündern und brandschatzen darf? daß Europa sein Prestige so hochstellt, es künstlich wieder herrichten zu wollen, wenn es auf natürlichem Wege verloren gegangen ist! — Wer so redet, der sucht nur einen Vorwand, uns zu schaden.

Oder glaubt man etwa, Deutschland werde sich an Frankreichs Stelle setzen, und seinerseits die übrigen Nationen bedrohn? — Wie wenig kennt man die Natur des deutschen Volks! Eine Wehrverfassung, die bei jeder Mobilisirung die Besten des Landes aus ihrer friedlichen Beschäftigung herausreißt, ist nicht angethan, die Nachbarn zu bedrohn. Für uns ist der Krieg, mit allem Ruhm, ein trübes und beängstigendes Geschäft.

Ist etwa die politische Verfassung, die wir uns geben wollen, geeignet, die Ruhe der Welt zu bedrohn? Es ist eine Föderativverfassung, eingeschränkt durch starke parlamentarische Körperschaften. Was bei uns geschieht, geschieht unter der Controlle der vollsten Oeffentlichkeit, und mehr noch als früher wird die Bundesverfassung den Ehrgeiz des Einzelnen in Schranken halten. Die Mission Preußens, der deutschen Nation eine staatliche Form zu geben, ist erfüllt; wer es jetzt nöthigt, aus seiner defensiven Stellung heraus zu treten, möge vor Gott und der Geschichte die Verantwortung tragen.

Das versteht sich von selbst, daß die Lage der deutschen Staaten zu einander nicht bleiben darf, wie sie im Anfang des Krieges war. Es ist nicht blos die äußere Noth, die uns zu einander treibt, nicht blos das Gefühl, daß wir zu einander

halten müssen, wenn der Feind nicht in die Bresche eindringen soll, sondern es ist ganz etwas Andres, Höheres. Mit welch gesteigertem Selbstgefühl wird die tapfere bayerische Armee aus einem Kriege zurückkehren, in dem sie sich als ebenbürtiges, gleichberechtigtes Glied eines großen Ganzen unsterbliche Lorbeern erworben hat! Und dies stolze Gefühl einer großen Nation wird nicht blos auf den Krieg beschränkt bleiben, wenn das Reich aufgehn wird in seiner alten Herrlichkeit.

---

10. September 1870.

Der Tag von Sedan ist sinnlich der greifbarste und verständnißvollste von unsern Siegen. Der ganze Haß gegen die Franzosen knüpfte sich an den Namen Napoleon, und daß dieser seinen Degen zu den Füßen unsres Königs niederlegen mußte, scheint die reichste Befriedigung des deutschen Selbstgefühls. Der aufmerksame Beobachter ist indessen nicht ohne Bedenken. Daß der Kaiser selbst gefangen wurde, wird vielleicht den Friedensschluß verzögern: es wird Schwierigkeit haben, Jemand aufzutreiben, der die Macht und das Recht hätte, unsre Bedingungen zu acceptiren.

Es muß für das Gemüth unsres Königs ein sehr ernster Moment gewesen sein. Der ihm persönlich unmotivirt die schwerste Beleidigung zugefügt, stand vor ihm, ein gebrochener Mann; seine letzte Zuflucht war die Großmuth des Siegers. Der früher so elastische Abenteurer ist so weit herunter, daß Ruhe für seine alten Tage sein einziger Gedanke zu sein scheint. Mag er sich wol noch des Worts erinnern, das er vor dem Staatsstreich den Soldaten sagte? „Die frühere Regierung sprach zu Euch: marschirt voran, ich folge Euch! ich werde Euch sagen: ich ziehe voran, folget mir!“ — Nun ist er in der That voran

gegangen, aber mit dem Sauve qui peut! und ihm folgen vorläufig 100,000 Gefangene, denen sich bald andre anschließen werden.

Bei diesem kläglichen Ausgang eines ruchlosen Unternehmens ist es schwer, gegen den Mann gerecht zu sein. Aber wir Deutsche haben einmal das Bedürfniß, und da die Verwünschungen, die ihm folgen, schwer genug wiegen, hat es keine Gefahr.

Napoleon, obgleich ein arger Sünder, ist nicht der Aergste seines Volks. Seine bösen Gelüste waren die seines Volks, und er war mäßiger in ihnen als die Uebrigen. Von den culturfeindlichen Vorurtheilen der Franzosen hat er einige glücklich überwunden und für Europa einiges Gute vermittelt, das bleiben wird.

Wahr ist es, von Recht und Pflicht, von Eid und Treue hat er keine Ahnung gehabt. Mit einem Eidbruch hat er sich den Thron gewonnen und auf Frankreich das Joch eines schweren Despotismus gelegt. Aber was will Eid und Pflicht in einer Nation sagen, bei welcher der Umsturz der bestehenden Verfassung, die Lösung aller sittlichen Verhältnisse zu einer periodisch wiederkehrenden Krankheit geworden ist! Kein Franzose hat sich durch den Eid der Treue, den er seinem König geschworen, abhalten lassen, ihn fortzujagen, welche Harlekinade war es also, sich auf einen Eid zu verlassen, von dem jeder im Stillen wußte, daß er gebrochen werden würde! Sein Despotismus war hart, aber er war national; zu drei verschiednen Zeiten haben die Franzosen mit sieben Millionen Stimmen ihn sanctionirt. „Der Wille des Volks ist das höchste Gesetz!" so lautet das Stichwort der französischen Revolution; was es bedeute, hat Napoleon III. seinem Volk beigebracht.

Wahr ist es, Napoleon hat, wenn er seine Armee beschäftigen wollte, jeden beliebigen Vorwand ergriffen, seine Nachbarn

mit Krieg zu überziehn. Aber geschah es nicht unter dem lauten Beifall der Nation? Nach dem offnen Geständniß der Pariser Chorführer wurde Louis Philipp gestürzt, weil er auf Kosten Frankreichs friedfertig war, weil er das Volk nicht mit der nöthigen Gloire versorgte; man wählte Napoleon als den Neffen seines Onkels, als den Erben seiner Tradition, weil man hoffte, er würde diesem tief gefühlten Bedürfniß abhelfen; man läßt ihn fallen, nicht weil er Frankreich unterdrückte, sondern weil er sich schlagen ließ, wozu er keine Berechtigung hatte. Nicht Napoleon III. hat den Chauvinismus hervorgebracht, sondern der Chauvinismus Frankreichs hat das napoleonische Reich hervorgebracht. Napoleon führte nur aus, was die Franzosen wollten. Er that es aus Furcht, er wollte lieber die Gefahr eines schweren Krieges auf sich nehmen, als in die Hände des unvernünftigen Pöbels fallen. Gewiß war es kein sittliches Motiv, daß er um seiner persönlichen Sicherheit willen sich in die Lage setzte, Hunderttausende auf die Schlachtbank zu treiben; aber so schwer die Sünde war, jeder Franzose hat Theil an dieser Sünde.

Es ist wahr, es ist ein klägliches Schauspiel, wenn er seit 1859 von der Unruhe Europas leben will, wenn er bei allen Nachbarvölkern herumschachert, ob nicht bei Händeln derselben irgend ein Profit für sein Land zu gewinnen sein möchte. Aber auch hier liegt eine gewisse Mäßigung zu Grunde, wenn man seine Wünsche mit denen des Volks vergleicht. Mit den Franzosen ging die Phantasie durch, sie träumten von Eroberungen im Stil Napoleon des Großen: der nüchterne Sinn des Kaisers beschränkte sich darauf, die Grenzen Frankreichs nach sprachlichen und militärischen Motiven zu rectificiren. Nach den neusten Enthüllungen kann man ziemlich genau verfolgen, was er wollte. Mit Savoyen und Nizza fing er an, dann schwebte ihm die Linie Brüssel, Luxemburg, Saarbrücken, Mainz, Genf vor. Diese

Gebiete hielt er für französisch und glaubte es seinem Namen schuldig, sie Frankreich einzuverleiben. Frankreich hatte sie durch den Sturz des ersten Napoleon eingebüßt. Wenn der Kaiser für seinen Staat Vergrößerung forderte, so gönnte er auch seinem Nachbar, sich bis zu einem gewissen Grad zu arrondiren. Welcher Franzose außer ihm hätte es dem Nachbar gegönnt!

Napoleon ist nicht ein blutdürstiger Mann; er hat nicht Freude am Schlachten. Hätte er den Thron gewinnen können ohne Verbrechen, hätte er Belgien gewinnen können ohne Krieg, er hätte es vorgezogen. Aber es ging ihm wie Wallenstein: er hatte so lange mit dem Gedanken gespielt, so viel böse Geister heraufgerufen, um in entscheidender Stunde sie benutzen zu können, daß sie endlich über ihn Herr wurden und ihn blind in sein Verhängniß trieben.

Napoleon war kein böser Mensch, aber ein Abenteurer. Es war ihm die gesunde Basis versagt, auf der ein festes zusammenhängendes sittliches Wollen aufwächst, und in seinem Innern war nichts, was diesen Mangel hätte ergänzen können. Er schwankte aus trägem Brüten in heftiges Thun, er verschob ebenso gern die Entscheidung als er sie plötzlich beschleunigte. Es ist ihm in diesem Jahr nicht zum erstenmal begegnet, daß er lange an den Vorbereitungen eines Plans gearbeitet hatte, daß er die Stunde der Entscheidung selbst bestimmte und dann zu seiner eignen Ueberraschung doch nicht fertig war.

Napoleon war kein böser Mensch, aber ein oberflächlicher; es fehlte ihm alle Tiefe, und dadurch wurden auch seine größern Entwürfe, die von sehr positiven Ideen ausgingen, verkümmert. Wie weit war er z. B. in den Begriffen der Volkswirthschaft den Franzosen überlegen! Aber er konnte an die Ausführung ernsterer Dinge nicht gehn, ohne zugleich, und das war echt französische Art, zu fragen, wie es ihn ließe und was für kleine Vortheile er davon haben könne. Im großen Stil zu handeln,

war ihm ebenso versagt, als im großen Stil zu denken. Ihm fehlten die guten wie die bösen Leidenschaften. Sein verunglücktes Buch über Cäsar ist in vieler Beziehung interessant: bei mancher beachtenswerthen Wahrheit verräth es in jedem Zug die Natur eines Dilettanten. Wie er hier in der Wissenschaft genöthigt war, mit fremdem Kalbe zu pflügen, ohne seine Helfer ausreichend zu controlliren, so begegnete es ihm auf volkswirthschaftlichem, auf militärischem Gebiet; seine besten Ideen scheiterten daran, daß er sie nicht selber ausführen konnte. Dilettant und Abenteurer sind verwandte Begriffe. Napoleon hatte sich auf ein Unternehmen eingelassen, das einen unablässigen eisernen Willen, einen Willen im großen Stil verlangte, er glaubte die Stärke des einheitlichen Willens durch den Reichthum der Velleïtäten zu ersetzen, und das wurde sein Verhängniß.

---

11. September.

Das Urtheil Europas über diesen Mann war den merkwürdigsten Schwankungen ausgesetzt. Seit der Mitte der dreißiger Jahre bis zur Julirevolution hinein hielt man ihn einfach für einen Narren. Das Urtheil änderte sich wenig während der nächsten Jahre; der Staatsstreich dagegen brachte ihn in den Ruf eines verschlossenen Bösewichts, der mit macchiavellistischer Politik tiefe Entwürfe ausbrüte, sie mit zäher Energie verfolge und mit ruchloser Entschlossenheit durchführe. Der Ruf dieses Macchiavellismus steigerte sich, als er erst durch den Krieg gegen Rußland, dann gegen Oestreich die bisherige Constellation Europa's völlig verschob und seinem Staat eine Art Hegemonie erwarb. Als er nun in der Handelspolitik sich entschieden auf Seite des Fortschritts stellte, da fing man an zu überlegen, ob das Verbrechen, durch welches er die Herrschaft erlangt, nicht

durch das Gute, das er gestiftet, gesühnt sei. Mit Mexiko beginnt die Umkehr; hier lag ein frevelhaftes Abenteuer vor, bei dem man keinen Zweck absah. Der Erfolg entschied gegen ihn, und er machte sich von den übernommenen Verpflichtungen in einer Weise los, die mit der Ehre eines Fürsten kaum vereinbar schien. Seitdem löste ein Mißerfolg den andern ab, und als er zum letzten verwegensten Wagniß schritt, war er ein alter Mann.

Sieben Jahre war Ludwig Napoleon alt, als man seinen Oheim, den Gewaltigen, nach St. Helena brachte. Die Träume von der Größe seines Hauses, von denen seine Wiege umspielt war, wurde durch seine Mutter genährt, mit der er ein herumstreifendes Flüchtlingsleben führte. Die elterlichen Verhältnisse waren zerrüttet, seiner Phantasie stellte sich nirgend eine feste sittliche Grenze entgegen. Die Julirevolution riß nun auch den anscheinend fest gegründeten Bau der politischen Legitimität nieder; jeder Abenteurer konnte auf die Erfüllung seiner Hoffnungen denken. Ludwig Napoleon ging in die Schule der Carbonari und betheiligte sich an dem italienischen Aufstand von 1831. Die Art der italienischen Verschwörer war sehr für ihn gemacht; sein zurückhaltendes verschlossenes Wesen schien ihn zu einem geeigneten Träger von Geheimnissen zu stempeln. Der Aufstand mißlang. Das ruhelose Umherziehn von einem Land zum andern begann von Neuem. Nach dem Tode seines ältern Bruders und des Herzogs von Reichstadt, 23. Juli 1832, fühlte er sich als Haupt der Familie und als Träger der Ansprüche seines Oheims. Bei seiner lebhaften Phantasie hatte er doch die Fähigkeit, die wirklichen Verhältnisse nüchtern zu beobachten. Beides kam zusammen, um ihn von der Fortdauer einer starken bonapartistischen Strömung in Frankreich zu überzeugen, die den Staatsweisen entging. Indem er die augenblickliche Macht dieser Strömung überschätzte, unternahm

er 1836 das Abenteuer von Straßburg, 1840 das Abenteuer von Boulogne. Der lächerliche Ausgang beider Abenteuer wurde von dem Julikönigthum reichlich ausgebeutet. Grade darum bemühte ſich der Prinz in ſeiner Vertheidigung vor dem Pairshof, den Makel der Lächerlichkeit von ſich abzuwehren; er deutet darauf hin, daß die Vorausſetzungen, mit denen er ſein Unternehmen begann, keineswegs ſo hohl waren, als der Ausgang ſie erſcheinen ließ. Der Stimmung des Landes hatte das Julikönigthum ſelbſt Rechnung getragen, indem es die Leiche des großen Kaiſers aus St. Helena nach Paris kommen ließ: ſie traf ein, als der Neffe nach Hamm abgeführt wurde. Dort blieb er ſechs Jahre, 1846 gelang es ihm zu entfliehn.

Zum Verſtändniß ſeiner Entwicklung während dieſer Periode kann man aus den Berichten derer, die mit ihm in Verbindung ſtanden, nicht viel entnehmen. Ein ſo abenteuerliches Leben iſt erſtaunlich productiv an Legenden und Anecdoten, auf deren Zuverläſſigkeit nicht viel zu geben iſt. Mehr Anhalt bieten ſeine Schriften, die Rêveries politiques, die Idées Napoléoniennes, obgleich man auch ihnen nicht zu großes Vertrauen ſchenken darf. In der Kritik des Beſtehenden trifft er mitunter den Nagel auf den Kopf, das Unweſen der parlamentariſchen Regierung, wie ſie damals in Frankreich beſtand, wird vollkommen richtig charakteriſirt. Dagegen ſind die poſitiven Verheißungen unklar und oft widerſprechend. Zum Theil iſt das Diplomatie: er will alle Parteien gegen das Julikönigthum aufregen, er ſchmeichelt den Republikanern und den Socialiſten, ja auch die Anhänger der Legitimität, deren berühmteſter Redner ihn vor dem Pairshof vertheidigt, kommen beſſer fort als die herrſchenden Bourgeois. Aber die Unklarheit hat noch einen andern Grund: es wird ihm offenbar ſchwer, ſich auszudrücken; er iſt kein logiſcher Kopf, der eine Gedanke reiht ſich nicht folgerichtig an den andern; er hat einige poſitive Wahrheiten im

Besitz, auf die er in eigensinniger Wiederholung zurückkommt, was dazwischen liegt, ist Spreu und Flitterkram. Er hat den festen Glauben an seine Mission, das Reich seines Oheims fortzuführen, und zwar im Wesentlichen in den Formen, die dieser erfunden; sein Ideal ist der aufgeklärte Despotismus. Aber weder seine Phantasie noch seine Willenskraft reicht so weit, sich zu den welterobernden Plänen des ersten Napoleon aufzuschwingen: ihm fehlt das Massige und Vulkanische des Alten.

Obgleich Flüchtling, wird er überall von der Aristokratie als Prinz geehrt; sein Verkehr in diesen Kreisen läßt ihn in allen Ländern hinter die Coulissen sehn, und flößt ihm mehr und mehr Menschenverachtung ein. Näher treten ihm nur die Abenteurer von Florenz, Straßburg und Boulogne; es ist kein sauberes Geschlecht, sie sind zweideutig in ihrer Lebensstellung wie in ihrem Charakter, aber sie sind gewitzt und brauchbar, und sie tragen eine starke persönliche Anhänglichkeit zur Schau. Dafür ist er empfänglich und er erwiedert es auch: es bestehn zwischen ihm und jenen Leuten wirkliche gemüthliche Beziehungen, die fortdauern, als er zur Macht kommt. Den Verlust jedes Einzelnen von ihnen empfindet er schwer.

Nun kommt die Februarrevolution. Er meldet sich als französischer Bürger, wird mit Mißtrauen empfangen, aber endlich, nachdem er in mehreren Departements zum Deputirten gewählt ist, von der Nationalversammlung als solcher anerkannt. Das geschieht am 26. September 1848, am 10. December wird er mit $5^1/_2$ Millionen Stimmen gegen $1^1/_2$ Million zum Präsidenten der Republik erwählt; am 20. December leistet er den Eid auf die republikanische Verfassung. Er ist der Einzige, dem diese Pflicht auferlegt ist; im Uebrigen hat man den politischen Eid abgeschafft. Man hat ihn so oft gebrochen, daß man ihm nicht mehr traut: man traut ihm sonderbarer Weise nur in dem Fall, wo die Versuchung, ihn zu brechen, am nächsten liegt.

Man hatte ihn in die Versammlung zugelassen, weil man ihn für einen unschädlichen Narren hielt; aus demselben Grund gab ihm ein großer Theil der monarchischen Parteien seine Stimme, weil man sein Reich nur als Uebergangsstadium zur definitiven Ordnung, zur Wiederherstellung der ältern oder jüngern Bourbons betrachtete. Viele Furchtsame ferner glaubten die Ordnung unter einem Prinzen mehr gesichert als unter einem bürgerlichen General; vielen von den Republikanern war es wenigstens recht, daß Cavaignac nicht wieder gewählt wurde, der den Juniaufstand mit Kartätschen beendet hatte. Aber der Hauptstamm seiner Wähler waren die Bauern, in deren Hütten noch immer das Bild des Kaisers hing und denen Louis Napoleon grade das empfahl, was ihn in den Augen Europa's lächerlich gemacht hatte. Ja, er war ein Abenteurer, und sein Abenteuer war gescheitert; aber er hatte gezeigt, daß er etwas zu wagen im Stande war, er hatte das Leben eingesetzt.

Leistete nun Louis Napoleon den Eid mit dem bestimmten Vorhaben, ihn zu brechen? — Sicher ist, daß er sowohl die neuen Institutionen als die Schönredner, die für sie eintraten, herzlich verachtete, und daß er entschlossen war, die Gewalt zu behalten. Aber nichts begründet die Annahme, daß er sie durch ein Verbrechen erwerben wollte, wenn es auf gesetzlichem Wege ging. Die Möglichkeit war nicht unbedingt ausgeschlossen. Die Verfassung war, wie er sich richtig ausdrückte, gegen ihn gemacht; um seinetwillen war bestimmt, daß nach vier Jahren eine neue Präsidentenwahl vorgenommen und daß der alte Präsident nicht wieder gewählt werden solle. Dem Präsidenten wurde die Verantwortlichkeit aufgelegt, und doch vorausgesetzt, er werde parlamentarisch regieren, d. h. seine Regierung sich durch die Majorität der Nationalversammlung vorschreiben lassen. Er konnte hoffen, daß diese Widersprüche allmählich dem Volke einleuchten und daß eine Revision der Verfassung stattfinden werde. In der That sprachen

sich, als der Termin herankam, unter fünfundachtzig Generalräthen der Departements neunundsiebzig für diese Revision aus; aber in der Nationalversammlung war dazu eine Dreiviertel-Majorität erforderlich, und diese fand sich nicht. Der friedliche Weg zu dieser Entwickelung in seinem Sinn war abgeschnitten.

Von da an conspirirte er; aber offen. Seine öffentlichen Ansprachen an das Militair waren von der Art, daß Jeder vorausſagen mußte, der Staatsstreich erfolgt in den nächsten Tagen. Die Nationalversammlung that alles Mögliche, ihn zu beleidigen, aber nichts, ihn unschädlich zu machen. Ihr Verhalten in den letzten Tagen ihrer Existenz bietet ein so klägliches Schauspiel, daß nicht einmal Mitleid aufkam.

Frankreich bedurfte eines Despoten, aber die Art, wie der Despotismus begründet wurde, wurde ihm selber zum Verhängniß. Napoleon hatte seinen Staatsstreich mit Hülfe seiner alten Spießgesellen durchgeführt; er war fortan in ihrer Hand, und der Theil der Gesellschaft, der, gleichviel mit wie viel Recht, in Frankreich für den anständigen gilt, war von ihm abgewendet; sie hat die ganze Zeit seiner Regierung hindurch gegen ihn in jener scheinbar unschädlichen, aber kränkenden Form frondirt, die ihn auf dem Thron vereinsamte, obgleich sieben Millionen seinen Staatsstreich sanctionirten. So war er denn genöthigt, seine Werkzeuge in den Kreisen zu suchen, die sich selbst jener Gesellschaft nicht ebenbürtig fühlten. Unter Ludwig XIV. blickte man zur regierenden Classe wie zu einer höheren idealen Sphäre empor, unter Napoleon versagte man der regierenden Classe den Zugang zu den bessern Zirkeln. Eine solche Herrschaft wird nur durch brutale Gewalt aufrecht erhalten, und diese würde nicht ausgereicht haben, wenn man sich nicht vor dem Unbekannten gescheut hätte. „In welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon stürbe!“ sagte einmal sehr richtig das enfant terrible des Bonapartismus, der Marquis de Boissy.

Die Anerkennung des Auslands erfolgte rasch; man hatte überall Furcht vor der Revolution und begrüßte in Napoleon den Retter der Gesellschaft. Die Anerkennung befähigte ihn, auf die Consularverfassung bald das Kaiserreich folgen zu lassen.

„L'empire c'est la paix!" — war dieser Ausspruch wiederum eine bewußte Lüge?

Die orientalische Verwickelung wird die Geschichte ihm nicht zur Last schreiben. Aus dem Bericht des Sir Hamilton Seymour erfuhr die Welt, daß Kaiser Nikolaus sich für den Dictator Europa's ansah und für den Ehrgeiz seines Staats keine andre Grenze zu finden glaubte, als allenfalls die Macht Großbritanniens, die er für sich zu gewinnen hoffte. Diesmal ist Napoleon in den Krieg hineingezogen; er hat aber bald diplomatisch die Führung desselben mit Meisterschaft ergriffen. Das Resultat war ein gewaltiges. Die blinde Angst Europa's vor Rußland war beseitigt, das russisch-östreichische Einverständniß auf immer zerrissen; dagegen war das bereits von Ludwig Philipp angestrebte westmächtliche Bündniß in der Weise hergestellt, daß die erste Rolle ohne Frage Frankreich zufiel. Der Parvenu hatte sein Volk mit dem so leidenschaftlich begehrten Ruhm gesättigt, ohne zu große Opfer. Paris schien wieder der Mittelpunkt, wo sich die Geschicke Europa's entschieden. Er konnte den Versuch machen, Fühlung mit dem anständigern Theil der Nation zu gewinnen, indem er die Betheiligung derselben an den Staatsgeschäften gelinde ausdehnte.

Dieser Versuch wurde gewaltsam unterbrochen durch das Attentat Orsini's. In dem Schreck verlor er den Halt. Um einem neuen Attentat zu entgehn, richtete er geräuschvoll eine Militärdictatur ein, wie sie in dieser barschen Form kaum unter dem alten Napoleon bestanden hatte. Das entfremdete ihm wiederum die bessern Classen der Gesellschaft und machte ihn vom Militär abhängiger als je. Die Stimmung der Armee

war jetzt der wichtigste Factor, mit dem er zu rechnen hatte, und um sie warm zu halten, mußte er nach äußern Verwicklungen suchen.

Dieser Grund so wie das bängliche Gefühl den Kugeln italienischer Meuchelmörder gegenüber bestimmte ihn zum italienischen Feldzug. Er führte ihn als schlechter General, aber als geschickter Diplomat. Seine Armee war nicht zu rechter Zeit bereit, dem Feldzug fehlte die durchgreifende Energie. Aber die Schlauheit, mit der er erst den Frieden von Villafranca schloß, indem er die Eifersucht Oestreichs gegen Preußen aufstachelte, und mit der er die folgende Annexion Italiens theils abwehrte, theils geschehn ließ, verdient allen Respect. Er hatte sich in den Italienern eine von ihm abhängige Nation geschaffen und, was noch wichtiger schien, der mächtige östreichische Kaiserstaat, den er erst besiegt und dann wiederholt betrogen hatte, legte sich in der Person des Fürsten und der Fürstin Metternich ihm zu Füßen und buhlte um seine Huld.

Napoleon hatte einen Instinct für die historische Macht der Nationalitäten, und er ging nicht, wie seine sämmtlichen Vorgänger auf dem Thron, kleinlich zu Werk; es schien ihm für das Prestige Frankreichs nicht nothwendig, daß seine Grenzen von einem machtlosen Staatengeröll umgeben seien. Die Weltgeschichte wird als einen entschiednen Gewinn für die Cultur Europa's betrachten, daß die östreichische Herrschaft, die wie ein Alp auf Italien lastete, gebrochen und der hochbegabten Nation ein freier Spielraum für ihre Bewegungen vergönnt wurde, und diesen Gewinn wird sie mit dem Namen Napoleon III. in Verbindung setzen.

Eine schiefe Stellung Italien gegenüber bekam er dadurch, daß er die Ultramontanen, auf deren Unterstützung sein Thron zum Theil beruhte, schonen und um ihretwillen gegen Rom Rücksichten zeigen mußte; und daß er es seinem Namen schuldig zu

sein glaubte, bei dieser Gelegenheit den Besitzstand Frankreichs zu vergrößern. Dadurch wurde nicht blos das Mißtrauen Europa's wachgerufen, sondern, was für ihn bedenklicher war, der Hunger Frankreichs nach neuen Erwerbungen erregt: kaum hatte man Nizza und Savoyen erworben, so fing man nach der Rheingrenze zu schreien an, und dies Geschrei konnte leicht eine Macht gegen ihn werden.

Die Gelegenheit schien günstig, als in Preußen der innre Conflict ausbrach, als Oestreich mit leidenschaftlichem Ungestüm die deutschen Fürsten gegen den Nebenbuhler aufregte. Um diese Zeit erfolgte der polnische Aufstand, und Napoleon machte den Versuch, die Frage zu einer europäischen zu erweitern. Die Gefahr wurde durch die Gewandtheit Graf Bismarck's und die Unschlüssigkeit Oestreichs abgewandt.

Das mexikanische Abenteuer, leichtsinnig unternommen und ohne Ehre beendigt, war doch nicht so ganz sinnlos, wie man gewöhnlich meint. Napoleon hatte seinem Staat die Rolle zugedacht, an die Spitze der lateinischen Race zu treten. Als Führer dieser Race hatte er die Schlüssel zum heiligen Grabe erobert, hatte Italien frei gemacht; nun wollte er ein neues lateinisches Kaiserreich im Westen gründen und durch diese Gründung sich sowol Oestreich, aus dessen Haus der Kaiser genommen wurde, als die ultramontane Partei verpflichten, deren Herrschaft dadurch erweitert wurde. Daß in Mexiko mehr der Stoff zu einer Monarchie als zu einer Republik liegt, darüber ist die Mehrzahl der Sachverständigen einig. Aber Napoleon hatte die Macht der amerikanischen Union falsch berechnet, er hatte gehofft, sie durch den Bürgerkrieg sich aufreiben zu sehn. So erlebte er denn die erste große Niederlage seines Reichs; durch das Prestige seiner Siege hatte er die Opposition wenigstens theilweise zum Schweigen gebracht, sie wurde wild, als das Prestige in Frage gestellt war.

Er hoffte sich durch neue Gebietserweiterungen zu entschädigen,

nicht auf militärischem sondern auf diplomatischem Wege. So ließ er die Erwerbung Schleswigs durch die deutschen Armeen geschehn, in der Rechnung, daß Preußen und Oestreich sich über der Beute in die Haare gerathen würden. Wir wissen jetzt, daß er vor Ausbruch der Krisis Preußen den förmlichen Antrag eines Bündnisses machte, daß dies Bündniß zurückgewiesen wurde, daß er dann auf die Niederlage Preußens speculirte, um als Vermittler aufzutreten und den Gewinn einzustreichen. Der Brief vom 1. Juni 1866 drückt wohl ziemlich correct seine wirkliche Meinung aus. Preußen sollte sich im nordöstlichen Deutschland arrondiren, dafür Oestreich mit einem Theil seiner südlichen Provinzen entschädigen, und das südwestliche Deutschland sollte sich unabhängig constituiren, wie sich von selbst versteht, unter Frankreichs Protection.

Wiederum hatte er falsch gerechnet. Als er nach den unerwartet schnellen und entschiednen Siegen Preußens und nach Abschluß des Friedens sich mit seinen Entschädigungsansprüchen meldete, wurde er schroff zurückgewiesen; er ließ sie fallen, weil er wußte, daß Frankreich mit seinen damaligen Rüstungen dem Preußen, das man nun kannte, nicht gewachsen war.

Die Armee neu zu organisiren war nun die Hauptaufgabe seiner Regierung, nicht mit der festen Absicht, Krieg zu machen, sondern nur dem Krieg gewachsen zu sein. Napoleon hatte es immer geliebt, die Mittel lange vorher vorzubereiten, um sie zur Disposition zu haben, wenn der Entschluß ihm käme; dann wartete er auf die äußern Umstände, um sich zu diesem Entschluß bestimmen zu lassen. Seine Seele schwankte zwischen den verschiednen Möglichkeiten hin und her, er schob nicht blos die Entscheidung, sondern vielleicht auch das Nachdenken darüber immer auf den folgenden Tag hinaus, bis dann plötzlich der Moment eintrat, wo er alle Welt mit seinem Entschluß überraschte — vielleicht sich selber.

Wir wissen aus den neusten Enthüllungen, wie er immer von Zeit zu Zeit in Berlin anfragte, ob nicht dies oder jenes zu gewinnen sei. Immer zurückgewiesen, glaubte er doch immer die Entscheidung in der Hand zu behalten, da er wohl wußte, wie dringend Preußen des Friedens bedurfte; er erwog nicht, wie durch den beständigen Reiz die Begehrlichkeit der Franzosen immer mehr erhitzt werden mußte.

Freiheit oder Krieg! Immer lauter erscholl der Ruf. Er versuchte es noch einmal mit einer Art Freiheit: fast ein halbes Jahr lang wurden Frankreich Saturnalien gestattet, in denen es sich unbeschränkt in seinen Gelüsten bewegen konnte. Das Resultat war kläglich. Rochefort und ähnliche Figuren des Pöbels drängten sich in den Vordergrund, cynische Roheit wurde der herrschende Ton in Paris, man hörte nur von Rache und von Revolution.

Die Revolution macht sich im lyrischen Gedicht, in der Maske des Klärchen's im Egmont, recht allerliebst. Auch liest sie sich gut am sichern Kaminfeuer mit dem behaglichen Gruseln einer Gespenstergeschichte. Aber in der Wirklichkeit ist sie unbequem. Sie ist ein Hazardspiel, ein Haschen nach dem völlig Dunkeln und Unbekannten. Wer die Macht haben wird, sie auszubeuten, das entzieht sich aller menschlichen Berechnung: nur eins ist sicher, daß durch die allgemeine krampfhafte Unsicherheit die Cultur um viele Jahre zurückgeschraubt wird.

Die Pariser konnten sich nun überzeugen, wie die Revolution aussehe. 1792 und 1793 hatten ähnliche Figuren ans Ruder gebracht, wie Rochefort und Gambetta: Collot d'Herbois, Marat u. s. w.; in Revolutionen ist vom Lächerlichen zum Entsetzlichen nur ein kleiner Schritt. Aber die Franzosen sahn diese Figuren nicht blos in ihrer Wuth, sondern auch in ihrer Ohnmacht, wenn man sich nur nicht vor ihnen fürchtete.

Napoleon machte die Erfahrung, daß seine Feinde ebenso ohnmächtig als unversöhnlich seien, und daß seine neuen liberalen Helfer das Gewicht seiner Macht nicht erheblich verstärkten. Er erfuhr durch das Plebiscit, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen ihn noch immer für den providentiellen Mann hielt, aber er erfuhr auch, daß die Armee unzufrieden sei. Das letzte hat wol für den Krieg die Entscheidung gegeben, der lange vorbereitet nun mit einer Brutalität in Scene gesetzt wurde, die uns wieder die alten Franzosen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und des Convents zeigt.

Die Vergeltung hat ihn erreicht. Er hoffte auf einen ersten raschen Sieg, mit dem er seine Nation sättigen, und auf einen ebenso raschen Frieden, zu dem er Preußen nöthigen würde, das andernfalls durch eine Coalition zahlreicher übelwollender Mächte bedroht war. Er hatte nicht gerechnet auf das zornig aufgeregte Nationalgefühl, das, nach langer Mäßigung endlich zum Aeußersten entschlossen, die Scheide von sich warf und sich in hingebender Treue um den greisen Heldenkönig schaarte, in dessen Beleidigung es seine eigne fand; nicht gerechnet auf die feste Hand und das sichere Auge, das ihn nöthigte, die Karten vor der Zeit auszuspielen und sein ganzes Vermögen einzusetzen. Ihn hat sein Verhängniß ereilt, weil er mit Geistern spielen zu können glaubte, die er nur halb verstand.

Indeß haben seine Anhänger schmählich die Flucht ergriffen, ein kleiner Pöbelhaufe hat ausgereicht, die Republik in Paris auszurufen. Wie in der römischen Kaiserzeit nach dem Fall eines vergötterten Wahnsinnigen, beeilt man sich, seine Büsten in den Koth zu werfen.

Die neue Republik scheint würdig in seine Fußstapfen zu treten. Sie wollen die Hyänen des Jardin des plantes auf uns hetzen, unsern Weg mit zerbrochnen Flaschen bestreuen, den Schwarzwald mit Petroleum in Brand stecken. Der Cancan

steht in voller Blüthe. — Während sie sich an diesen Harlekinssprüngen ergötzen, naht lautlos, kalt, in festen abgemessenen Schritten das Verhängniß.

---

13. Februar 1871.

Fünf Monate schweren Leidens und schwerer Sorge liegen zwischen dem vorigen Brief und dem gegenwärtigen, und obgleich seit Uebergabe der Pariser Forts Frankreich wie geknebelt vor uns liegt, wissen wir noch heute nicht mit Sicherheit, ob uns die fernere Schlächter-Arbeit erspart bleiben wird. Es war ein entsetzlicher Krieg, viel schlimmer als die ersten Monate der großen Schlachten, obgleich diese ungleich mehr Blut gekostet haben. Denn in dem wilden Geschäft wird die Menschlichkeit nur dadurch erhalten, daß der Soldat Unterschied zu machen weiß zwischen dem kenntlich gemachten bewaffneten Feind und der friedlichen wenn auch erregten Bevölkerung, die er schonen darf, weil sie seine eigne Sicherheit nicht gefährdet. Der sogenannte Volkskrieg hat ein grimmigeres Ansehn: wenn ich nicht weiß, ob unter der Blouse des Landmanns nicht der heimliche Rock des Franctireurs steckt, wenn jedes fremde Gesicht mich mit Mißtrauen erfüllen muß, so hört die Barmherzigkeit auf. Noch fünf Monate eines solchen Kriegs, und unsre Truppen würden verwildern.

Gleichwohl hat nicht ein Einziger unter uns das Gefühl, daß es uns möglich gewesen wäre, uns und dem Feind diese Greuel zu ersparen. Unsre Hände sind rein, der Krieg ist uns aufgedrängt, die Verlängerung des Kriegs ist einzig und allein das Werk der Franzosen. Was wir forderten, als wir vor Paris standen und die Republik ausgerufen war, mußten wir fordern, wenn wir uns nicht an den Gefallenen, an dem Lande, an den Nachkommen versündigen wollten. Das französische

Volk hat das wilde Hazardspiel vorgezogen, das Elend, das es nun ertragen muß, ist eine gerechte Buße.

Gern wollten wir einen tapfern Feind ehren; und es ist nicht zu läugnen, die Franzosen haben einzelne Eigenschaften entwickelt, die volle Anerkennung verdienen. Wir haben ihre Widerstandsfähigkeit zu gering angeschlagen: die Pariser haben mehr ausgehalten, als wir ihnen zutrauten, und die rasche und elastische Organisation der neuen republikanischen Armeen nach den schweren Niederlagen der kaiserlichen wird in der Kriegsgeschichte immer denkwürdig bleiben. Das Unternehmen war nicht ganz so hoffnungslos und unvernünftig, als es uns damals erschien: der endliche Sieg war uns freilich gewiß, aber es gab eine Zeit, wo er schwer gefährdet war. Metz hat zur rechten Zeit capitulirt.

Der Mann, von dem diese Organisation fast ausschließlich ausging, Gambetta, ist kein gewöhnlicher Mensch. Er hat geleistet, was ihm auch ein sehr energischer Wille nicht leicht nachmachen wird. Es ist wahr, er hat seine Sache durch brutale Gewalt durchgesetzt, und Recht und Gesetz, wo sie ihm im Wege standen, mit Füßen getreten: aber womit sollte er sie denn sonst durchsetzen? Für einen Volkskrieg passen gesetzliche Mittel eben so wenig als für eine Revolution. Daß er seine Kraft überschätzte, daß er sich in militärische Dispositionen einließ, von denen er nichts verstand, und dadurch Schaden stiftete, daß er endlich den richtigen Augenblick nicht erkannte, wo der Widerstand aufhörte Verwegenheit zu sein, wo er in Frevel und Wahnsinn überging, das liegt einmal tief in einer solchen Natur begründet. Die Exaltation, die allein zu einer so ungeheuern Thätigkeit befähigt, trägt immer den Keim des Wahnsinns in sich.

Noch einmal, wir würden gern die Feinde ehren; aber eins macht es uns schwer: ihr fortgesetztes widerwärtiges Lügensystem.

Daß ſie überall geſiegt haben wollten, und wo ſie den ſchlimmen Ausgang nicht läugnen konnten, über Verrath ſchrien, will ich noch nicht einmal ſo hoch anſchlagen; aber eine Lüge kann ich ihnen nicht verzeihn: die wiederholte Verſicherung, daß die republikaniſche Partei an dieſem Kriege unſchuldig ſei; eine Verſicherung, durch welche ſie die Unterſtützung des mitleidigen Europa erbetteln wollten, obgleich ihnen ſchwarz auf weiß nachgewieſen werden konnte, daß die republikaniſche Partei wetteifernd mit der kaiſerlichen nach der Rheingrenze geſchrien hatte. Ihre Anklagen gegen unſre Eroberungsluſt können wir nicht anhören, ohne daß uns die Zornröthe ins Geſicht ſteigt; wir können keinen aufrichtigen Frieden mit ihnen ſchließen, keinen andern Frieden, als den, der uns die Gewalt in die Hände giebt. Unſre Garantie liegt darin, daß wir die Kanonen ihrer bisherigen Hauptfeſtungen gegen ſie richten, und daß wir ſie in den Zuſtand der vollſtändigen Erſchöpfung verſetzen.

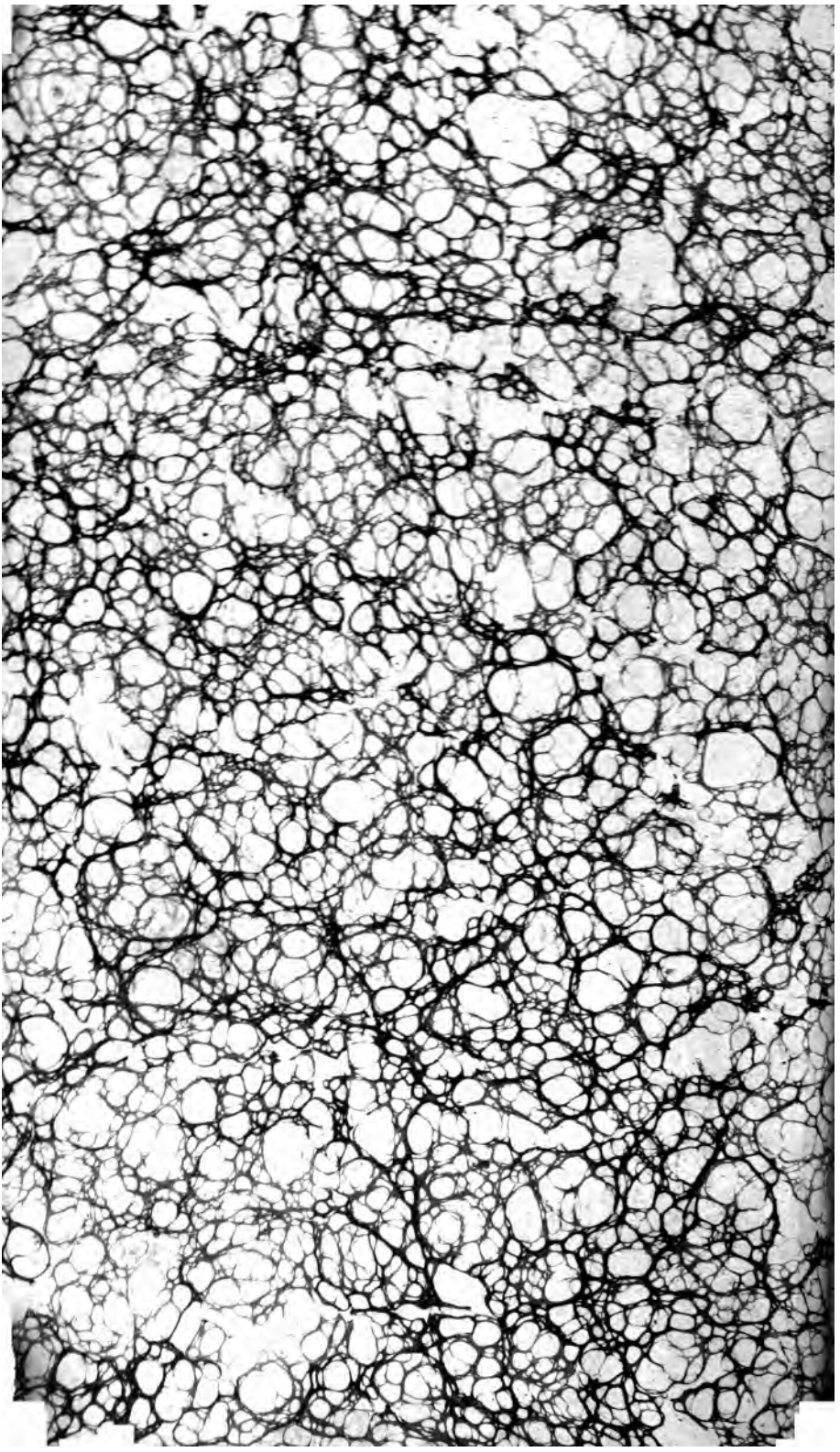
Und das iſt eben ſo traurig als nothwendig. Es war zwar unſre Aufgabe, ihren Wahn, die erſte Nation Europas zu ſein, gründlich auszurotten, und davon hätte Niemand einen geſegneteren Erfolg einernten können als die Franzoſen ſelbſt, die als ebenbürtiges Volk in der Harmonie der Nationen eine glücklichere Rolle hätten ſpielen können. Aber daß wir ſie noch tiefer herab drücken mußten, das iſt ein Verhängniß, das uns mit Trauer erfüllt. Paris iſt keine heilige Stadt, aber eine wichtige Culturſtadt, und ſie wird uns fehlen. Daß in den erſten Decennien von dem hochbegabten Volk etwas andres betrieben wird, als das unheimliche und unfruchtbare Werk des Grolls, wird man ſchwer annehmen, und auch unſre Culturentwicklung wird ernſtlich darunter leiden, daß wir mehr noch als früher Gewehr im Arm ſtehn müſſen.

Gleichviel, wir werden es überwinden. Die gewaltige Zeit,

die kommen mußte, wenn der Deutsche das höchste Glück des sittlichen Menschen erwerben wollte, das Gefühl, in seinem Streben von der Festigkeit eines großen organischen Ganzen getragen zu werden, sie ist nun da, und wie ein Traum ist es über uns gekommen, gewaltiger und glänzender als wir je geahnt. Wie verworren kreuzten sich noch vor kurzem die Vorstellungen von dem was aus Deutschland werden sollte! Wie tief lag noch uns Allen der politische Grundsatz des vorigen Jahrhunderts in den Gliedern, daß nur aus der Zertrümmerung alles Einzelnen das Ganze hervorgehn könne! In imposanter Größe hat sich nun das deutsche Reich zusammengefügt, hervorgerufen allerdings durch eine ungeheure That, durch einen souveränen bewußten Willen, aber getragen, gekräftigt, geheiligt durch das gemeinsame Gefühl der ganzen Nation. Selbst gegen den Kaisertitel waren wir Preußen mißtrauisch, weil er uns an die Römerzüge, an das Reichskammergericht, an den Hofkriegsrath und allenfalls an die Paulskirche erinnerte. Wie ist alles Mißtrauen jetzt so völlig geschwunden! Nicht der Papst, der ohnehin auf seinem Vatikan nicht sicher sitzt, wird den neuen Kaiser krönen; der Kaiser ist nicht römisch, sondern deutsch, und selbst der Tropfen demokratischen Oels, der bei der neuen Würde nicht fehlen soll, ist aus der echten und uralten nationalen Gesinnung geschöpft. Sinnlich ist die neue Würde, aber kein eitler Flitterkram; nur so weit sinnlich, wie jedes echte Symbol sein muß, das vom Volk empfunden und verstanden sein will. Das war es, was dem Norddeutschen Bund fehlte. Den Sachsen z. B. verwirrte es noch immer, daß er grade dem König von Preußen gehorchen müsse. Nun sagt der Sachse, der Baier, der Schwabe: unser Kaiser! Der Kaiser gehört ihnen an so gut wie den Preußen, er ist auch ihr Stolz, sie fühlen sich in ihm geadelt neben den andern Nationen. Nicht wieder aufnehmen wollen wir die abenteuerlichen Ideen unsrer

Reichsvergangenheit, aber daß wir den Faden, der alte theuere Erinnerungen mit dem lebendigen Streben der Gegenwart verknüpft, wiedergefunden haben, dies Glück ist mit den blutigen Opfern des furchtbaren Krieges nicht zu theuer erkauft.

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.



764
.S35
v.2

Stanford University Libraries
3 6105 014 952 662

DATE DUE
SPRING 1983